Kinder- und Hausmärchen

gesammelt durch die

Brüder Grimm

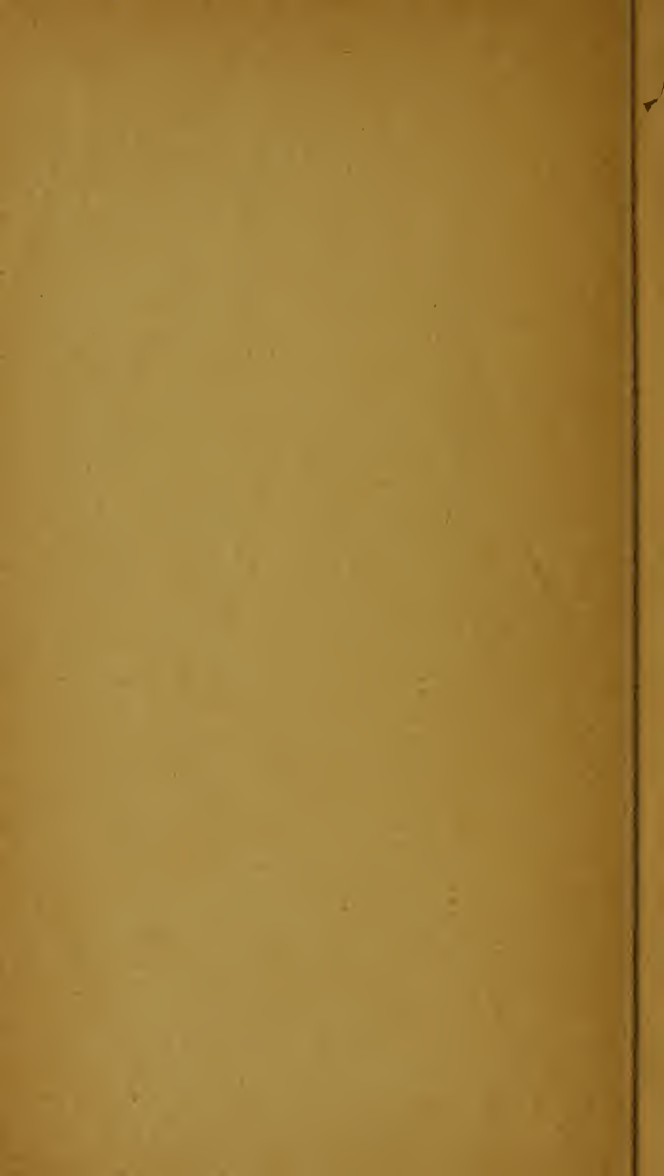
Vollständige Ausgabe

Dritter Band

Neudruck der dritten Auflage

Leipzig

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.



Vorrede.

Die Anmerkungen zu den einzelnen Märchen nennen zuvörderst die Gegenden wo wir aus mündlicher Überlieferung geschöpft haben, und geben die Fälle ausdrücklich an wo aus einer andern Erzählung etwas hereingenommen ist, oder wo zwei zusammengefügt sind. Eine eigentliche Vermischung hat nicht stattgefunden und das Eingerückte kann leicht wieder abgesondert werden. Sodann sind die abweichenden Erzählungen selbst, im ganzen so kurz als möglich, im einzelnen oft so ausführlich als nötig, mitgeteilt. Wer dabei über zu große Genauigkeit klagen oder diese Behandlung zu ernsthaft finden sollte, mag in einzelnen Fällen recht haben; uns schien dieser Weg der beste, weil ein leichteres Anfassen, wozu es an Versuchung nicht fehlen konnte, doch nur einen geringen Vorteil gewährt hätte, in keinem Falle aber die rechte Freiheit, die der schaffende Dichter braucht, und bei welcher der wissenschaftliche Zweck dieser Sammlung ganz würde verloren gegangen sein.

Die Übereinstimmung mit fremden, durch Zeit und Ort oft weit getrennten Überlieferungen ist sorgfältig angezeigt, indem wir auf diesen Umstand, eben weil er nicht leicht zu erklären ist, wohl mit Recht Gewicht legen. Man wird hier und da eine unmittelbare Mitteilung vermuten, vielleicht wahrscheinlich machen können, in den meisten Fällen jedoch nicht, und dann bleibt die Erscheinung unerklärt und nicht minder auffallend.

Die Hinweisungen und Winke über innern Gehalt und mythische Bedeutung darf niemand so verstehen, als ginge daraus jedesmal eine sichere, zweifellose Wahrheit hervor: manches ist nur angeführt, weil sich in der Folge der vermutete Zusammenhang deutlicher ergeben könnte. Die Einleitung zum ersten Bande zeigt wie wir wünschen, daß davon möge Gebrauch gemacht werden.

Die zusammengestellten Zeugnisse bestätigen das Dasein der Märchen in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern, oder sie enthalten Urteile über ihren Wert, die um so mehr Gewicht haben als sie ohne Vorliebe, parteilos und gelegentlich, von Männern sind geäußert worden, welche sich einen freien und unbefangenen Blick bewahrt hatten.

Der Abschnitt, welcher die Litteratur aufstellt, darf sogar bei denen auf Beifall hoffen, die zu einer nähern Betrachtung der Sache selbst nicht Zeit finden. Hätten Vorarbeiten benutzt werden können, so würde er vielleicht vollständiger geworden sein, wir mußten aber alles selbst aufsuchen und durchlesen. Das Verdienst bleibt ihm, den Pentamerone des Basile, der sonst höchstens dem Titel nach ist aufgeführt worden, näher und seinem ganzen Inhalte nach bekannt zu machen.

Kassel, den 4. Januar 1822.

Die lange Zeit die zwischen dieser und der vorigen Ausgabe des dritten Bandes liegt, hat Gelegenheit zu manchen Nachträgen gegeben, wozu auch die Hinweisungen auf die seitdem bekannt gemachten Märchensammlungen gehören. Die im ersten Band der Ausgabe von 1850 mitgeteilte weitere Abhandlung über die Litteratur habe ich ergänzt und fortgeführt, hier der früheren zugefügt.

Berlin, den 25. Mai 1856.

Inhalt des dritten Bandes.



Anmerkungen

zu den

einzelnen Märchen.

1. Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich.

[3]*) Aus Hessen, wo es noch eine andere Erzählung giebt. Ein König, der drei Töchter hatte, war krank und verlangte Wasser aus dem Brunnen, der in seinem Hofe stand. Die älteste ging hinab und schöpfte ein Glas voll, wie sie es aber gegen die Sonne hielt, sah sie daß es trüb war. Das kam ihr seltsam vor, und sie wollte es wieder in den Brunnen schütten, da regte sich ein Frosch darin, streckte den Kopf hervor und sprang endlich auf den Brunnenrand. Er sprach zu ihr

„wann du willst mein Schätzchen sein,
will ich dir geben hell hell Wässerlein.
Willst du aber nicht mein Schätzchen sein,
so mach ich es puttel puttel trübe."

„Ei wer will der Schatz von einem garstigen Frosch sein!" rief die Königstochter und sprang fort. Droben erzählte sie ihren Schwestern von dem wunderlichen Frosch, der im Brunnen sitze und das Wasser trübe. Da ging die zweite hinunter und schöpfte sich ein Glas, das war auch so trüb, daß man es nicht trinken konnte. Da saß der Frosch wieder auf dem Rand und sprach

„wann du willst mein Schätzchen sein,
will ich dir geben hell hell Wässerlein."

[4] „Das wär mir gelegen," rief die Königstochter und sprang fort. Endlich kam auch die dritte, Wasser zu schöpfen, aber es ging ihr damit nicht besser, und der Frosch rief sie an

*) Die in [ ] befindlichen Ziffern zeigen die Seitenzahl der Originalausgabe (3. Auflage, Göttingen, 1856) an.

„wann du willst mein Schätzchen sein,
will ich dir geben hell hell Wässerlein."

„Ja doch," antwortete sie lachend, „ich will dein Schätzchen wohl sein, schaff mir nur reines Wasser, das man trinken kann." Sie dachte „was schadet es, du kannst ihm zu Gefallen das wohl sagen, ein dummer Frosch wird doch nimmermehr mein Schatz werden." Der Frosch aber war wieder in den Brunnen gesprungen, und als die Königstochter zum zweitenmal schöpfte, da war das Wasser so klar, daß die Sonne ordentlich vor Freuden darin blinkte. Da brachte sie das Glas hinauf und sprach zu ihren Schwestern „was seid ihr so einfältig gewesen und habt euch vor dem Frosch gefürchtet." Nun dachte die Königstochter nicht weiter daran und legte sich vergnügt zu Bett. Und als sie ein Weilchen lag und noch nicht eingeschlafen war, hörte sie vor der Thüre ein Geräusch, und darnach sang es

„mach mir auf! mach mir auf!
Königstochter jüngste!
weißt du nicht wie du gesagt,
als ich in dem Brunnen saß,
du wolltest auch mein Schätzchen sein,
gäb ich dir hell hell Wässerlein."

„Ei! da ist ja mein Schatz, der Frosch," sagte das Königskind, „weil ich's ihm versprochen habe, so will ich ihm aufmachen." Also stand sie auf, öffnete ihm ein wenig die Thüre und legte sich nieder. Der Frosch hüpfte ihr nach und hüpfte endlich unten ins Bett zu ihren Füßen und blieb da liegen, und als die Nacht vorüber war und der Morgen graute, sprang er herunter und fort zur Thür hinaus. Am andern Abend, als die Königstochter wieder im Bette lag, krabbelte es abermals vor der Thüre und sang das Sprüchlein, sie machte wieder auf, und der Frosch lag noch eine Nacht zu ihren Füßen. Am dritten Abend kam er wieder, da sprach sie „das ist aber das letzte Mal, daß ich dir aufmache, in Zukunft geschieht's nicht mehr." Da sprang der Frosch unter ihr Kopfkissen, und sie schlief ein. Und als sie am Morgen aufwachte und meinte der Frosch sollte [5] wieder forthüpfen, so stand

ein junger schöner Königssohn vor ihr und sagte, er wäre der bezauberte Frosch gewesen und wäre jetzt erlöst, weil sie ihm versprochen habe sein Schatz zu sein. Da gingen sie beide zum König, der gab ihnen seinen Segen: es ward eine prächtige Hochzeit gehalten und die zwei anderen Schwestern ärgerten sich, daß sie den Frosch nicht zum Schatz genommen hatten.

In einer dritten Erzählung aus dem Paderbörnischen giebt der Königssohn, nachdem er aus der Froschgestalt erlöst ist, seiner Braut beim Abschied ein Tuch, worin sein Name rot geschrieben ist. Wenn der schwarz werde, so sei er tot oder ungetreu. Einmal sieht die Braut mit Leidwesen, daß der Name wirklich schwarz geworden ist. Da verkleidet sie sich mit ihren beiden Schwestern in Reiter und sucht den Königssohn auf, und sie verdingen sich bei ihm. Man bekommt Verdacht gegen sie und streut Erbsen, denn wenn sie fielen und wären Mädchen, so würden sie erschrecken, wären es Männer, so würden sie fluchen. Sie haben aber den Anschlag vernommen, und wie sie über die Erbsen fallen, fluchen sie. Als hernach der Königssohn mit der falschen Braut wegreist, müssen die drei dem Wagen nachreiten. Unterwegs hört der Königssohn ein lautes Krachen und ruft „halt der Wagen bricht," da ruft die rechte Braut hinter dem Wagen „ach nein, es bricht ein Band von meinem Herzen." So kracht es noch zweimal, und jedesmal bekommt er dieselbe Antwort. Da fällt ihm die rechte Braut wieder ein: er erkennt sie in dem Reiter und hält Hochzeit mit ihr.

Das Märchen gehört zu den ältesten in Deutschland, man kannte es unter dem Namen „von dem eisernen Heinrich"; nach dem treuen Diener, der sein kummervolles Herz in eiserne Bande hatte legen lassen. Rollenhagen nennt es so unter den alten deutschen Hausmärlein, auch bezieht sich darauf was Philander von Sittewald (3, 42) sagt „dann ihr Herz stund in meiner Hand, fester als in ein eisern Band," was ebenso sprichwörtlich im Froschmeuseler vorkommt. Auch sonst ist von dem Band der Sorge, dem Stein der auf dem Herzen liegt, die Rede. Ein alter Minnedichter sagt schön „sie ist mir stahlhart in mein Herz gedrückt," und Heinrich von Sax (Man. S. 1, 36) ausdrücklich „mein Herz

in Banden liegt": im Lied von Heinrich dem Löwen (St. 59) „es lag ihr Herz in Banden," in Kellers Württemberger (S. 35) „den Leib mit eisernen Banden beschlagen". Von dem brechenden Herzen sagt Wirnt

[6] von sîme tôde sî erschrac
sô sêre daz ir herze brast
lûte als ein dürrer ast,
swâ man den brichet enzwei.
Wigalois 7697—82.

Der Hauptsache nach lebt das Märchen auch in Schottland fort. In the complaynt of Scotland (geschrieben 1548) wird unter andern Erzählungen the tale of the wolf of the warldis end genannt, die leider ganz verloren gegangen ist; vielleicht die Sage vom nordischen Fenrir. J. Leyden in s. Ausg. des Complaynt (Edinb. 1801. S. 234. 35) glaubt, daß es in verschiedene Lieder und Ammenmärchen zerstückt noch herumgehe, er habe Fragmente singen hören, worin der Brunnen von der Welt End (weli of the warldis end) vorkomme und the well Absolom und the cald well sae weary heiße. Hieran schließt er unser Märchen an, wiewohl der Weltbrunnen recht gut in verschiedene Sagen eingreifen kann, und wir auch in dem deutschen keine Anknüpfung zu jenem Wolf (oder sollte Wolf im Original statt well stehen?) ahnen. Leydens Worte lauten nun, according to the popular tale a lady is sent by her stepmother to draw water from the well of the worlds end. She arrives at the well, after encountering many dangers but soon perceives that her adventures have not reached a conclusion. A frog emerges from the well, and, before it suffers her to draw water, obliges her to betroth herself to the monster, under the penalty of being torn to pieces. The lady returns safe: but at midnight the frog lover appears at the door and demands entrance, according to promise to the great consternation of the lady and her nurse.

„open the door, my hinny, mi hart.
open the door, mine ain wee thing;

> and mind the words that you and I spak
> down in the meadow at the well-spring"

the frog is admitted and addresses her

> „take me up on your knee, my dearie,
> take me up on your knee, my dearie,
> and mind the words that you and I spak
> ad the cauld well sae weary

[7] the frog is finally disenchanted and appears as a prince in his original form.

Noch verdient angemerkt zu werden, daß der Name Heinrich für einen Diener etwas volksmäßiges hat, wie in unserer Ausgabe des armen Heinrich S. 213—216 ausführlich gezeigt ist.

2. Katz und Maus in Gesellschaft.

Aus Hessen, wo es auch von Hähnchen und Hühnchen erzählt wird. Diese hatten einen Edelstein im Mist gefunden, beim Juwelier verkauft, ein Fetttöpfchen dafür erhandelt und das für den Winter auf einen Schrank gestellt. Das Hühnchen frißt es aber nach und nach leer, und wie das an den Tag kommt, wird das Hähnchen ganz wütend und hackt sein Hühnchen tot, das es hernach mit großer Reue und Traurigkeit begräbt, wie in dem Märchen von dem Tod des Hühnchens (Nr. 80). Auch in Hinterpommern vom Hähnchen und Hühnchen, wo die Kinder Schlichtaf, Halfut, Stülpum heißen; s. Firmenich Völkerstimmen S. 91. 92. Ferner wird es vom Fuchs und Hahn erzählt, die einen Honigtopf gefunden. Die Kinder bekommen in der Taufe die bedeutenden Namen Randaus, Halbaus, Ganzaus. Bei Müllenhoff Nr. 28 vom Fuchs und Bär. Norwegisch auch vom Bär und Fuchs bei Asbjörnsen Nr. 17; die Namen sind Angefangen, Halbverzehrt, Ausgeleckt. Einen ähnlichen Verlauf hat das Negermärchen von der Henne und der Katze (Nr. 2).

3. Marienkind.

Aus Hessen. Nach einer anderen Erzählung geht der arme Mann, da er seine Kinder nicht ernähren kann, in den Wald und will sich erhenken. Da kommt ein schwarzer Wagen mit vier

schwarzen Pferden, eine schöne, schwarzgekleidete Jungfrau steigt aus und sagt ihm, er werde in einem Busch vor seinem Haus einen Sack mit Geld finden, dafür solle er ihr geben was im Hause verborgen sei. Der [8] Mann willigt ein, findet das Geld, das verborgene aber ist das Kind im Mutterleib. Als es geboren ist, kommt die Jungfrau und will es abholen, doch, weil die Mutter so viel bittet, läßt sie es noch bis zum zwölften Jahr. Dann führt sie es fort zu einem schwarzen Schloß; alles ist prächtig darin, es darf an alle Orte hin, nur nicht in eine Kammer. Vier Jahre gehorcht das Mädchen, da kann es der Qual der Neugierde nicht länger widerstehen und guckt durch einen Ritz hinein. Es sieht vier schwarze Jungfrauen, die, in Bücherlesen vertieft, in dem Augenblick zu erschrecken scheinen, seine Pflegemutter aber kommt heraus und sagt „ich muß dich verstoßen, was willst du am liebsten verlieren?" „Die Sprache" antwortet das Mädchen. Sie schlägt ihm auf den Mund, daß das Blut hervor quillt, und treibt es fort. Es muß unter einem Baum übernachten, da findet es am Morgen der Königssohn, führt es mit sich fort und vermählt sich, gegen seiner Mutter Willen, mit der stummen Schönheit. Als das erste Kind zur Welt kommt, nimmt es die böse Schwiegermutter, wirft es ins Wasser, bespritzt die kranke Königin mit Blut und giebt vor, sie habe ihr eigen Kind gefressen. So geht es noch zweimal, da soll die Unschuldige, die sich nicht verteidigen kann, verbrannt werden. Schon steht sie in dem Feuer, da kommt der schwarze Wagen, die Jungfrau tritt heraus, geht durch die Flammen, die sich gleich niederlegen und erlöschen, hin zu der Königin, schlägt ihr auf den Mund und giebt ihr damit die Sprache wieder. Die drei andern Jungfrauen bringen die drei Kinder, die sie aus dem Wasser gerettet haben. Der Verrat kommt an den Tag und die böse Schwiegermutter wird in ein Faß gethan, das mit Schlangen und giftigen Nattern ausgeschlagen ist, und wird einen Berg herabgerollt.

Verwandt ist die Tochter des Armen bei Meier Nr. 36, ein norwegisches Märchen bei Asbjörnsen (Nr. 8) und ein schwedisches vom Graumantel (s. unten): Ähnlichkeit damit hat die Le-

gende von der heil. Ottilie, zumal wie sie Frau Naubert in ihren Volksmärchen (Tl. 1) erzählt. Im Pentam. (1, 8) wird zur Strafe ein Ziegengesicht gegeben. Wendisch die Patenschaft der hl. Maria bei Haupt und Schmaler Nr. 16. S. 179. Walachisch die eingemauerte Mutter bei Schott Nr. 2. Die gründliche Idee von vielen erlaubten aber einer verbotenen Thür kehrt vielmal und mit verschiedener Einleitung, wie in dem Märchen von Fitchers Vogel (Nr. 46) wieder. [9] Wenn jeder Apostel in einer glänzenden Wohnnng sitzet, so ist das Lied vom hl. Anno zu vergleichen V. 720, wo es heißt, daß die Bischöfe im Himmel wie Sterne zusammen säßen. Es ist ein alter Zug, daß Jungfrauen, ihrer Kleider beraubt, sich mit ihren langen Haaren bedecken, von der hl. Agnes erzählt es die Bibl. maxima 27, 82b, von der hl. Magdalena Petrarch in lateinischen Versen; eine Abbildung von dieser in den Magasin pittoresque 1, 21. Nach einer altspanischen Romanze sitzt eine Königstochter auf einer Eiche und ihre langen Haare bedecken den ganzen Baum; Diez, altspan. Romanzen 177. Geibel, Volkslieder und Romanzen der Spanier S. 151. 152.

4. Fürchten lernen.

Dieses Märchen wird an andern Orten gewöhnlich mit neuen oder verschieden gestellten Proben der Herzhaftigkeit erzählt, und ist mit der Sage vom Bruder Lustig und dem Spielhans (Nr. 81. 82) verwandt. Wie der Furchtlose, so fährt Parzival in einem zauberhaften Bett durch das Schloß 566. 567. Zu Grund liegt hier eine meklenburgische Erzählung, aus einer hessischen in der Schwalmgegend, ist das Kegelspiel mit den Totengebeinen eingerückt. In einer andern aus Zwehrn wird erzählt, daß Gespenster mit neun Knochen und einem Totenkopf kommen und den Jungen zum Spiel einladen, das er ohne Furcht annimmt, worin er aber all sein Geld verliert; um Mitternacht verschwindet der Spuk von selbst. Aus dieser ist auch genommen, daß die Leiche herbeigetragen wird, die er im Bett erwärmen will. Sie hat aber auch weiter keine Proben, und es fehlt der scherzhafte Schluß, der dagegen wieder in einer dritten hessischen, wo der Junge ein Schnei-

der ist, so vorkommt, daß die Frau Meisterin einen Eimer kalt Wasser über ihn gießt, als er im Bett liegt. In einer vierten Erzählung wird die große Mannhaftigkeit einem jungen Tiroler zugeschrieben. Er berät sich mit seinem Vater, was für ein Handwerk ihm wohl am zuträglichsten sein würde, und entschließt sich endlich das Fürchten zu lernen. Ein neuer Zug darin ist, daß nachts ein Gespenst hereintritt, ganz mit Messern bedeckt, und den Tiroler niedersitzen heißt, um sich von ihm [10] den Bart scheren zu lassen, wie das bei Musäus in der Sage von stummer Liebe (4, 65—82) vorkommt, und Ähnliches von Cl. Brentano in den Anmerkungen zu der Gründung Prags erzählt wird. Er thut's ohne Furcht, wie das Gespenst zu Ende ist, will es ihm auch den Hals abschneiden, aber in dem Augenblick schlägt es zwölf und es verschwindet. Angeknüpft ist dann hier die Sage von dem getöteten Drachen, dem er die Zunge ausschneidet, womit er sich späterhin als Sieger ausweist und die Königstochter gewinnt; wie sie in dem Märchen von den Goldkindern (Nr. 85) ausführlich vorkommt. Eine fünfte Erzählung aus Zwehrn verdient unabgekürzt hier mitgeteilt zu werden.

Es ist einmal einer in der Welt gewesen, dessen Vater war ein Schmied, den haben sie auf den Totenhof und aller Orten hingebracht, wo es fürchterlich ist, aber er hat sich nicht gefürchtet. Da sprach sein Vater „komm nur erst in die Welt, du wirst es schon noch erfahren.“ Da ging er fort, und es trug sich zu, daß er nachts in ein Dorf kam, und weil alle Häuser verschlossen waren, legte er sich unter den Galgen. Und als er einen daran hängen sah, redete er ihn an und sprach „warum hängst du da?“ Da antwortete der Gehenkte „ich bin unschuldig, der Schulmeister hat das Glöckchen vom Klingelbeutel gestohlen und mich als den Dieb angegeben. Wenn du mir zu einem ehrlichen Begräbnis hilfst, so will ich dir einen Stab schenken, womit du alle Gespenster schlagen kannst. Das Glöckchen hat der Schulmeister unter einen großen Stein in seinem Keller versteckt.“ Als er das gehört hatte, machte er sich auf, ging in das Dorf vor des Schulmeisters Haus und klopfte an. Der Schulmeister stand auf, wollte

über seine Thüre nicht öffnen, weil er sich fürchtete, da rief jener „wo du deine Thür nicht aufmachst, so schlag ich sie ein.“ Nun öffnete sie der Schulmeister, und jener packte ihn gleich im Hemde wie er war, nahm ihn auf den Rücken und trug ihn vor des Richters Haus. Da rief er laut „macht auf, ich bringe einen Dieb.“ Als der Richter herauskam, sprach er „hängt den armen Sünder draußen vom Galgen herab, er ist unschuldig, und hängt diesen dafür hin, er hat das Glöckchen vom Klingelbeutel gestohlen, es liegt in seinem Keller unter einem großen Stein.“ Der Richter schickte hin, und das Glöckchen ward gefunden, so daß der Schulmeister den Diebstahl bekennen mußte. Da sprach der Richter das Urteil, daß der Unschuldige vom Galgen [11] abgenommen und in Ehren begraben werden sollte, der Dieb aber dafür hinaufgehenkt.

Die andere Nacht, als der Unschuldige schon in einem christlichen Grab ruhte, ging der junge Schmied wieder hinaus. Da kam der Geist und schenkte ihm den Stab, den er ihm versprochen hatte. Sprach der Schmied „nun will ich in die Welt gehen und den Fürchtemich suchen.“

Es trug sich zu, daß er in eine Stadt kam, wo ein verwünschtes Schloß stand, in das sich nun und nimmermehr jemand wagte. Als der König hörte, daß ein Mann angekommen wäre, der nichts fürchte, so ließ er ihn rufen und sprach „wenn du mir das Schloß erlösest, will ich dich so reich machen, daß du deines Reichtums kein Ende wissen sollst.“ „O ja,“ antwortete er, „recht gern, es muß mir nur einer den Weg zeigen zu dem Schloß.“ Sprach der König „ich habe auch keine Schlüssel dazu.“ „Die brauch ich nicht,“ antwortete er, „ich will schon hineinkommen.“ Da ward er hingeführt, und als er vor das vorderste Thor kam, schlug er mit seinem Stabe daran, alsbald sprang es auf, und dahinter lagen die Schlüssel zum ganzen Schloß. Er schloß die erste innere Thür auf, und wie sie sich aufthat, kamen ihm die Gespenster entgegen, das eine hatte Hörner auf, das andere spie Feuer, und alle waren kohlschwarz. Da sprach er „was das für Kerle sind! das mögen die rechten Kohlenbrenner sein, die können mit heim

gehen und meinem Vater das Feuer zurecht machen." Und als sie auf ihn eindrangen, nahm er seinen Stab und schlug sie zusammen, jedesmal sechs, packte sie und steckte sie in eine Stube, wo sie sich nicht mehr rühren konnten. Darauf nahm er die Schlüssel wieder in die Hand und schloß die zweite Thüre auf. Da stand ein Sarg und ein Toter lag darin und neben ihm auf der Erde ein großer schwarzer Pudel, der hatte eine glühende Kette um den Hals. Da ging er hinzu, schlug mit seinem Stab auf den Sarg und sprach „was liegst du, alter Kohlenbrenner, darin?" Der Tote richtete sich auf und wollte ihn schrecken, aber er rief ihm zu „gleich heraus mit dir." Und als der Tote nicht gleich folgte, packte er ihn und steckte ihn zu den andern. Dann kam er wieder und faßte die glühende Kette und wickelte sie um sich und rief „fort mit dir!" Aber der schwarze Hund wehrte sich und spie Feuer. Da sprach er „kannst du das, so will ich dich um so mehr mitnehmen, du sollst auch meinem Vater helfen Feuer anmachen." [12] Aber eh' er sich's versah, war der Hund weg, und mag wohl der Teufel gewesen sein. Nun hatte er noch einen kleinen Schlüssel für die letzte Thüre. Wie er die aufschloß, kamen ihm zwölf schwarze Gespenster mit Hörnern und Feueratem entgegen, aber er schlug sie mit seinem Stab zusammen, schleppte sie hinaus und warf sie in ein Wasserbehälter, das er mit dem Deckel zuschloß.

„Die hätte ich zur Ruhe gebracht," sprach er vergnügt, „aber es ist mir warm dabei worden, ich möchte einen Trunk darauf haben." Da ging er in den Keller und zapfte sich von dem alten Wein der da lag, und war guter Dinge. Der König aber sprach „ich möchte doch wissen, wie es ihm ergangen ist," und schickte seinen Beichtvater hin, denn es getraute sich kein anderer in das verwünschte Schloß. Als der Beichtvater, der krumm und bucklig war, vor das Thor kam und anklopfte, machte der junge Schmied auf, als er ihn aber in seiner Mißgestalt und in seinem schwarzen Rock erblickte, rief er „ist doch noch einer übrig, was willst du, du alter buckliger Teufel?" und sperrte ihn auch ein.

Nun wartete der König noch einen Tag, als aber der Beichtvater gar nicht zurückkam, so schickte er einen Haufen Kriegsvolk,

das sollte mit Gewalt in das Schloß eindringen. Der Schmied sprach „es kommen Menschen, da will ich gern aufmachen.“ Die fragten ihn warum er des Königs Beichtvater festgehalten hätte. „Ei was,“ sprach er, „wie konnte ich wissen, daß es der Beichtvater war? was kommt er auch in einem schwarzen Rock daher!“ Da fragten ihn die Soldaten, was sie dem König sagen sollten. „Er möchte selbst hierher kommen,“ antwortete er, „das Schloß wär rein.“

Als der König das hörte kam er voll Freude und fand große Reichtümer an Edelsteinen, Silbergeschmeide und altem Wein; das war alles wieder in seiner Gewalt.

Nun ließ er dem jungen Schmied ein Kleid machen, ganz von Gold. „Nein,“ sprach er, „das will ich nicht, das ist ein Narrenkleid“ und warf es weg, „aber ich gehe nicht eher aus dem Schloß fort, bis mir der König den Fürchtemich gezeigt hat, der muß ihn ja wohl kennen.“ Da ließ ihm der König einen weißen linnenen Kittel machen, und, um ihm doch etwas Gutes zu thun, viel Goldstücke hineinnähen. Aber der junge Schmied sprach „das ist mir zu schwer!“ und warf es fort und that seinen alten Kittel an, „aber, eh' [13] ich heim zu meinem Vater gehe, muß ich erst den Fürchtemich sehen.“ Da nahm er seinen Stab und ging zu dem König, der führte ihn zu einer Kanone: die besah der junge Schmied und ging um sie herum und fragte, was das für ein Ding wäre. Sprach der König „stell dich einmal ein wenig zur Seite“, ließ laden und losschießen. Wie es nun den gewaltigen Knall that, rief der junge Schmied „das war der Fürchtemich! jetzt habe ich ihn gesehen!“ und ging vergnügt nach Haus.

Eine sechste Erzählung ist aus dem Paderbörnischen. Hans spricht allezeit zu seinem Vater, er fürchte sich vor nichts auf der Welt. Der Vater will ihm das abgewöhnen und heißt die beiden Töchter abends sich in das Beinhäuschen verstecken: er wolle den Hans nachts hinausschicken, da sollten sie, in ein weiß Bettuch eingehüllt, mit Knochen nach ihm werfen, so würde er schon erschrecken. Um elf Uhr spricht der Vater „ich habe so Zahnweh, Hans, geh und hol mir einen Totenknochen, aber nimm dich in

acht, es könnte im Beinhaus spuken.“ Wie er nun hinauskommt, werfen ihn die Schwestern mit Totenköpfen. „We smit mie do?“ ruft Hans, „wen't noch einmol deust, so faste mol seihn.“ Sie werfen noch einmal, da packt er sie und dreht ihnen den Hals um. Dann nimmt er einen Knochen und geht heim damit. „Wie ist dir's gegangen, Hans,“ spricht der Vater. „Gud, awerst et wörren do twei witte Dinger, de schmeten mie, awerst ick heve allen den Hals umdrehet.“ „O weh,“ ruft der Vater, „es waren deine Schwestern, geh gleich fort, sonst mußt du auch sterben.“ Hans macht sich auf in die weite Welt und sagt überall „ick heite Hans Fürchtemienig.“ Er soll drei Nächte in einem Schloß wachen und es dadurch von den Gespenstern befreien. Der König giebt ihm noch einen Soldaten mit, Hans bittet sich zwei Flaschen Wein und eine Peitsche aus. Nachts wird's so kalt, daß es die beiden nicht aushalten können. Der Soldat geht hinaus und will Feuer in den Ofen machen, da drehen ihm die Gespenster den Hals um. Hans bleibt in dem Zimmer und wärmt sich mit Wein. Da klopft es an, Hans ruft „kumm herin, wenn de en Kop hest.“ Es kommt niemand, aber es klopft noch einmal, da ruft Hans „kumm herin, wenn de auck kenen Kop hest!“ Da knistert es oben am Balken, Hans guckt hinauf und sieht ein Mäuseloch, daraus fällt ein Töpfchen mit Werg herab, und daraus wird ein Pudelhündchen und das wächst zusehends und wird endlich ein [14] großer Mann, der aber den Kopf nicht oben, sondern unter dem Arm hat. Hans spricht zu ihm „sette dinen Kop up, wie wilt in Karten spelen.“ Das Ungetüm thut's, und sie spielen miteinander. Hans verliert tausend Thaler, die er ihm in der nächsten Nacht zu bezahlen verspricht. Da geht es, wie in der vorigen. Der Soldat, der dem Hans abermals beigegeben ist, friert und geht hinaus Feuer anzumachen: wie er sich bückt, wird ihm der Kopf abgehauen. Hans hört es wieder klopfen, da ruft er „kumm herin mit odder ohne Kop.“ Das Gespenst tritt herein, den Kopf unter dem Arm, muß ihn aber aufsetzen, damit sie wieder spielen können. Hans gewinnt zweitausend Thaler von ihm, das Gespenst verspricht sie in der nächsten Nacht zu bringen. In dieser letzten ist der An=

fang wieder derselbe, der Soldat der das Zimmer verläßt um Feuer anzumachen, wird von den Gespenstern in den Ofen gesteckt und muß darin ersticken. Zu dem Hans kommt der mächtige Geist, bringt ihm die schuldigen tausend Thaler und sagt ihm, er sollte sich geschwind fortmachen, sonst ging's ihm ans Leben: die Gespenster kämen alle zu einer großen Versammlung. Aber Hans will nicht und sagt „ick will iuch schon de Döre wiesen.“ Beide streiten miteinander wer weichen soll, bis sie einig werden drei zu zählen, wer dann am ersten den Finger ins Schlüsselloch steckte, der sollte bleiben. Hans zählt, und der Geist ist zuerst mit dem Finger darin, da holt Hans ein Stückchen Holz und einen Hammer und keilt ihn fest, nimmt dann seine Peitsche und haut ihn so gewaltig, daß der Geist verspricht, sich nie mehr mit allen seinen Geistern im Schlosse sehen zu lassen, wenn er sich in dem kleinen Blumengärtchen hinter dem Schlosse aufhalten dürfte. Hans bewilligte das und läßt ihn los, da lauft der Geist gleich mit allem andern Gespenstervolk in den Garten. Der König läßt eine hohe Mauer darum bauen, das Schloß ist erlöst, und Hans kriegt die Königstochter zur Frau. Abermals mit eigentümlichen Abweichungen in Wolfs Hausmärchen S. 328 und 408, bei Zingerle S. 281—290, bei Pröhle Kinder- und Volksmärchen Nr. 33. Niederländisch der kühne Soldat, in Wolfs niederländischen Sagen S. 517—522. Schwedisch Graakappen bei Molbech Nr. 14. Dänisch de modige Svend bei Molbech Nr. 29.

Übrigens kommt in einer isländischen Erzählung ein ähnlicher Charakter vor: Hreidmar ist auch ein solcher scheinbarer Tölpel, der nur wünscht einmal zu wissen, was Zorn ist und es auch erfährt. [15] Goethe hat sich sinnvoll über dieses Märchen geäußert; s. Werke (1833) 46, 274. Schriften der skand. Litteratur-Gesellsch. 1816. 1817. S. 208 ff.

5. Der Wolf und die Geißerchen.

Aus der Maingegend. In Pommern soll es von einem Kinde erzählt werden, das, als seine Mutter fortgegangen ist, von dem Kindergespenst, ähnlich dem Knecht Ruprecht, verschlungen wird.

Aber die Steine, die er mitverschlingt, machen das Gespenst so schwer, daß es zur Erde fällt und das Kind unversehrt wieder herausspringt. Aus dem Elsaß in Stöbers Volksbüchlein S. 100. Boner (Nr. 33) erzählt das Märchen ganz einfach, die Mutter warnt ihr Geißlein vor dem Wolf, den es auch, als er mit verstellter Stimme herankommt, nicht einläßt. Noch kürzer in einem alten Gedicht (Reinhart Fuchs 346), wo aber das Geißlein durch einen Ritz den Wolf erkennt. So auch Buckard Waldis (Frankfurt 1565. Fab. 24) und Hulderich Wolgemuth in seinem erneuten Esopus (Frankf. 1623). Eine lebendige Erzählung davon aus dem siebenbürg. Sachsen bei Haltrich Nr. 33. Lafontaine (IV. 1, 15) hat die Fabel einfach wie Corrozet, doch gedenkt jener des Umstands mit der weißen Pfote, welche das Geißlein zu sehen verlangt wie in unserm Märchen, und wir erinnern uns eines Bruchstücks aus einem vollständigen Französischen. Der Wolf geht zum Müller, reicht ihm die graue Pfote und spricht

„meunier, meunier, trempe moi ma patte dans ta farine blanche.“
„non, non! non, non!“ „alors je te mange.“

Da thut es der Müller aus Furcht.

Auch Psamathe, die Nereide, sandte den Wolf auf Peleus' und Telamons Herden, der Wolf fraß sie insgesamt und wurde dann versteinert, wie ihm hier Steine eingenäht werden. Doch liegt die Sage vom versteinerten Wolf noch tiefer.

[16] 6. Der getreue Johannes.

Aus Zwehrn, eine andere Erzählung aus dem Paderbörnischen. Ein armer Bauer bittet, auf Geheiß eines alten Mütterchens, den zu Gevatter, der ihm zuerst draußen auf dem Weg begegnet, und den er noch nicht kennt. Das ist nun der König, der hebt auch das Kind aus der Taufe und giebt ihm den Namen Roland. Die Königin war aber zu derselben Stunde niedergekommen und ihr Kind Joseph genannt. Als ein Jahr herum ist, läßt der König den kleinen Roland abholen und nimmt ihn an Kindesstatt an. Roland und Joseph wachsen zusammen auf und halten

sich für Geschwister. Als sie zwanzig Jahr alt sind, reitet der König einmal fort und hinterläßt ihnen die Schlüssel zu allen Stuben; sie sollen alle aufschließen dürfen, nur eine nicht. Roland aber ist so neugierig, daß er am dritten Tag den Joseph beredet, mit ihm in die verbotene Stube zu gehen. Sie ist ganz mit Tuch ausgeschlagen, als aber Roland das auch in die Höhe hebt, so sieht er das Bild einer wunderschönen Jungfrau und fällt bei dem Anblick in Ohnmacht. Joseph trägt ihn hinaus, Roland wird wieder zu sich gebracht, ist aber von Stund an krank aus Liebe und hat keine Ruhe, bis sie beide in das Reich ziehen, wo die Königstochter lebt. Sie muß dort sieben Jahre in einem Turm sitzen, abends wird sie in einem verschlossenen Wagen zu ihren Eltern gebracht und morgens früh vor Tages Anbruch wieder in den Turm zurück. Roland und Joseph können sie gar nicht einmal sehen und müssen unverrichteter Sache wieder heimreisen. Da giebt ihnen der Vater vier Schiffe, drei mit Kanonen besetzt und das eine mit den schönsten Waren beladen. Sie schiffen hin und geben sich für Kaufleute aus, und Joseph bittet den König, er möge das Gesetz erlassen, daß immer nur ein einzelner Mensch auf sein Schiff gehen dürfe, weil er sonst zu sehr bestürmt würde. Das geschieht, der König kommt nun selbst aufs Schiff und danach die Königin und kaufen viel. Und weil alles so schön ist, soll es ihre Tochter auch sehen. Sobald sie aber das Schiff betreten hat, wird der Anker gelichtet und die schöne Braut fortgeführt. Der König schickt ein Schiff, sie wiederzuholen, aber das wird von den Kanonen in den [17] Grund geschossen. Während der Fahrt hat Joseph nachts einmal die Wache, da hört er ein Brausen und eine Stimme, die ruft „wißt ihr was Neues?“ „Neues genug,“ antwortet eine andere, „die schöne Königstochter ist geraubt und sitzt in dem Schiffe hier. Wer sie aber denkt zur Frau zu nehmen, der muß erst jemand haben, der dem schwarzen Pferd den Kopf abhaut.“ Da erschrak Joseph, und als Roland in der folgenden Nacht wachen will, bittet ihn Joseph lieber zu schlafen und ihm die Wache zu überlassen. Da hört er wieder die Stimmen, „wißt ihr was Neues?“ „Neues genug, die Königstochter ist geraubt

und sitzt im Schiffe, wer sie gedenkt zur Frau zu haben, der kann nur dazu gelangen, wenn einer da ist, der, wann der Bräutigam der Braut Gesundheit trinkt, ihm das Glas vor dem Munde weg schlägt, daß die Scherben herum fliegen. Wer das aber nachsagt, der steht in Stein bis ans Herz.“ Joseph wacht auch in der dritten Nacht, da hört er, „der Bräutigam kann die Braut nicht erlangen, wenn nicht einer da ist, der dem Drachen die sieben Köpfe abschlägt, die dieser in der Brautnacht zum Fenster hereinsteckt. Wer das aber nachsagt, steht in Stein bis an den Kopf.“ Folgenden Tags langen sie an, der König kommt ihnen mit seinen Leuten entgegen und bringt dem Joseph ein weißes Pferd mit, dem Roland ein schwarzes. Joseph besteigt das seinige und haut dem schwarzen den Kopf ab. Alle sind erstaunt und aufgebracht und fragen nach der Ursache, aber er antwortet „ich kann und darf es nicht sagen.“ So schlägt er auch, als bei der Hochzeitsfeier Roland seiner Braut Gesundheit trinken will, diesem das Glas vor dem Munde weg, daß die Scherben fliegen. Endlich in der Nacht, als Roland und seine Braut schon schlafen, geht er mit gezogenem Schwert in der Kammer vor dem Fenster auf und ab. Plötzlich fängt es an zu brausen und zu brüllen, und ein Drache steckt seine sieben Köpfe herein. Er haut sie in einem Hieb herab, daß das Blut in die Stube spritzt und seine Stiefeln füllt. Die Wachen rufen bei dem Lärm den König, dieser kommt und als er die Thüre öffnet, strömt ihm das Blut entgegen und er erblickt den Joseph mit gezücktem Schwert. „Ach was hast du gethan, mein Sohn?“ ruft er aus. Da kann Joseph nicht anders, er erzählt alles und wird augenblicklich ganz in Stein verhüllt, so daß man nichts von ihm sieht als sein Gesicht, das zu schlafen scheint. Nach Verlauf eines Jahres bringt die junge Königin einen Sohn zur Welt, und da träumt ihr drei Nächte hintereinander, wenn man [18] mit des Kindes Blut den Joseph bestriche, so würde er erlöst. Sie erzählt dem Roland ihren Traum, der läßt alle Räte des Landes zusammenkommen, die sprechen ja, er müsse sein Kind für des Freundes Leben opfern. Da wird das Kind getauft und dann wird ihm der Kopf abgehauen. Mit dem Blute des Kindes aber

wird Joseph bestrichen, alsbald schwindet der Stein an ihm, und er steht auf und spricht „ach, lieber Bruder, warum hast du mich geweckt? ich habe so sanft geschlafen.“ Sie erzählen ihm, wie alles sich zugetragen, da sagt Joseph „nun muß ich dir wieder helfen,“ bindet das tote Kind in ein linnen Tuch und geht mit ihm fort. Als er schon dreiviertel Jahr gewandert ist und, von Herzen betrübt, daß er keine Hilfe finden kann, unter einen Baum sich setzt, kommt ein alter Mann und giebt ihm zwei Fläschlein, darin ist Wasser des Lebens und Wasser der Schönheit. Joseph trägt es nun heim, muß aber, weil er nichts mehr hat, betteln. Nach einem Vierteljahr kommt er zu seines Vaters Schloß, da setzt er sich auf die Brücke und bestreicht das Kind erst mit dem Wasser des Lebens, wovon es das Leben wieder erhält, dann mit dem Wasser der Schönheit, wovon es so frisch und lieblich wird wie kein anderes. Darauf bringt er es seinen Eltern, die sich von Herzen darüber freuen. Eine dritte, wiederum abweichende Erzählung in Wolfs Hausmärchen S. 383.

Es ist offenbar die Sage von den treuen Freunden, dem Amicus und Amelius. Der eine opfert sich für den andern und begeht scheinbares Unrecht an ihm, dagegen giebt dieser seine Kinder hin, um jenen wieder zu erretten, doch durch ein Wunder werden auch diese im Leben erhalten. Wie im armen Heinrich eine reine Jungfrau sich opfert, so in unserm Märchen ein treuer Meister, wie der alte Hildebrand es für Dieterich ist, so daß die Sage vom Kind Oney den Übergang bilden könnte. Vergl. das Märchen von den zwei Brüdern (Nr. 60), den armen Heinrich S. 187 folg. und weitere Nachweisungen im Athis S. 46. Das Schicksal, das in dem Gedichte Hartmanns der Arzt verkündet, verraten hier die Schicksalsvögel, die Raben. Das Brauthemd (ein gemachtes heißt es nach dem Volksausdruck im Gegensatz zu dem bloß zugeschnittenen) das den, der es anzieht, mit Feuer verzehrt, gleicht ganz dem Gewand, das Dejanira dem Herkules und Medea der Glauce schickt. In unserm Märchen ist wahrscheinlich ausgefallen, daß ein Zauberweib den jungen König aus irgend einem Grunde hat [19] verderben wollen. In dem entsprechenden,

aber doch sehr eigentümlichen italienischen (Pentam. 4, 9) ist es wahrscheinlich der Vater der entführten Braut, der das Unglück durch Verwünschungen nachschickt. Zu vergleichen ist ein russisches Märchen bei Dieterich S. 38 und eine Erzählung der Neger bei Kölle (s. unten).

Eine ähnliche Schiffsausrüstung in dem Gedicht von Gudrun (1060 ff.) bei der Fahrt, auf welcher Horand die Hilde holen soll.

7. Der gute Handel.

Aus dem Paderbörnischen. Der Schwank, wonach der Bauer die Schläge der Schildwacht und dem Juden zuweist, wird ähnlich auch von dem Narren Nasureddin beim Tamerlan (Flögel Gesch. der Hofnarren S. 178) so wie von dem Kalenberger Pfaffen (das Gedicht von ihm gleich im Eingang in v. d. Hagens Narrenbuch S. 272—277, bei Flögel S. 255) erzählt. Auch bei Sacchetti in der 195. Novelle von einem Bauer, der einem Könige von Frankreich seinen verlorenen Sperber wiederbringt. Etwas Ähnliches führt Bertoldo aus. Er soll Schläge erhalten, bittet aber um Schonung des Kopfs (capo). Nun erhält er die Schläge nicht, sondern die nach ihm kommen, denn er ist der erste, der Anführer (capo). Auch beschwichtigt Bertoldino die Frösche, indem er Goldstücke nach ihnen wirft; s. Hagens Einleitung zum Morolf S. 18. 19.

8. Der wunderliche Spielmann.

Aus Lorsch bei Worms. Es scheint, das Märchen ist nicht ganz vollständig, es müßte ein Grund angegeben sein, warum der Spielmann die Tiere, die er wie Orpheus herbeilocken kann, so hinterlistig behandelt. Es giebt ein ähnliches Märchen bei den Sachsen in Siebenbürgen, wie Haltrich Nr. 50 bemerkt.

[20] 9. Die zwölf Brüder.

Aus Zwehrn, doch fehlte dort der Zug, daß das Mädchen durch die zwölf Kinderhemder aufmerksam wird und nach seinen Brüdern fragt, der aus einer andern, sonst dürftigern Erzählung,

gleichfalls aus Hessen, hereingekommen ist. Ähnlich ist eine bei dem Märchen von den sechs Schwänen (Nr. 49) mitgeteilte Sage aus Deutschböhmen. Ein rotes Panier bezeichnet im Wigalois den Kampf auf Tod und Leben (6153). Im Pentamerone die sieben Tauben (IV. 8). Norwegisch bei Asbjörnsen S. 209. Auch ist zu vergleichen das litauische Märchen in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften 11, 209—212.

10. Das Lumpengesindel.

Aus dem Paderbörnischen. Es hat Ähnlichkeit mit dem Märchen von Herrn Korbes (Nr. 41) und den Bremer Stadtmusikanten (Nr. 27). Aus Hinterpommern verbunden mit dem Märchen von Katz und Maus in Firmenichs deutschen Mundarten 91. 92.

11. Brüderchen und Schwesterchen.

Nach zwei Erzählungen aus den Maingegenden, die sich vervollständigen; in der einen fehlt der Umstand, daß das Hirschlein in die Jagd hineinspringt und den König durch seine Schönheit lockt.

Nach einer andern Überlieferung, die uns H. R. v. Schröter mitgeteilt hat, ist das Brüderchen von der Stiefmutter in ein Rehkalb verwandelt und wird von ihren Hunden gehetzt. Es steht am Fluß und ruft hinüber zu den Fenstern des Schwesterchens

„Ach Schwesterchen, errette mich,
des Herren Hunde jagen mich,
[21] sie jagen mich so schnell,
sie wollen mir aufs Fell,
sie wollen mich den Pfeilen geben,
und mir also das Leben nehmen."

Aber Schwesterchen war schon von der Stiefmutter aus dem Fenster geworfen und in eine Ente verwandelt, und von dem Wasser klang es zu ihm

„Ach, Brüderchen, gedulde,
ich lieg im tiefsten Grunde!
die Erde ist mein Unterbett,
das Wasser ist mein Oberbett.

Ach, Brüderchen, gedulde,
ich lieg im tiefsten Grunde!"

Als Schwesterchen hernach in die Küche zum Koch kommt und sich ihm hat zu erkennen gegeben, da fragt es

„Was machen meine Mädchen, spinnen sie noch?
Was macht mein Glöckchen, klingt es noch?
Was macht mein kleiner Sohn, lacht er noch?"

Er antwortet

„Deine Mädchen spinnen nicht mehr,
dein Glöckchen klingt nicht mehr,
dein kleiner Sohn weint allzusehr."

Wie hier, so kommt in dem Märchen von den drei Männlein im Walde (Nr. 13) die Mutter aus dem Grab, ihr Kind zu tränken und zu pflegen; so auch in dem altdänischen Volkslied (Danske viser 1, 206—208, Altd. Blätter 1, 186). Im Schwedischen, das sonst übereinstimmt (s. unten), fehlt dieser Zug. Melusine kommt nach ihrem Verschwinden zu ihren kleinen Söhnen Dietrich und Raimund, wärmt sie am Feuer und säugt sie; die Ammen sehen zu, wagen aber nicht zu sprechen (Volksbuch). Zu vergleichen ist das serbische Lied von der eingemauerten Mutter, die ihr Kind stillt und Souvestre le foyer breton S. 3. 4., wo eine Mutter nachts aus dem Grab kommt, um ihre von der Stiefmutter vernachlässigten Kinder zu pflegen. Obgleich wieder sehr verschieden, hat doch das Märchen der Aulnoy (Nr. 18) la biche au bois einige Verwandtschaft.

[22] 12. Rapunzel.

Fr. Schulz erzählt dieses Märchen in seinen kleinen Romanen (Leipz. 1790) 5, 269—88, nur zu weitläuftig, wiewohl ohne Zweifel aus mündlicher Überlieferung. Es wird auch folgenderweise eingeleitet: eine Hexe hat ein junges Mädchen bei sich und vertraut ihm alle Schlüssel, verbietet ihm aber eine Stube. Als es diese, von Neugierde getrieben, dennoch öffnet, sieht es die Hexe darin sitzen mit zwei großen Hörnern. Nun wird es von ihr zur Strafe in einen hohen Turm gesetzt, der keine Thüre hat. Wenn

sie ihm Essen bringt, muß es seine langen Haare aus dem Fenster herablassen, die zwanzig Ellen lang sind, woran die Hexe hinaufsteigt. Es kommt häufig in den Märchen vor, daß der Vater, gewöhnlich aber die Mutter, um ein augenblickliches Gelüsten zu befriedigen, ihr zukünftiges Kind verspricht. Manchmal wird es auch unter versteckten oder dunkeln Ausdrücken gefordert und bewilligt, z. B. die Mutter soll geben was sie unter dem Gürtel trägt. In der altnordischen Alfskongssage kommt schon (Kap. 1) ein ähnlicher Zug vor. Othin erfüllt den Wunsch der Signy, das beste Bier zu brauen, wogegen sie ihm das zusagt, was zwischen ihr und dem Bierfaß ist, nämlich das Kind womit sie schwanger geht; vgl. Sagenbibliothek von P. E. Müller II. 449. In den dänischen Volksliedern, z. B. von dem wilden Nachtraben, ähnliche Versprechungen. Salebad Firdusi (Schack S. 191) steigt an den herabgelassenen Haarflechten der Jungfrau hinauf. In Büschings Volkssagen S. 287 ein Märchen, das anfangs einige Züge mit dem unsrigen gemein hat. Im Pentamerone ist es Petrosinella (2, 1).

13. Die drei Männlein im Walde.

Nach zwei Erzählungen, beide aus Hessen, die sich ergänzen. In der einen aus Zwehrn fehlt der Eingang mit der Probe an dem Stiefel; daraus ist der Name der Haulemännerchen (d. h. Höhlen-[23]Waldmännlein), womit man in Niederhessen die Kleinen bezeichnet, die in den Waldhöhlen wohnen und den Leuten die Kinder wegstehlen, so lang diese noch nicht getauft sind; in Dänemark heißen sie bei dem Volk (ganz ähnlich Hildemänd; Thorlacius spec. 7, 161). Die Verwünschung der bösen Tochter, daß ihr bei jedem Worte eine Kröte aus dem Mund springen solle, kommt in einer dritten Erzählung, die wir gleichfalls in Hessen gehört, vor, und ist daher aufgenommen. Ein verwandtes Märchen aus Österreich, Lohn und Strafe, verbunden mit der Frau Holle (Nr. 24) bei Ziska S. 47. Ein anderes in Pröhles Märchen für die Jugend Nr. 5. Bei Perrault les fées (Nr. 1), im Pentamerone (3, 10) die drei Feen.

Die Strafe in einem mit Nägeln ausgeschlagenen Faß gerollt zu werden, ist eine alte Sitte. Gerhard van Velzen, weil er den Grafen Florens V. von Holland (1296) ermordet hatte, ward, nach der holländischen Chronik, in einem solchen Faß drei Tage lang gerollt. In dem alten Lied heißt es

zy deden een vat vol spykers slaan,
daar most zyn edeldom in glyden;
zy rolden hem daar drie dagen lank,
drie dagen voor den noene.

Als er da herausgeholt und gefragt wurde, wie ihm zu Mut sei, antwortet er

„Ik ben noch dezelve man,
die Graaf Floris zyn leven nam."

S. Casp. Commelin Beschryving van Amsterdam I, 86—88. Auch in einem schwedischen und dänischen Volkslied kommt diese Strafe vor (Geyer und Afzelius I. Nr. 3 und Danske viser Nr. 165).

14. Die drei Spinnerinnen.

Nach einer Erzählung aus dem Fürstentum Corvei, doch ist aus einer hessischen beibehalten, daß es drei Jungfrauen sind, jede wegen des Spinnens mit einem eigenen Fehler behaftet; dort sind [24] es nur zwei steinalte Frauen, die vom Sitzen so breit geworden sind, daß sie kaum zur Stube herein können: von dem Netzen und Lecken des Fadens haben sie dicke Lippen, vom Ziehen und drehen desselben aber häßliche Finger und breite Daumen. Die hessische leitet auch anders ein, daß nämlich ein König nichts lieber gehabt als das Spinnen, und deshalb zum Abschied bei einer Reise seinen Töchtern einen großen Kasten mit Flachs zurückgelassen, der bei seiner Wiederkehr gesponnen sein sollte. Um sie zu befreien, ladete die Königin jene drei mißgestalteten Jungfrauen ein und brachte sie dem König bei seiner Ankunft vor die Augen. Prätorius erzählt im Glückstopf S. 404—406 das Märchen folgendergestalt: eine Mutter kann ihre Tochter nicht

zum Spinnen bringen und giebt ihr darum oft Schläge. Ein Mann, der das einmal mit ansieht, fragt was das bedeuten solle. Die Mutter antwortet „ich kann sie nicht vom Spinnen bringen, sie verspinnt mehr Flachs als ich schaffen kann.“ Der Mann sagt „so gebt sie mir zum Weib, ich will mit ihrem unverdrossenen Fleiß zufrieden sein, wenn sie auch sonst nichts mitbringt“. Die Mutter ist's von Herzen gern zufrieden, und der Bräutigam bringt der Braut gleich einen großen Vorrat Flachs. Davor erschrickt sie innerlich, nimmt's indessen an, legt's in ihre Kammer und sinnt nach, was sie anfangen solle. Da kommen drei Weiber vors Fenster, eine so breit vom Sitzen, daß sie nicht zur Stubenthüre herein kann, die zweite mit einer ungeheuern Nase, die dritte mit einem breiten Daumen. Sie bieten ihre Dienste an und versprechen das aufgegebene zu spinnen, wenn die Braut am Hochzeittage sich ihrer nicht schämen, sie für Basen ausgeben und an ihren Tisch setzen wolle. Sie willigt ein, und sie spinnen den Flachs weg, worüber der Bräutigam die Braut lobt. Als nun der Hochzeittag kommt, so stellen sich die drei abscheulichen Jungfern auch ein: die Braut thut ihnen Ehre an und nennt sie Basen. Der Bräutigam verwundert sich und fragt, wie sie zu so garstiger Freundschaft komme. „Ach,“ sagt die Braut, „durchs Spinnen sind alle drei so zugerichtet worden, die eine ist hinten so breit vom Sitzen, die zweite hat sich den Mund ganz abgeleckt, darum steht ihr die Nase so heraus und die dritte hat mit dem Daumen den Faden so viel gedreht.“ Darauf ist der Bräutigam betrübt worden und hat zur Braut gesagt, sie sollte nun ihr Lebtage keinen Faden mehr spinnen, damit sie kein solches Ungetüm würde.

[25] Eine dritte Erzählung aus der Oberlausitz von Th. Peschek, findet sich in Büschings wöchentlichen Nachrichten 1, 355—360. Sie stimmt mit Prätorius im ganzen überein. Die eine von den drei Alten hat triefende Augen, weil ihr die Unreinigkeiten des Flachses hinein gefahren sind; die zweite einen großen Mund von einem Ohr bis zum andern, wegen des Netzens; die dritte ist dick und ungefüg vom vielen Sitzen bei dem Spinnrad. Ein Teil des Märchens in Nr. 8 bei Müllenhoff. Norwegisch bei Asbjörnsen

S. 69, schwedisch bei Cavallius S. 214. In der Einleitung kommt überein Ricdiu-Ricdon der Mlle l'Heritier und verwandt ist im Pentam. le sette cotenelle (4, 4).

15. Hänsel und Gretel.

Nach verschiedenen Erzählungen aus Hessen. In Schwaben ist es ein Wolf, der in dem Zuckerhäuschen sitzt. In den Märchen der Carol. Stahl S. 92 das Häuschen von Zuckerwerk (s. unten) bei Pröhle Kinder- und Volksm. Nr. 40, bei Bechstein 7, 55. Das Eierkuchenhäuschen in Stöbers elsaß. Volksbuch S. 102. Dänisch Pandekagehuset (s. unten). Schwedisch bei Cavallius S. 14. 26. Ungarisch bei Stier S. 43. Albanesisch bei Hahn 164. 165. Serbisch bei Wuk Nr. 35. Das Märchen von dem Fanggen aus dem Oberinnthal bei Zingerle Kinder- und Hausmärchen S. 51. Oberlin giebt ein Stück nach der Mundart der Gegend von Lüneville in seinem Essai sur le patois. Offenbar verwandt, zumal in der Einleitung, ist auch Nennillo und Nennella im Pentamerone (5, 8) und bei der Aulnoy der erste Teil von Finette Cendron (Nr. 11). Drei Königskinder sind es da, die zweimal durch die Klugheit der jüngsten heimgeführt werden, das erste Mal durch einen Faden, den sie von einer Fee erhalten, das zweite Mal durch gestreute Asche, das dritte Mal wollen die beiden ältesten Rat schaffen und streuen Erbsen aus, die fressen aber die Tauben weg, und sie können den Rückweg nicht finden. In einem Tiroler Märchen bei Zingerle S. 138 reicht wie hier der eingesperrte Knabe dem Menschenfresser statt des Fingers ein Hölzchen heraus, und in einem schwedischen Märchen der gefangene Knabe dem Riesen (Cavallius 31).

[26] Hänsel hängt mit dem Däumling (Nr. 37 u. 45) zusammen und wird auch so in deutschen Erzählungen dargestellt. Es sind sechs Kinder, er ist das siebente. Wie sie im Wald beim Menschenfresser sind, sollen sie ihn kämmen, der Däumling aber springt ihm ins Haar, zupft ihn und kommt immer wieder. Darauf nachts die Verwechslung der sieben Kronen mit den sieben roten Kappen. In den Meilenstiefel thut der Däumling alle Geldbeutel

und Kostbarkeiten. Hieher gehört ein Tiroler Märchen bei Zingerle S. 235, der daumlange Hansel. Die altdeutsche Fabel (Altd. Wälder 3, 178. 179) von den Zwölfen, die zum Turfen kommen, und welche die Frau vorher warnt und aufs Gaden steigen heißt, ist nur moralisch anders gewendet.

16. Die drei Schlangenblätter.

Nach zwei Erzählungen, die nur in unbedeutenden Dingen abweichen, die eine aus dem niederhessischen Dorfe Hof am Habichtswalde, die andere aus einem Dorfe im Paderbörnischen. Es erscheint darin eine griechische Sage, Polyidos sollte dem Glaukos das Leben wieder geben, konnte es aber nicht. Darum ließ ihn der erzürnte Vater zu der Leiche in das Grabmal verschließen. Polyidos sah, wie eine Schlange auf den toten Glaukos schlüpfte, und erschlug sie. Bald kam eine zweite Schlange und trug ein Kraut im Munde, das sie auf die getötete legte, wovon diese alsbald wieder lebendig wurde. Schnell ergriff Polyidos das Kraut, legte es auf den Glaukos, und er erhielt das Leben wieder. Zu vergleichen ist ein ungarisches Märchen bei Stier S. 107, auch ein Gedicht der Marie de Franc, Lai d'Eliduc (1, 401 ff.), wo die Schlangen durch zwei Wiesel vorgestellt werden (474).

Daß die Frau verlangt, der überlebende solle sich mit begraben lassen, erinnert an die nordische Sage von Asmund und Aswit, die, als sie Blutbrüderschaft machten, sich ein ähnliches Versprechen thaten. Asmund ließ sich hernach auch mit dem toten Aswit in den Grabhügel bringen, nahm aber einen Vorrat von Lebensmitteln mit, die ihn eine Zeitlang erhalten konnten: hernach wurde er durch einen glücklichen Zufall heraufgezogen (Suhms Fabelzeit 2, 178). Eine ähnliche Sitte zwischen Mann und Frau in Sindbads Reisen [27] (1001 Nacht 2, 137). Die Untreue der Frau nach der Wiederbelebung scheint ursprünglich nur auszudrücken, daß sie das vorige vergessen und ein neues Leben angefangen habe.

117. Die weiße Schlange.

Aus dem Hanauischen. Ähnlichkeit damit hat das Märchen von der Bienenkönigin (Nr. 62), auch ein anderes in den Ammenmärchen von Vulpius (s. unten). In Pröhles Kindermärchen der Soldat Lorenz, Nr. 7. Durch den Genuß einer weißen Schlange erlernt man die Sprache der Tiere, wie in der Sage von der Seeburg (Deutsche Sagen 1, 131). Gleichbedeutend damit ist der Genuß des Drachen- oder Vogelherzens; s. das Märchen vom Krautesel (Nr. 122). Nach einer schottischen Sage giebt das Mittelstück von der weißen Schlange, am Feuer gebraten, dem, der den Finger in das herabträufelnde Fett steckt, Kenntnis überirdischer Dinge; s. Grant Stewart S. 82. 83. Zu vergleichen ist bei Straparola 3, 2 das Zauberpferd.

18. Strohhalm, Kohle und Bohne.

Aus Kassel, am besten und frühsten bei Burkard Waldis, Buch 3, Fab. 97 (1542). Die nugae venales (1648. s. l. in 12) enthalten auch crepundia poetica, daselbst S. 32. 33 unser Märchen kurz,

> Pruna, faba et stramen rivum transire laborant,
> seque ideo in ripis stramen utrimque locat.
> Sic quasi per pontem faba transit, pruna sed urit,
> stramen et in medias praecipitatur aquas.
> Hoc cernens nimio risu faba rumpitur ima
> parte sui; hancque quasi tacta pudore tegit.

In einem lat. Gedicht des Mittelalters (Handschr. zu Straßburg) kommt die Fabel von der reisenden Maus und Kohle mit der Wendung vor, daß beide ihre Sünden zu beichten in die Kirche wallfahrten, beim Übergang die Kohle in ein Bächlein fällt, zischt und erlischt. Katze und Maus reisen, der Strohhalm bricht und die Katze fällt ins [28] Wasser, darüber lacht die Maus, daß ihr der Bauch platzt; s. Stöbers elsaß. Volksb. 95. Kohle, Blase und Strohhalm reisen zusammen in einem wendischen Märchen bei Haupt und Schmaler S. 160. Vergl. Neue preuß. Provinzialblätter 1, 226. In der Erzählung der siebenbürg. Sachsen reisen

Ente, Frosch, Mühlstein und Glutkohle zusammen und die beiden letzten ertrinken (Haltrich Nr. 46). Auch die äsop. Fabel von Dornstrauch, Taucher und der Fledermaus (Furia 124. Coray 42) ist zu erwähnen.

19. De Fischer und siine Fru.

Dieses Märchen hat Runge zu Hamburg in der pommerschen Mundart trefflich aufgeschrieben, und wir erhielten es schon im Jahre 1809 von Arnim freundschaftlich mitgeteilt. Es ist hernach auch in Runges Werken abgedruckt worden. In Hessen wird es auch häufig, aber unvollständiger und mit Abweichungen erzählt. Es heißt vom Männchen Domine (sonst auch von Hans Dudeldee) und Frauchen Dinderlinde (wohl von Dinderl, Dirne?). Domine klagt über sein Unglück und geht hinaus an den See, da streckt ein Fischchen den Kopf hervor und spricht

„was fehlt dir, Männchen Domine?"
„ach daß ich im Pispott wohn, thut mir so weh."
„So wünsch dir was zu haben."
„Ich will's nur meiner Frau erst sagen."

Er geht heim zu seiner Frau und fragt was er wünschen solle. „Wünsch uns ein besseres Haus" sagt Dinderlinde. Am See ruft er

„Fischchen, Fischchen an der See!"
„Was willst du Männchen Domine?"

Nun gehen die Wünsche an, erst Haus, dann Garten, dann Ochsen und Kühe, dann Länder und Reiche und so fort alle Schätze der Welt. Wie sie sich ausgewünscht haben, sagt das Männchen „nun möcht ich der liebe Gott sein und mein Frauchen Mutter Gottes." Da streckt das Fischchen den Kopf heraus und ruft

„willst du sein der liebe Gott,
so geh wieder in deinen Pispott!"

[29] In Just. Kerners poetischem Almanach für 1812 S. 50—54 wird das Märchen auf ähnliche Art, wahrscheinlich nach einer süddeutschen Überlieferung, doch dem Inhalt nach dürftig in Knit-

telversen erzählt: der Fischer heißt Hans Entender. In den Kindermärchen von Albert Lud. Grimm (zweite Aufl. Heidelb. 1817) kommt es gleichfalls, doch in Prosa, vor. Der Fischer Hans Dudeldee wohnt mit seiner Frau in einem Bretterhaus und ist so arm, daß sie keine Fenster haben, sondern durch ein Astloch schauen müssen. Er bittet bei dem Fischlein erst um ein Haus und so fort, bis er Kaiser ist; zuletzt verlangt er, daß er Regen und Sonnenschein machen könne, wie Gott, da sitzt er wieder im Bretterhaus und sie schauen zum Astloch heraus. Im ganzen viel dürftiger. De Kossät und siine Fruu bei Kuhn Nr. 6, Et golde Fiske in Firmenichs Völkerstimme S. 377.

Der Eingang des Märchens erinnert merkwürdig an eine Erzählung in der 1001 Nacht (1, 107 histoire du pecheur) so wie an die wallisische Sage von Taliesin (vergl. Altd. Wälder 1, 70). Auch ein finnisches Märchen (mitgeteilt in dem Freimütigen 1834 Nr. 253—256) hat einen gleichen Eingang, aber die Entwickelung ist verschieden. Der Zug, daß die Frau ihren Mann zu hohen Würden reizt, ist an sich uralt, von der Eva und der etrurischen Tanaquil an (Livius 1, 47) bis zur Lady Macbeth.

20. Das tapfere Schneiderlein.

Die erste Hälfte aus zwei sich ergänzenden hessischen Erzählungen. Die zweite von da an, wo der Schneider den Riesen verläßt und sich an des Königs Hof begiebt nach einem ziemlich seltenen kleinen Buch, Wegkürzer, ein sehr schön lustig und aus der Maßen kurzweilig Büchlein durch Martinum Montanum von Straßburg (1557 in 12) Bl. 18—25. Dieser Teil kann für sich bestehen, ist hier aber, weil er natürlich an den vorhergehenden paßt, angefügt und darum auch umgeschrieben worden; in der ersten Auflage kann man den unveränderten Abdruck nachsehen. Anspielungen auf das Märchen finden sich bei Fischart im Gargantua (254 b) „ich will euch töten wie die Mucken, neun auf einen Streich, wie jener Schneider" und im Flohhatz (Dornavius 39 b)

[30] horſt nicht vom tapfern Schneiderknecht,
der drei in einem Streich zu tot ſchlecht.

Ferner im Simpliciſſimus (2, Kap. 28) „und den Titul eines Schneiders, ſieben auf einen Streich! überſtiegen hatte“; und im Fabelhans (16, 3) „fünf auf einen Streich!“ Die Zahl wechſelt natürlich, man hört auch „neunundzwanzig auf einen Streich!“ Wenn der Rieſe hier Waſſer aus einem Stein drückt, ſo bezieht ſich darauf vielleicht eine Stelle bei dem Bruder Wernher (M. S. 2, 164 b),

und weiz doch wol ê ich ein argen zagen
getwunge ûf milten muot
daz ich mit riemen liehter twunge einen stein,
daz man im an der âder lieze bluot.

Und zu der Liſt des Schneiders, der ſtatt des Steins einen Käs nimmt, gehört eine Stelle in Freibergs Triſtan,

5190 und nam den kaese in sîne hant,
der willetôre Tristrant
greif sô grimmeclich dar în
daz im durch die vinger sîn
ran daz kaesewazzer.

Ein Stück aus dieſem Märchen nach einer unteröſterreichiſchen Erzählung bei Ziska S. 9. Das Schneiderlein tritt ſeine Fahrt an und nimmt bei dem Rieſen, den es in der Ferne für einen Berg gehalten hatte, Dienſte. „Was bekomm ich für einen Sold?“ fragte es. „Jährlich 365 Tage und iſt's ein Schaltjahr einen mehr,“ antwortete der Rieſe, „biſt du damit zufrieden?“ „Meinetwegen, man muß ſich halt ſtrecken nach der Decken.“ Der Rieſe heißt ihn einen Krug Waſſer holen. „Ei, warum nicht lieber den Brunnen ſamt der Quelle“ ſpricht das prahleriſche Schneiderlein. „Was,“ brummt der Rieſe, „der Kerl kann mehr als Äpfel braten, der hat einen Alraun im Leib!“ Hernach ſagt er dem Schneiderlein es ſolle einige Scheite Holz im Walde abhauen und heim tragen. „Ei, warum nicht lieber den ganzen Wald.“ Wie das Holz da iſt, verlangt der Rieſe von ihm, es ſolle ein paar Wildſchweine ſchießen. „Warum nicht lieber gleich tauſend mit einem

Schuß und dich dazu?" „Was," sagt der Riese erschrocken, „laß es nur für heute gut sein, und leg [31] dich schlafen." Am andern Morgen geht der Riese mit dem Schneiderlein zu einem Sumpf, der stark mit Weidengebüsch bewachsen ist. „Nun setz dich, mein Diener, auf so eine Gerte, damit ich sehe, ob du sie zu biegen vermagst?" Der Schneider thut's, hält den Atem an sich, und macht sich schwer, damit sich die Gerte biegt, aber wie er wieder Atem schöpfen muß, schnellte sie ihn, weil er unglücklicherweise sein Bügeleisen nicht bei sich hat, zum Vergnügen des Riesen so hoch in die Luft, daß er nicht mehr zu sehen ist. Das Märchen ist in ganz Deutschland verbreitet, man findet es noch im Büchlein für die Jugend S. 174—180, bei Kuhn Nr. 11, Stöber elsaß. Volksb. S. 109, Bechstein S. 5, Ernst Meyer Nr. 37, Vonbun S. 9, Zingerle S. 12. Pröhle, Kindermärchen Nr. 47. Schwedisch bei Cavallius S. 1—8. Norwegisch bei Asbjörnsen S. 40. Dänisch bei Etlar S. 29 im Märchen von einem tapfern Schuhmachergesellen, die gereimte Bearbeitung beschreibt Nyerup in seiner Schrift über die dänischen Volksbücher (Almindelig Morskapsläsning i Dannemark og Norge. Kiöbenh. 1816) S. 241. 242. Der Held schlägt mit seinem Knieriemen fünfzehn Fliegen auf einen Schlag tot, von welcher großen That der Ruf ausgeht, so daß ihn ein Fürst in seine Dienste nimmt, um sein Land von einem Eber zu befreien. Das Tier frißt eine schlafbringende Frucht und wird leicht von dem Schuhmacher erschlagen. Dann bezwingt er das Einhorn, endlich einen Bären, den er in einen Ziegelbrenneroffen einsperrt. Im Holländischen giebt es wieder eine eigentümliche Erzählung, die hier aus einem Amsterdamer Volksbuch (Van kleyn Kobisje alias Koningh sonder Onderzaten S. 7—14) folgt; sie steht auch fast gleichlautend in einem andern holländischen Volksbuch, Clement Marot, als Anhang S. 132—133, mit der Überschrift Hans Onversagt. Kleyn Kobisje sittende aen de Naaybank hy scheld een Appel ende laet de Schel van die op de Naaybank liggen, hy maeckt een Vliegeslager, en alsoo 'er Vliegen op de Appelschel quamen, om die af te keeren, slaet 'er met in eenen Slag seven gelyk; springt van de Naay=

bank, oordelde dit een Romeyn-stuk te zyn, denkt noch hier door een groot Man te worden, verkoopt al wat hy heeft, en laet 'er een cierlyk Schild van maken, en liet 'er opsetten „ick heet Kobis-jen den onversaagden, ick sla der seven met eenen Slagh." Treckt doen in een ver Landt, daer den Koningh Meester was, bind doen dit Schild op syn Borst, ende gaet achter des Koninghs Paleys, tegen een hoogen Heuvel aen [32] leggen, daer hy wist dat de Koningh gewoon was ordinaris heen te sien; ende also de Son sterck scheen, en wist de Koningh niet wat daer so flikkerde, send terstond een Edelman derwaerds. Hy by hem komende wierd verbaert in dit te lesen „ick heet Koningh onversaagd, ick sla der seven met een Slagh." Gaet wederom, verhaelt den Koningh dit vorgaende, die terstond 2 a 3 Compagnien Soldaten daer henen sond, om hem wacker te macken, en met een beleeft Onthael ten Hove te geleyden, met soodanigh Respekt, als sulcken Kavalier toekomt. Sy trecken op's Koninghs Bevel henen, by hem komende en dorsten hem, ofte niemand en wil de eerste wesen, ohm hem aen te spre-ken. Maer eenen uyt den Hoop was soo couragieus dat hy een Pieck nam ende stiet hem tegens de Sool van syn Schoen. Hy 'springht op met groote Kracht, sy vallen op haer Knyen, ende biddem hem, hy beliefden eens by den Koningh te komen, het welcke geschieden. By den Koningh nu zynde, was hy in groot Aensien. Ondertusschen word hem vorgehouden, hy kon des Ko-ninghs Zwager worden, maer daer waren drie zware Dingen te doen, die moest hy voor den Koningh uytwercken. Voor eerst soo was 'er een wild Vercken, dat seer veel quaed dede, en niemand vangen kon. Ten tweeden waren 'er drie Reusen, die het in het Bosch des Koninghs soo onvry maekten, dat 'er niemand door konde reysen, of was een doodt Man. Ten derden waren 'er ette-lyke duysend vreemde Volckeren in het Land gevallen, en soo 't scheen, stond he Ryck in groot Perydckel. Dit neemt hy aen om uyt te voeren. Word den Wegh aengewesen, daer het wild Vercken was. Gaet met een groote Couragie uyt 't Hof. Hy was qualyck soo ver, dat hy 't Vercken hoorde, of wenschte sich selve weer aen syn Naaybank. 't Vercken komt met sulcken Furie op hem aen-

lopen, dat hy na een goed Heenkomen sagh, sieht een vervallen Kapel, en vlucht daer in. Het Vercken hem na. Hy met 'er Haast vlieght door het Venster over de Muur ende haelt de Deur van de Kapel toe. Doen was 't Vercken vast, en komt by den Koningh, die hem voraeghde, hoe hy 't Vercken gefangen had? voer altoos uyt „ick greep het met groote Kracht by de Hairen of Vorstelen en wirp 't in de Kapel, en ick heb't niet willen dooden, om u voor een Present te vereeren.“ Groote Vreugd was 'er in 't Hof. Gaet na de Reusen, en tot en Geluck vond haer slapende. Neemt syn Sack, vult die met Steenen. Klimt op eenen hoogen Boom, werpt den eenen, die meenden dat het den anderen dede. [33] Beginnt te kyven, hy sou syn werpen laten of hy soude hem voor sin Ooren bruyen. Den tweeden word ook geworpen, beginnt te vloecken. De derde word me het selfde onthaelt. Staet op en treckt syn Degen. Vlieght den anderen aen en streekt hem, dat hy doot ter Aerden valt. Begint met den anderen ook, en door 't lang Worstelen vallen beyde ter Aerden van Vermoeytheyd. Hy syn Kans siende, komt af en neemt van die dood was syn Rapier en steekt die alle beyde doodt en houdse den Kop af, gaet so weder na't Hof. Den Koningh veraeghde hem of het bestelt was? antwoorde „ja“. Men vraeghde hem hoe hy't bestelt had? Seyde aldus, „ik nam den eenen by syn Beenen, en ick sleyger den ander met, dat hy dood ter Aerden viel, en den anderen heb ick met de selfde Munt betaelt. En die ick by de Beenen had, half doodt zynde, smeet ick met sulcken Kracht tegen een Boom, dat den Boom wel ses Voet uyt de Aerde vloogh.“ De Vreughd was seer groot, ende men hielt hem voor de grootste in't Hof. Hy maeckten hem wederom gereed, en den Adel van't Hof met hem, en daer toe een braef Heyrleger, daer hy Oversten van sou zyn. Syn Affscheyd genomen hebbende, vingh't derde Stuck aen. Liet het Leger marcheeren, ende hy volghde te Paerd. Maer alsoo hy noyt een Paerd gereden hadde, wist hen qualyk in Postuur te houden. Gekomen zynde op de Plaets daer de Vyandt was, laet hy hed Leger in Batalie stellen, hem wierd doe geboodschapt dat het alles in Order was. Wist niet hoe hy't Paerd soude wenden. Treckt aen de ver-

leerde Zyde des Tooms, en geeft het Paerd de Sporen, so dat het met een volle Galop na de Vyand liep. En alsoo hy den Toom van het Paerd niet vast en hield, greep hy onderwegen een houte Kruys, dat onder afbrack, en hield het soo vast in den Arm. Den Vyand hem siende, meende dat het de Duyvel was, ende begonden te vluchten, en die't niet ontkomen en kosten, verdronken; staken hare Schepen van de Wal af ende voeren soo wegh. Hy quam met den Zegen wederom by syn Adeldom, en't heele Leger, die hy zyn Victorie verhaelde, en hoe de Vyanden heel in Routen geslagen waren. Hy komt by den Koningh, en verhaelt syn Victorie, die hem bedanckten. Voorts doet hy hem uytroepen voor Navolger en Nazaat to de Kroon. Den Trouwdagh vast gestelt zynde, maken daertoe groote Preparatien. Den Trouw gehouden hebbende, was hy in groot Annsien, en altyd naest den Koningh. 't geviel, dat Kobisje meest alle Nachten droomde, als dat hy noch [34] aen de Naaybank sat, en hem quam altydt noch het een of't ander in de Gedachten van syn Werck, luydkeels riep „lustigh, lustigh, rep-je! noch ses of seven, soo hebje heyligh Avond!" meende dat hy de Jongens iet te vouwen of te naajen gaf. De Dochter wierd vervaert, meenende dat den Duyvel in hem was, om dat hy soo al relde van lustigh, lustigh. Klaeght het haer Vader, dat hy haer een Boekebinder gegeven had, en geen Heer van Staet. De Vater besluyt een Compagnie Soldaten 2 a 3 by zyn Slaepplats te leggen, om (soo't weer gebeurde) hem gevangen te nemen of dooden. Hy word hiervan gewaerschouwt. Te Bed zynde, vaert aldus uyt, ick heb een wildt Zwyn overwonnen, ick heb drie Reusen gedoodt, ick heb een Leger van honderd duysend Mannen verslagen, en van dese Nagt sal, er noch 2 a 3 Compagnien Soldaten aen!" Hy ten Bedde uytstapt na haer toe, en gaet met groote Kracht. Sy hem hoorende, vielen Bol over Bol van boven neer. Die gene die doodt bleven en Armen en Beenen verloren hadden, waren in groot Getal, en die het ontliepen, brochten den Koningh sulken Boodschap, die aldus uytvoer „myn Dochter behoord wyser te wesen datse sulken grooten Kavelier soo sal affronteren." Ondertusschen den Koningh sieck zynde, sterft, laet hem tot Nazaat van

de Kroon, die Kobisje aennemmt, en heeft syn Ryck in Rust geregeert. Im Englischen ist das Märchen von Jack dem Riesentöter (Tabart 3, 1—37) verwandt und bei Müllenhof Nr. 17. Einzelne Züge in einem Tiroler Märchen bei Zingerle S. 108. Auch gehört das persische Märchen von Amint dem klugen (Kletke, Märchensaal 3, 54) hierher. Selbst bei den Lappländern ist es bekannt; s. Nilsson Ureinwohner des skand. Nordens (Stockh. 1843) S. 31. Wie das Schneiderlein zum Schein, so wirft Tugarin (im russ. Lied von Wladimir; s. unten) im Ernst einen Stein, daß er gar nicht wiederkehrt. Die Sage von dem besiegten Eber findet sich auch in dem Buch von den sieben weisen Meistern S. 36. 37.

21. Aschenputtel.

Nach drei Erzählungen aus Hessen. Eine davon aus Zwehrn hat nicht den Eingang, wo die sterbende Mutter ihrem Kinde [35] Beistand verspricht, sondern fängt gleich damit an, daß es einem Stiefkind schlimm geht; auch ist das Ende verschieden. Nachdem Aschenputtel ein Jahr lang vergnügt mit dem König gelebt, verreist er und läßt ihr alle Schlüssel zurück, mit dem Befehl, eine gewisse Kammer nicht zu öffnen. Als er aber fort ist, wird sie von der falschen Schwester verleitet die verbotene Kammer aufzuschließen, worin sie einen Blutbrunnen finden. In diesen wird sie hernach, als sie bei der Geburt eines Söhnleins krank liegt, von der bösen Schwester geworfen, die sich an ihrer Stelle ins Bett legt; aber die Wachen hören das Jammergeschrei, retten die rechte Königin und die falsche wird bestraft. Dieser Schluß ist dem in dem Märchen von Brüderchen und Schwesterchen (Nr. 11) ähnlich, einen anderen, der an die bekannte Sage von der heiligen Genoveva erinnert, hat eine vierte Erzählung aus dem Mecklenburgischen. Aschenputtel ist Königin geworden und hat ihre Stiefmutter, die eine Hexe ist, und ihre böse Stiefschwester zu sich genommen. Als sie einen Sohn gebiert, legen diese einen Hund hin und geben das Kind einem Gärtner, der soll es töten; ebenso beim zweitenmal, wo der König aus großer Liebe abermals dazu

schweigt. Beim drittenmal überliefern sie die Königin mit dem Kinde dem Gärtner, er solle sie töten, er bringt sie aber in eine Waldhöhle. Da die Königin vor Gram keine Milch hat, so legt sie das Kind einer Hirschkuh an, die in der Höhle ist. Das Kind wächst, wird aber wild, bekommt lange Haare und sucht im Walde Kräuter für seine Mutter. Einmal kommt es zu dem Schloß und erzählt dem König von seiner schönen Mutter. Fragt er „wo ist denn deine schöne Mutter?" „Im Wald in einer Höhle." „Da will ich hingehen." „Ja, aber bring einen Mantel mit, daß sie sich anziehen kann." Er geht hinaus, erkennt sie, ob sie gleich ganz mager ist, und nimmt sie mit. Unterwegs begegnen ihm zwei Knaben mit goldenen Haaren. „Wem gehört ihr," fragt er. „Dem Gärtner." Der Gärtner kommt und entdeckt, daß es des Königs Kinder sind, die er nicht getötet, sondern bei sich aufgezogen hatte. Die Wahrheit kommt an den Tag und die Hexe mit ihrer Tochter wird bestraft. Eine fünfte Erzählung aus dem Paderbörnischen leitet so ein: eine schöne Gräfin hatte in der einen Hand eine Rose, in der andern einen Schneeball und wünschte sich ein Kind so rot als die Rose und so weiß als der Schnee. Gott erfüllte ihren Wunsch, wie sie einmal am Fenster [36] steht und hinaussieht, wird sie von der Amme hinabgestoßen. Das gottlose Weib aber erhebt ein Geschrei und giebt vor, die Gräfin habe sich selbst hinabgestürzt. Dann berückt sie durch ihre Schönheit den Grafen, daß er sie zur Gemahlin nimmt. Sie gebiert ihm zwei Töchter, und das schöne rot und weiße Stiefkind muß als Aschenputtel dienen. Es soll nicht in die Kirche, weil es keine Kleider hat, da weint es auf seiner Mutter Grab, die reicht ihm einen Schlüssel heraus und heißt es einen hohlen Baum aufschließen: er öffnet sich wie ein Schrank, und es findet darin Kleider, Seife sich zu waschen und ein Gebetbuch. Ein Graf sieht es und um es festzuhalten, bestreicht er die Kirchenschwelle mit Pech. Es entwickelt sich nun alles wie in den andern Erzählungen. Eine sechste aus der Gegend von Zittau wird in Büschings Wöchentl. Nachrichten 1, 139 angedeutet. Aschenputtel ist eine Müllerstochter und soll auch nicht in die Kirche gehen. Neues kommt nicht vor,

nur daß statt der Tauben ein Hund die falsche Braut verrät und bellt

„wu, wu, wu!
Schuh voll Blut!"

und bei der rechten

„wu, wu, wu!
Schuh paßt gut!"

Eine siebente in Hagens Erzählungen und Märchen 2, 339. Die Reime lauten,

„helfen in dein Kröppchen,
aber nicht in dein Töppchen."

„Hohe Weide, thu dich auf,
gieb mir dein schön Geschmeide raus."

Der Hund bellt

„hau, hau, hau, hau, hau,
mein Herr hat nicht die rechte Frau."

Eine achte bei Colshorn Nr. 44. Eine neunte bei Meier Nr. 4.

Dies Märchen gehört zu den bekanntesten und wird aller Enden erzählt. Murner sagt „es soll ein gouch sein wib regieren lassen und meister sin. Nit daß du si alwegen für ein Fußtuch woltest halten, denn si ist dem man uß der sitten genummen und nit uß den Füssen, [37] daß si soll ein äschengriddel sin", Gouchmat Straßb. 1519 (zuerst 1515) 4. Bl. e^b. Im Niederdeutschen Askenpüster, Askenböel und Askenbüel (Bremer Wörterb. 1, 29. 30). In Holstein nach Schütze Aschenpöselken von pöseln, mühsam (die Erbsen aus der Asche) suchen: Sudelsödelken, von sölen, sudeln, weil es im Schmutz verderben muß. In Pommern Aschpuck, ein schmutziges Küchenmädchen (Dähnert). Die hessische Mundart bestätigt auch Estor im oberhessischen Wörterbuch, Aschenpuddel, ein geringfügiges, unreines Mägdlein. Noch mehr oberdeutsch ist Aschenbrödel (Deutsches Wörterbuch 581) und Äscherling. Aschengrittel, Aschengruttel, Äschengrusel in Schwaben (Schmid schwäb. Wörterb. 29. Deutsches Wörterb. 1, 582). Dänisch und schwedisch Askefis, vom blasen in die Asche (at fise in Asken). Jamieson v. Assiepet, Ashypet, Ashiepattle, a

neglected child, employed in the lowest kitchenwork. Polnisch Kopciuszek von Kopec, Ruß, Rauch.

Es gab sonst ein Märchen, wo Aschenprödel ein von stolzen Brüdern verachteter Knabe war, wie ein ähnliches Verhältnis in dem Märchen vom Eisenhand Mann (Nr. 136) vorkommt und im Aschentagger bei Zingerle S. 395. Rollenhagen in der Vorrede zum Froschmeuseler erwähnt es unter den wunderbarlichen Hausmärlein „von dem verachteten, frommen Aschenpößel und seinen stolzen, spöttischen Brüdern." Auch Oberlin teilt vom Aschenbrödel eine Stelle mit, worin ein Knecht diesen Namen führt und Geiler von Keisersberg nennt einen verachteten Küchenknecht einen Eschengrüdel, „was ein Eschengrüdel alles thun muß" Brosamen Bl. 79[a]; vergl. in den 15 Staffeln die siebente. Tauler in der medulla animae sagt „ich dein Stallknecht und armer Aschenbaltz". Luther in den Tischreden 1, 16 „Kain der gottlose Bösewicht ist ein Gewaltiger auf Erden, aber der fromme und gottesfürchtige Abel muß der Aschenbrödel unterthan, ja sein Knecht und unterdrückt sein." Agricola Nr. 515 „bleibt irgend ein Aschenbrodel, darauf niemand gedacht hätte." Nr. 594 „Jakob der Aschenbrodel, der Muttersohn." Bei Eyering 2, 342 „armer Aschenwedel". Verelius in den Anmerkungen zur Gautreksjaga gedenkt S. 70 der Volkssage „huru Askefisen fick Konungsdottren til hustru", welche mithin auch von einem Jüngling handelte, der Küchenjunge war und die Königstochter erhielt. Auch die Sprüchwörter sitia hema i asku, liggia som kattur i hreise und liggia vid arnen, gelten meist von Königssöhnen in der Wilkinasaga, Kap. 91 von Thetleifr, [38] und in der Refssaga (Kap. 9 der Gothreksjaga), aus welcher Verelius alles andere herleiten will. In den norwegischen Märchen bei Asbjörnsen kommt häufig ein Askepot vor; in den finnischen heißt er Tuhkame oder Tuhkimo von tukka, Asche; s. Schiefner 617. Man wird auch an den starken Rennewart Ulrichs von Thürheim erinnert, der gleichfalls erst ein Küchenknecht sein muß, auch an den Alexius, der in seines Vaters kaiserlichem Haus unter der Stiege wie ein Knecht wohnt; s. Görres Meisterlieder S. 302.

Es war uralte Sitte, daß der Unglückliche sich in die Asche setzte, so setzt sich Odysseus, der als Fremdling und um Hilfe flehend zu dem Alkinoos geredet hat, demütig in die Asche am Herd nieder und wird dann daraus in die Höhe gehoben 7, 153. 169; vergl. 11, 191.

Oft wird erwähnt, daß die Tauben rein lesen. Es sind die reinen, heiligen Tiere und gute Geister. Schon beim Meister Sigeher (MS. 2, 221 b),

> dem milten bin ich senfte bî
> mit linden sprüchen süezen,
> schöne alz ez ein turteltûbe habe erlesen.

Bei Geiler von Keisersberg „so liset die taub uff die aller reinsten kornlin, darumb wenn man sauber korn hat,“ so spricht man „es ist eben als hetten es die tauben zsamen getragen“ Brosamen Bl. 88 b. In Paulis Schimpf und Ernst (1535) Kap. 315 Blatt 60 a eine Erzählung von einer Frau, die ganz hinten in der Kirche auf ihren Knieen lag und vor Andacht weinte, da sah der Bischof wie eine Taube kam und las dieselben Thränen auf und flog darnach hinweg. Bei dem Umstand, daß Aschenpuddel durch den verlorenen Schuh gesucht und entdeckt wird, ist an die Sage von der Rhodope zu erinnern, deren von einem Adler entführten Schuh Psammetichus, dem er in den Schoß gefallen war, durch ganz Ägypten schickte um die Eigentümerin zu seiner Gemahlin zu machen (Aelian Var. lib. 13).

Gudrun muß im Unglück Aschenbrödel werden, sie soll selber, obgleich eine Königin, Brände schüren und den Staub mit dem eigenen Haar abwischen: sogar Schläge muß sie dulden; vergl. 3986. 3991. 4021. 4077. 4079.

Im Pentamerone (1, 6) Cennerentola bei Perrault Cendrillon [39] ou la petite pantoufle de verre (Nr. 6); bei der Aulnoy Finette Cendron (Nr. 10). Norwegisch bei Asbjörnsen S. 110. Ungarisch in dem zweiten Teil des Märchens von den drei Königstöchtern bei Stier S. 34 folg. Serbisch mit eigentümlichen und schönen Abweichungen bei Wuk Nr. 32. Schottky bemerkt ausdrücklich (Büschings wöchentl. Nachrichten 4, 61), daß

die Serbier ein dem deutschen ähnliches Märchen von Aschenbrödel haben. Verwandt ist das Märchen von Allerlei Rauh (Nr. 65) sowie das vom Einäuglein (Nr. 130).

22. Das Rätsel.

Aus Zwehrn in Niederhessen. Die Sage von der Turandot, sie will ihr Rätsel aufgelöst haben, und sucht was sie fürchtet und was ihren Stolz und ihre Macht bricht. Eine andere Erzählung weicht in einigen Zügen ab. Ein Königssohn erblickt ein Mädchen, dessen Schönheit ihn so reizt, daß er ihm nachgeht und in das Haus einer Hexe gerät, deren Tochter es war. Das Mädchen selbst ist gut gesinnt und warnt ihn vor den Zauber- und Gifttränken seiner Mutter. Er reitet fort, aber sie eilt ihm nach und will ihm einen Trank bringen. Da sie ihn nicht erreichen kann, giebt sie das Glas seinem Diener, der soll es ihm geben, aber das Glas springt (vergl. Deutsche Sagen 2. 319) und das Pferd, auch von dem Gift bespritzt, fällt tot nieder. Der Diener lauft dem Herrn nach und erzählt ihm was geschehen ist; sie gehen zurück, um den Sattel zu holen, da sitzt ein Rabe auf dem Pferde und frißt davon. Der Königssohn tötet ihn und sie nehmen ihn mit; als sie ins Wirtshaus kommen, geben sie ihn dem Wirt, der soll ihn braten. Sie sind aber in eine Mördergrube geraten und werden eingeschlossen. Nachts kommen die Mörder, um den Fremdlingen das Leben zu nehmen, essen aber zuvor den Raben, der für jene gebraten war und sterben alle davon. Nun geht die Tochter des Wirts, die es redlich meint, öffnet den Fremden die Thüre und zeigt ihnen das viele Gold und die Schätze. Der Königssohn sagt, das solle sie zum Lohn behalten, reitet mit seinem Diener weiter und kommt in die Stadt, wo die Königstochter die Rätsel löst. Er legt ihr nun [40] vor „einer schlug keinen und schlug doch zwölf." Das übrige stimmt überein. Zu vergleichen ist ein Märchen in Laßbergs Liedersaal 1, 537.

23. Mäuschen und Vögelchen und Bratwurst.

Aus Philanders von Sittewald Gesichten Tl. 2 am Ende des siebenten Gesichts. Das Märchen lebt aber auch noch mündlich fort, doch wird manches anders, namentlich wird es bloß vom Mäuschen und Bratwürstchen erzählt, ohne das Vögelchen: das eine muß diese Woche kochen, das zweite die andere. Eine Erzählung aus dem Elsaß bei Stöber, Volksbüchlein S. 99. Gevatter Mysel und Gevatter Läverwürstel in den neuen preuß. Provinzialblättern 1, 226.

24. Frau Holle.

Aus Hessen und Westfalen. Eine dritte Erzählung aus der Schwalmgegend verbindet dies Märchen mit dem von Hänsel und Gretel. Es saßen zwei Mädchen bei einem Brunnen und spannen, das eine war schön, das andere war garstig. Das schöne sprach „wer seinen Rocken läßt in das Wasser fallen, der soll hinter drein." Da fiel ihm der Rocken hinab, und es mußte hinunter. Unten aber ertrank es nicht im Wasser, sondern kam auf eine Wiese, darauf stand ein Birnbäumlein, zu dem sprach es „schüttle dich, rüttle dich," da schüttelte und rüttelte sich das Birnbäumlein. Darauf kam es zu einem Kälbchen, und sprach „Muhkälbchen, beug dich." Da beugte sich das Kälbchen. Darauf kam es zu einem Backofen und sprach zu ihm „Backöflein, back mir einen Weck." Da backte ihm der Backofen einen Weck. Endlich kam es an ein Häuschen von Pfannkuchen, und weil es Hunger hatte, so aß es davon. Und wie es ein Loch gegessen hatte, sah es hinein und erblickte ein rotes Mütterlein, das rief „der Wind, das himmlische Kind! komm herein und laus mich." Da ging es hinein und lauste die Alte bis sie einschlief. Darauf ging es in eine Kammer, wo alles voll von goldenen Sachen war, und that ein goldenes Kleid an [41] und ging wieder fort. Wie's aber wieder zum Backöflein kam, sprach es „Backöflein, verrat mich ja nicht." „Nein ich will dich nicht verraten." Dann kam es zum Kälbchen und endlich zum Birnbäumlein und sprach zu jedem „verrat mich nicht," und jedes antwortete „nein, ich verrat dich nicht." Nun

kam es wieder zum Brunnen herauf, und der Tag brach eben an, da rief der Hahn „unser goldenes Mädchen kommt!“ Bald fällt auch der Garstigen der Rocken in den Brunnen und sie muß hintennach; sie kommt zu dem Birnbaum, dem Kalb und Backofen, sie spricht wie die schöne zu ihnen, aber sie folgen ihr nicht. Nun lauft sie die rote Alte bis sie eingeschlafen ist, geht in die Kammer und kleidet sich ganz golden an und will wieder heim. Sie bittet den Backofen, das Kalb und den Birnbaum, sie nicht zu verraten, aber sie antworten „ja, wir verraten dich doch.“ Als nun die Alte aufwacht, eilt sie dem Mädchen nach, und jene sagen zu ihr „wenn du laufst, so holst du es noch ein.“ Sie erreicht es auch noch und besudelt ihm das goldene Kleid. Wie es nun wieder heraufkommt und eben der Tag anbricht, so ruft der Hahn „unser dreckiges Mädchen kommt!“ Hiermit stimmt eine vierte Erzählung aus dem Paderbörnischen am meisten überein, besonders in der Teilnahme, welche die Dinge, die auf dem Wege das Mädchen anrufen, hernach bezeigen. Es hat ein Bäumchen geschüttelt, eine Kuh gemelkt, der man ihr Kälbchen gestohlen, und das Brot aus dem Ofen gezogen. Es muß dann in dem Haus eine Hexe, einen Affen und einen Bären jeden Mittag lausen, dafür bekommt es die schönsten Kleider, Gold und Silber in Menge. Wie es das alles hat, spricht es „ich will hingehen und Wasser holen.“ Es geht und findet die Thüre zu dem Brunnen wieder, durch welche es herabgekommen war. Es öffnet die Thüre und sieht eben den Eimer sich herab senken, da setzt es sich hinein und wird hinaufgezogen. Weil es nun ausbleibt, schicken die Hexe, der Affe und der Bär einen großen schwarzen Hund nach, der fragt überall ob niemand ein ganz mit Silber und Gold behangenes Mädchen gesehen. Aber der Baum den es geschüttelt hat, zeigt mit seinen Blättern einen andern Weg: die Kuh, die es gemelkt hat, geht einen andern und nickt mit dem Kopf, als sei es dort hin, und der Backofen schlägt mit seiner Flamme heraus und zeigt ganz verkehrt. Der Hund kann also das Mädchen nicht finden. Dem bösen Mädchen geht es dagegen schlimm, als es entflieht und unter den Baum kommt, den es nicht [42] hat schüt-

teln wollen, schüttelt er sich selbst und wirft viele trockene Zweige herab, die es schlagen: die Kuh, die es nicht hat melken wollen, stößt es, sodaß es endlich zerschlagen und voll blauer Flecken oben wieder anlangt. Eine fünfte abermals hessische Erzählung ist abweichend. Es war eine Frau, die liebte nur ihre rechte und gar nicht ihre Stieftochter, die doch ein gutes frommes Mädchen war; sie hielt es immer hart und suchte es los zu werden. Eines Tags setzte sie beide an einen Brunnen, da sollten sie spinnen, „wer mir aber den Rocken hinab fallen läßt, den werf ich hinter drein.“ So sprach sie und band ihrer Tochter den Rocken fest, der Stieftochter aber ganz lose. Kaum hat diese ein bißchen gesponnen, fällt ihr der Rocken hinab, und die Stiefmutter ist unbarmherzig genug und wirft sie hinab. Sie fällt tief hinunter, kommt in einen herrlichen Garten und in ein Haus, wo niemand ist: in der Küche will die Suppe überlaufen, will der Braten eben verbrennen und der Kuchen im Backofen eben schwarz werden. Sie setzt die Suppe geschwind ab, gießt Wasser zum Braten und nimmt den Kuchen heraus und richtet an: so hungrig sie aber ist, nimmt sie doch nichts davon außer ein paar Krümchen, die beim Anrichten vom Kuchen herabgefallen waren. Darauf kommt eine Nixe mit furchtbaren Haaren, die gewiß in einem Jahr nicht gekämmt waren, und verlangt, sie solle sie kämmen, aber nicht rupfen und nicht ein einzig Haar ausziehen, welches sie endlich mit vielem Geschick zustande bringt. Nun sagt die Nixe, sie wolle sie gern bei sich behalten, sie könne aber nicht, weil sie die paar Krumen gegessen habe; doch schenkt sie ihr einen Ring und andere Sachen, wenn sie den nachts drehe, wolle sie zu ihr kommen. Die andere Tochter soll nun auch zu der Nixe und wird in den Brunnen geworfen; sie macht aber alles verkehrt, bezähmt ihren Hunger nicht, und kommt dafür mit schlechten Geschenken zurück.

Eine sechste Erzählung aus Thüringen giebt W. Reynitzsch in dem Buche über Truhten und Truhtensteine (Gotha 1802) S. 128—131. Die schöne Schwester, der die Spindel in den Brunnen gefallen ist, wird von der garstigen (aischlichen) hinabgestoßen. Sie kommt auf ein weites Feld, ein weißes Männchen

geht mit ihr auf eine grüne Wiese, auf welcher ihnen ein Bardel (Sänger) mit seiner Geige begegnet, sie singend empfängt und geleitet. Eine rote Kuh bittet gemelkt zu werden, damit ihr der Euter nicht zerspringe; das Mädchen thut's. Sie gelangen endlich an eine prächtige Stadt, das [43] Männlein fragt zu welchem Thore es eingehen wolle, zum Goldthor oder zum Pechthor. Es wählt aus Demut das letztere, wird aber durch das erstere geführt, wo alles von Gold trieft: Angesicht und Kleider werden ihr vergoldet. Eine Jungfrau fragt wo sie wohnen will, im weißen oder schwarzen Haus, sie spricht wieder im schwarzen, wird aber ins weiße geführt. Eine andere fragt ob sie lieber mit schönen Spinnerinnen Goldflachs spinnen und mit ihnen essen wolle, oder mit Katzen und Schlangen. Das Mädchen erschrickt, wird aber zu den Goldspinnerinnen gebracht, ißt mit ihnen Braten und trinkt Bier und Meth. Nachdem es ein herrliches Leben eine Zeitlang da geführt, wird es durch ein Goldthor von einem andern Männchen wieder zurückgebracht, und langt mit Goldkränzen behängt zu Hause an. Der gelbe Hahn kräht bei ihrer Ankunft kickericki, kickericki! und alle rufen „da kommt die goldene Marie!" Nun läßt sich die häßliche Schwester auch in den Brunnen stoßen. Es folgt von allem das Gegenteil, ein schwarzes Männchen führt sie fort, sie kommt durchs Pechthor in eine Nebelwohnung zu Schlangen und Kröten, wo sie sich nicht satt essen darf und Tag und Nacht keine Ruh hat. In der Naubertischen Sammlung (1, 136—179) ist das Märchen im ganzen nach jener vierten hessischen Erzählung bearbeitet und in der Weise der übrigen, aber recht angenehm, erweitert. Eine andere Bearbeitung in den Erzählungen der Villeneuve, wovon Ulm 1765 eine Übersetzung unter dem Titel die junge Amerikanerin erschien. Das Murmeltier (Liron), so heißt das Stiefkind, muß die gröbste Arbeit verrichten, die Schafe hüten und dabei eine gegebene Zahl gesponnener Faden mit nach Haus bringen. Das Mädchen setzt sich oft an einen Brunnenrand, will eines Tages sich das Gesicht waschen und fällt hinein. Als es wieder zu sich kommt, befindet es sich in einer Krystallkugel unter den Händen

einer schönen Brunnenfrau, der es die Haare kämmen muß, dafür bekommt es ein kostbares Kleid, und so oft es seine Haare schüttelt und sich kämmt, sollen glänzende Blumen herausfallen, und wenn es in Not ist, soll es sich herabstürzen und Hilfe bei ihr finden. Dann giebt sie ihm noch einen Schäferstab, der die Wölfe und Räuber abwehrt, ein Spinnra dund einen Rocken, der allein spinnt, endlich einen zahmen Biber, zu mancherlei Diensten geschickt. Als Murmeltier mit diesen Gaben abends heim kommt, soll die andere Tochter sich gleiche erwerben, und springt in den Brunnen hinab. Sie gerät aber in]44] Sumpfwasser, und wird wegen ihres Trotzes begabt, daß stinkendes Rohr und Schilf auf ihrem Kopf wächst; und wenn sie eins ausreißt, wächst noch viel mehr. Nur Murmeltier kann den häßlichen Schmuck auf einen Tag und eine Nacht vertreiben, wenn es sie kämmt; daß muß es nun immer thun. Hierauf folgt die weitere Geschichte des Murmeltiers, wozu wieder andere Märchen benutzt sind, es soll allzeit etwas gefährliches ausrichten, aber durch Hilfe seiner Zauberdinge vollbringt es alles glücklich. Wie man in Hessen sagt, wenn es schneit, „die Frau Holle macht ihr Bett," so in Holstein „St. Petrus wettert sein Bett aus" oder „die Engel pflücken Federn und Dunen"; s. Müllenhoff S. 583. Aus Schwaben bei Meier 77. Bei Kuhn Nr. 9. Aus Holstein bei Müllenhoff Nr. 31. 51. Eine Erzählung aus dem Elsaß in Stöbers Volksbuch S. 113. Norwegisch bei Asbjörnsen S. 86. Romanisch aus der Bukowina in Wolfs Zeitschrift für Mythologie 1, 42. Im Pentamerone die zwei Knaben (4, 7). Einige Ähnlichkeit hat das erste Märchen in der Braunschweiger Sammlung. Verwandt ist die stolze Föhre bei Ziska S. 38 und zwei serbische Märchen bei Wuk Nr. 34 und 36. Man vergleiche die Erzählungen von der Frau Holle in unsern deutschen Sagen Bd. 2 und Panzer zur deutschen Mythologie 1, 125. 190. Über das Nordische P. F. Müller Sagenbibl. 1, 274. 275.

25. Die sieben Raben.

Aus den Maingegenden, doch ist der Eingang bis da, wo das Schwesterchen in die Welt zieht, aus einer Wiener Erzählung zugefügt: jene enthält nur kurz, daß die drei Söhnlein (siebene sind es nach dieser) Sonntags während der Kirche Karten spielten und deshalb von ihrer Mutter verwünscht wurden, wie in einem Märchen bei E. M. Arndt sie deshalb zu Mäuschen werden (s. unten). Ähnlichkeit hat das Märchen von den sechs Schwänen (Nr. 49), in welches auch die österreichische Erzählung übergeht; die Raben sind jenen, als eine schwarze, unglücklichere Gestalt entgegengesetzt, auch in dem Märchen von den zwölf Brüdern (Nr. 9) kommen sie wie hier vor und das Ganze hat einige Ähnlichkeit. Von dem Glasberg kennen wir noch sonst aus dem Hanauischen eine Erzählung. Es war eine verzauberte Königstochter, die konnte niemand erlösen, als wer den Glasberg erstiegen hatte, worein sie gebannt war. Da kam ein junger Gesell ins Wirtshaus, zum Mittagessen wurde ihm ein gekocht Hühnchen vorgesetzt, alle Knöchlein davon sammelte er sorgfältig, steckte sie ein und ging nach dem Glasberg zu. Wie er dabei angekommen war, nahm er ein Knöchlein und steckte es in den Berg und stieg darauf, und dann als ein Knöchlein und als eins, bis er so fast ganz hinaufgestiegen war. Er hatte nur noch eine einzige Stufe übrig, da fehlte ihm aber das Knöchelchen, worauf er sich den kleinen Finger abschnitt und in den Glasberg steckte; so kam er vollends hinauf und erlöste die Königstochter. So erlöst Sivard stolt Bryniel af Glarbierget (Altdän. Lieder S. 31), indem er mit seinem Fohlen hinaufreitet; in einem dithmarser Lied kommt vor

„so schalst du my de Glasenburg
mit eenen Perd opriden.“

Wolfdieterich wird in einen Graben gezaubert, da waren, nach dem Dresd. Gedicht Str. 289,

„vir perg umb in geleit,
die waren auch glesseine
und waren hel und glatt.“

im alten Druck heißt es (Str. 1171)

> „mit glasse was fürware
> burg und grabe überzogen,
> es mocht nichts wan zum tore
> sein in die burg geflogen."

Im jüngern Titurel (Str. 6177) kommt ein Glasberg vor, auch noch in andern Märchen, im Sneewitchen (Nr. 53), in den Raben (Nr. 93), im Eisenofen (Nr. 127). König Artus wohnt bei der Fee Morgan auf der Glasinsel, und leicht ist ein Zusammenhang, nicht bloß in den Worten, mit dem nordischen Gläsiswoll. In Schottland giebt es noch Mauern, die wie mit Glas überzogen sind (vitrified forts). Vergl. Archaeologia britan. 4, 242. Sämund. Edda 2. S. 879 Anm.

Wenn das Schwesterchen hier an das Weltende gelangt, so [46] vergleiche man was zu dem Froschkönig (Nr. 1) aus dem Schottischen bemerkt ist. Auch Fortunatus reiste so weit bis er endlich nicht mehr weiter konnte, wozu Nyerup Morskabsläsning S. 161 aus einem Liede folgendes anführt

> „gamle Sole ligge der
> og forslidte Maaners Här,
> hvoraf Stjerner klippes."

Damit ist ein Lied im Wunderhorn 1, 300 zu vergleichen. Im jüngern Titurel heißt es

> swer an der erden ende
> sô tiefe sich geneiget,
> der findet sunder wende
> daz er Antarticum wol vinger-zeiget. 4748.

Wolfram gedenkt eines Landes,

> daz sô nâh der erden orte liget,
> dâ nieman fürbaz bûwes pfliget,
> und dâ der tagesterne ûf gêt
> sô nâh, swer dâ ze fuoze stêt,
> in dunct daz er wol reichte dran.
> Wilh. 35, 5—9.

Voß in seiner Abhandlung über die alte Weltkunde giebt folgende Bruchstücke, „die Spinnmädchen erzählen von einem jungen Schneidergesellen, der auf der Wanderschaft immer weiter und weiter ging, und nach mancherlei Abenteuern mit Greifen, verwünschten Prinzessinnen, zaubernden Zwergen und grimmigen, bergeschaufelden Riesen zuletzt das Ende der Welt erreichte. Er fand sie nicht, wie die gewöhnliche Meinung ist, mit Brettern vernagelt, durch deren Fugen man die heil. Engel mit Wetterbrauen, Blitzschmieden, Verarbeitung des alten Sonnenscheins zu neuem Mondlichte und des verbrauchten Mond- und Sternenscheins zu Nordlichtern, Regenbogen und hellen Dämmerungen der Sommernächte beschäftigt sieht. Nein, das blaue Himmelsgewölbe senkte sich auf die Fläche des Erdbodens wie ein Backofen. Der Mond wollte eben am Rande der hohlen Decke aufgehn, und der Schneider ließ sich gelüsten ihn mit dem Zeigefinger zu berühren. Aber es zischte, und Haut und Fleisch war bis an den Nagel hinweggesengt." Falk hat das Märchen [47] bearbeitet in seinem Osterbüchlein S. 178—252. Man vergleiche Kuhn Nr. 7. Müllenhoff Nr. 3. Büchlein für die Jugend Nr. 1. Meier Nr. 49. Sommer Nr. 11. Asbjörnsen Nr. 3. Im Pentamerone die sieben Tauben (4, 8). Verwandt ist ein litauisches Märchen bei Schleicher S. 109—112 und ein finnisches, wie Schiefner S. 607 bemerkt. Ein Teil der Fabel erinnert auch an das altdän. Lied von Verner Ravn, der von der Stiefmutter verflucht war, und dem die Schwester ihr kleines Kind giebt, durch dessen Augen- und Herzblut er seine menschliche Gestalt wieder erlangt.

26. Rotkäppchen.

Aus den Maingegenden. Bei Perrault chaperon rouge, wornach Tieks anmutige Bearbeitung in den romantischen Dichtungen. In einem schwedischen Volkslied (Folkvisor 3, 68, 69) Jungfrun i Blaskagen (Schwarzwald) eine verwandte Sage. Ein Mädchen soll zum Wachen bei einer Leiche über Feld. Der Weg führt durch einen finstern Wald, da begegnet ihm der graue Wolf, „ach lieber Wolf", spricht es, „beiß mich nicht, ich geb dir mein

seidengenähtes Hemd." „Dein seidengenähtes Hemd verlang ich nicht, dein junges Leben und Blut will ich haben." So bietet sie ihm ihre Silberschuhe, hernach die Goldkrone, aber vergebens. In der Not klettert das Mädchen auf eine hohe Eiche: der Wolf untergräbt die Wurzel. Die Jungfrau in Todesangst thut einen schneidenden Schrei; ihr Geliebter hört's, sattelt, und reitet schnell wie ein Vogel, wie er zur Stelle kommt (liegt die Eiche umgestürzt, und) ist nur ein blutiger Arm des Mädchens übrig.

27. Die Bremer Stadtmusikanten.

Nach zwei Erzählungen aus dem Paderbörnischen. Eine dritte aus Zwehrn weicht darin ab, daß die vier Tiere die Räuber nicht durch Schrecken aus dem Haus wegjagen, sondern friedlich eintreten, Musik machen und dafür von jenen gespeist werden. Die [48] Räuber gehen nun auf Beute aus und wie sie um Mitternacht heimkehren, begegnet dem der vorausgeschickt wird, das Haus zu erleuchten, was in den andern Erzählungen von dem Kundschafter vorkommt. In Rollenhagens Froschmeuseler unser Märchenbuch 3, Kap. 8 mit der Überschrift „der Ochs und der Esel stürmen mit ihrer Gesellschaft ein Waldhaus.

Es lag ein Schenkhaus für dem Holz,
darin wohnt ein Krüger stolz,
war ein Reuterräuber gewesen,
darnach zu einem Schenken erlesen;
das bei den Junkherrn, wie ihr wißt,
der Reuter best Besoldung ist.
Der meint, weil er kein Nachbarn hätte,
so erführ niemand, was er thäte:
trieb so groß Hurerei und Mord,
daß es Gott endlich sahe und hort
und ließ den Schelm'n mit Hurn und Buben
in seinem Haus und Hofestuben
vom Donner, Blitz und Feuer verbrennen;
so lernt er Gottes Eifer kennen.
Dieweil aber keiner Hilfe thät
Und überblieb allein die Stätt,
im Holz nach dem Schrecken zusammen
sechs elend Hausgenossen kamen,

der Ochs, Esel, Hund, Katz und Hahn,
die Gans war auch nährlich (kaum) entgahn.
Dieselb ihr große Not beklagten,
wie sie entkommen waren, fragten
was sie aus den verlornen Sachen
nun hinfort wollten ferner machen,
daß sie nicht würget Wolf und Bär,
als wilde Tier wärn ihr Gefähr.
Da sprach der Hund, er wollt sie bald
zu einem Haus bringen im Wald,
das die Zimmerleut bauten fast,
hielten darin ihre Küch und Rast,
als sie ehemals zu Winterszeiten
im Holz die Stadtgebäud bereiten.
Hernach wär sein Herr da gewesen,
wenn er die Kaufleut überlesen,
ihr Geld und Warn zu Straf genommen,
daß sie nicht bloß vom Jahrmarkt kommen:
Samt und Seiden mit sein Gesellen
ausgeteilt mit der langen Ellen.
Es hät Notdurft zu allen Dingen,
das die Freibeuter ließen bringen,
und ritten hernach wieder heim,
ließens ein halb Jahr ledig sein;
käm Zeit, käm Rat und ferner That,
sie wolltens wagen auf Gottes Berat.
Zogen darauf hin für das Haus,
weil aber niemand kam heraus
und die Thür fest verschlossen war,
blieben sie in gleicher Gefahr;
und half nicht, daß der Hund umging,
die Nas für alle Rißlein hing
und roch, wer da verborgen lage
und die Katz nach den Fenstern sahe.
Bis der Ochs sprach „was soll dies Wesen?
es nützt uns hie kein Federlesen,
wir müssen die Thür offen haben,
darumb will ich dawider traben.“
Der Esel antwortet „ja recht!
daß aber alle Ding sein schlecht (in Ordnung)
und uns niemand hernacher schelt,
als wär der Anlauf nicht gemeldt,
will ich zuvor auch Lärmen blasen.“

Der Hund leckt auch sein Mund und Nasen
und sprach „ich spring frisch mit hinan,
bell und beiß, wie ein Jägersmann."
Die Katz, Gans, Hahn waren schwach und klein,
wollten doch nicht die letzten sein,
sondern zugleich vorn auf den Spitzen
den Feind mit Tatzen und Schnäbeln ritzen.
[50] Bald warf der Ochs sein Schwanz empor
scharrt mit den Klawen das Fußspor,
versucht die Hörner an ein Baum,
sprang mit ein Brüllen auf den Raum.
Der Esel sperrt weit aus den Rachen
ließ sein hicka! schrecklich herkrachen,
der Hund ball und die Katz murmauet,
der Hahn kürlückt, die Gans dradrauet;
gigack! gigack! flog sie daher,
als wenns der römisch Adler wär;
das wunderlich zusammen rasselt,
wie in Wäldern der Donner prasselt.
Damit satzt der Ochs an das Thor,
daß es Riegel und Schloß verlor,
und prallt zurück von dem Zulaufen,
als fiel das Haus über einen Haufen,
wie denn die Einwohner*) auch dachten:
derhalb nicht lang Bedenken machten,
sondern plötzlich zur Hinterpfort
hinaus stoben zum Sicherort.
Die Gäste blieben in dem Nest,
das war ihnen das liebst und best.
Und als sich kein Wirt darin fand,
erwählt ein jeder seinen Stand.
Der Ochs sagt „zum Stall ich mich füg,
in der Krippen ist Futter zur Gnüg."
Der Esel sagt „ich bleib bei dir,
„was dir gefällt, gefällt auch mir."
Die Katz sagt „ich sitz auf dem Herd,
ob mir ein Mäuslein wär beschert,
das nach der Speis Geruch ankäm,
und ich für meine Speis annähm.
Ich sitz ohn das gern in der Wärm,

*) D. h. die Waldtiere, die in dem Haus wohnten.

ob ich gleich auch bisweil umbschwärm."
[51] Der Hund sagt „ich bleib an der Thür,
zu schauen wer wandert dafür;
wenn ich ein Häslein so erwisch,
ich bring es der Katzen zu Tisch."
Die Gans sagt „ich bleib hinter der Thür,
so kriech ich, wenn ich will, herfür,
und such mein Futter in dem Gras;
ich schlaf auch leiser denn ein Has,
und halt mit großen Sorgen Wacht,
es sei bei Tag oder bei Nacht."
Der Hahn sagt „für des Fuchses List
auf dem Balken mein Schlafstätt ist,
da mich doch niemand müßig findt,
ich ruf die Stund aus und die Wind,
ich meld auch alle fremde Gäst;
jeder verwalt das sein aufs best."
Indes erholten sich die Tier
die sonst für Schrecken storben schier,
da sie aus ihrem Haus entsprungen,
die Alten suchten ihre Jungen,
der Mann das Weib, das Weib den Mann,
bis einer zu dem andern kam,
da hielten sie Rat ingemein
was doch das Posaunen möcht sein,
das Feldgeschrei und grausam Prangen,
damit der Haussturm wär angangen:
ob Gespenst oder Manntier kommen,
wider sie den Krieg vorgenommen.
Es ging zwar, wie man sagt, vor Jahren,
und sie nun mußten auch erfahren,
wenn ein Schrecken kömmt unversehens,
so gilt es fliehens und nicht stehens.
Wenn ein Schrecken befällt die Helde,
so fleugt Mut, Herz, Mann aus dem Felde;
wie mutig er zuvor auch war,
so ist er denn verzaget gar.
Dennoch wär es im ganzen Lande
[52] ihnen nachzusagen eine Schande,
daß sie wärn großmächtige Herrn,
Leun, Leoparden, Wölf und Bärn,
wußten nicht wer sie heimgesocht,
aus ihrer Wohnung ausgepocht.

Und ward für ratsam angesehen,
der Wolf sollt bei Nacht schleichen gehen,
ins Haus horchen, gründlich erfahren,
was ihre Feind für Leute waren,
weil er gewandert wie ein Hund
und derhalben viel sprechen kunnt.
Als er aber kam am Morgen wieder
und sich für Schrecken leget nieder,
kamen sie all zu ihm angehen
und häufig um ihn herumb stehen,
fragten wie er die Sach geworben?
Er sprach „ich war beinah gestorben,
so freundlich ward ich da empfangen;
zur Unzeit war ich ausgegangen.
Sie spielten aber also mit mir,
daß ich nun glaub es sind Manntier,
oder ja Feldteufel mit unter;
mir widerfuhr nie größer Wunder.
Ich kam dahin umb Mitternacht,
da jeder schlief und niemand wacht,
allein der Hund lag für dem Thor
reckte seine Ohren hoch empor
und bellt als wollt er thöricht werden:
fiel mich an mit rauchen Gebärden,
daß ihm mein Haar beklebt im Munde
und ich bekam am Hals eine Wunde.
Ich that aber, wie ich sonst pflag,
wenn ich beim Hund gefangen lag,
und stellt mich nicht zur Gegenwehr,
gedacht, beinthalb komm ich nicht her,
und sprang damit zur Küch hinein,
vermeint daselbst sicher zu sein.
[53] Der Küchenjung aber lag auf dem Herd
und blieb für mir gar unversährt,
wollt Feur und Licht anblasen rasch,
und blies mir ins Gesicht die Asch,
schlug mir die Nagel in die Augen,
wusch mir das Haupt mit solcher Laugen,
daß mir das sehen schier verging
und ich irr zu kriechen anfing:
kam in den Stall, eilet zur Pfort,
der Stallbruder erwachet fort,
hub an zu schnauben und zu blasen,

als hätt er eines Leuen Nasen:
faßt mich mit der Gabel gewiß,
gab mir damit einen scharfen Riß
und warf mich hin ins Jungenlager,
da kam ich erst zum bösen Schwager.
Der plumper, tölpscher, loser Fischer,
der grobianscher Stiefelwischer
in dem blinden Lärmen unfug
zu mir mit der Kratzbürst einschlug,
eben als wenn's ein Prietschholz wär:
er traf gewiß und leider schwer,
daß ich zum Stallknecht fiel hernieder,
der faßt mich mit der Gabel wieder
und warf mich über sich herunter;
daß ich leben blieb, hat mich Wunder.
Ich lag da mehr denn halber tot,
bat um Gnad, klaget meine Not,
aber sie ließen mir keine Ruh,
traten mit Füßen auf mich zu,
bis ich zuletzt mich noch erholt
und nach dem Thor hinlaufen wollt.
Da war der ein Wächter erwacht,
rief vom Söller mit aller Macht
„wacht auf! wacht auf! wacht auf! wacht auf!"
Ich gedacht „lauf, o mein Kerle, lauf,"
der Posauner blies auch und sprach
„eilt hinten nach, eilt all hernach!"
[54] Als ich aber die Thür einnahm,
sitzt der Reitschmied hinter der Thür
greift mit der glühenden Zang herfür
in meinen Schwanz, daß er gleich zischt.
Da ich nun mein ich sei entwischt,
faßt mich noch der Hund bei dem Ohr,
das ich lieber denns Haupt verlor;
hätt er den Darm erhascht gewiß,
den mir die Strohgabel ausriß,
ich hätte da müssen auf der Straßen
beim Eingeweid mein Leben lassen.
Ich zweifel auch nicht, wenn wir nicht laufen,
es wird folgen der helle Haufen
Und uns sämptlich allhie ermorden,
wie ich verstund aus ihren Worten."
Die Red bracht allen solch ein Schrecken

daß jeder lief sich zu verstecken'
und die Hausleut ohn Ansprach
bei' einander hatten gut Gemach.

Aus den wilden Waldtieren sind in unserm Märchen Räuber geworden. Jenes ist wohl ursprünglicher, da in dem lateinischen Reinhart Fuchs (Isengrimus 529 folg.) eine Fabel vorkommt, wonach Ziege, Bock, Fuchs, Hirsch, Hahn und Gans reisen, sich in einem Waldhaus aufhalten und den dazu kommenden Wolf anführen, wie es auch in einem Märchen der Siebenbürger Sachsen erzählt wird (bei Haltrich Nr. 4), womit Nr. 41 näher verwandt ist. Überhaupt ist zu merken, daß hier die stärkern, wilden, mächtigen getäuscht werden (wie in Nr. 102), wie Zwerge die Riesen überlisten. Vollständiger ist insoweit Rollenhagen, als auch der Ochs und die Gans bei ihm auftreten, und besonders ist bei letzterer der gute Zug zu merken, daß ihr Schnabel von dem Erschrockenen für eine glühende Eisenzange gehalten wird. Eine schwäbische Erzählung von dem Räuber und den Haustieren findet sich bei Meier Nr. 3. Vergleiche zum Ganzen die Wirtschaft des Lumpengesindels (Nr. 10).

[55] 28. Der singende Knochen.

Aus Niederhessen, ebendaher, doch aus verschiedenen Orten, noch zwei andere Erzählungen. Sie heben an wie das Märchen von dem Wasser des Lebens (Nr. 97). Ein alter König wird krank, will seine Krone weggeben und weiß nicht welchem von seinen drei (oder zwei) Söhnen. Endlich beschließt er, daß sie demjenigen zufallen soll, der einen Bären mit einem goldenen Schlößchen (oder ein Wildschwein) fangen kann. Der älteste zieht aus, bekommt ein Pferd, einen Kuchen und eine Flasche Wein mit auf den Weg. In dem Wald sitzt ein Männlein unter einem Baum, fragt freundlich „wohinaus?" und bittet um ein Stückchen Kuchen. Der Königssohn antwortet voll Hochmut, giebt ihm nichts und wird nun von dem Männlein verwünscht, daß er den Bären umsonst suchen soll. Er kehrt also unverrichteter Sache wieder heim. Der zweite wird ausgeschickt; es geht nicht besser. Nun

kommt an den Jüngsten, den Dummling, die Reihe, er wird ausgelacht und erhält statt des Pferdes einen Stock, statt des Kuchens Brot, statt des Weins Wasser. In dem Wald redet auch ihn das Männlein an, er antwortet freundlich und teilt seine Speise mit ihm. Da giebt ihm das Männlein ein Seil, womit er den Bären auch fängt und ihn heimführt. Die andere Erzählung sagt kurz, der zweite Sohn habe das Wildschwein erlegt. Der älteste Bruder sieht ihn kommen, geht ihm entgegen und ermordet ihn; das übrige stimmt überein. Eine vierte Erzählung bei Colshorn Nr. 71. Eine fünfte aus der Schweiz teilt Wackernagel in Haupts Zeitschrift 3, 35, 36 mit. Ein Knabe und ein Mädchen werden in den Wald geschickt eine Blume zu suchen; wer sie findet, soll das Königreich haben. Das Mädchen findet sie und schläft ein. Der Bruder kommt heran, tötet das schlafende, bedeckt es mit Erde und geht fort. Ein Hirtenknabe findet hernach ein Knöchlein, macht eine Flöte daraus, und das Knöchlein fängt an zu singen und berichtet wie alles geschehen ist. Eine sechste bei Müllenhoff Nr. 49.

In einem altschottischen Lied kommt dieselbe Sage vor, aus dem Brustbein der ersäuften Schwester macht ein Harfner eine Harfe, die [56] von selbst zu spielen anfängt und Weh über die schuldige Schwester ruft (Scott Ministrelsy 2, 157—162). In dem färöischen Lied über denselben Gegenstand, kommt auch noch der Zug vor, daß die Saiten der Harfe aus den Haaren der Erschlagenen gemacht werden; s. schwedische Volkslieder von Geyer und Afzelius 1, 86. Polnisch bei Lewestam S. 105. Bei H. Neus in den esthnischen Volksliedern S. 56. In einem serbischen Märchen bei Wuck Nr. 39 verrät ein Holunderohr als Flöte das Geheimnis. Auch die Betschuanas in Südafrika haben ein ähnliches Märchen.

29. Der Teufel mit den drei goldenen Haaren.

Aus Zwehrn, eine andere Erzählung aus den Maingegenden stimmt im ganzen überein, ist aber viel unvollständiger, es werden bloß drei Federn vom Vogel Phönix gesucht, wie der Teufel

heißt. Eine dritte wieder aus Niederhessen, enthält einen Teil des Märchens und leitet es folgendergestalt ein, eine Königstochter sieht einen Holzhacker unter ihrem Fenster arbeiten und verliebt sich seiner Schönheit wegen in ihn. Es ist Gesetz, daß wer drei goldene Haare vom Kopf des Teufels bringt, ihr Gemahl werden soll, schon viele Königssöhne haben das Abenteuer vergeblich unternommen, nun wagt es der Holzhacker aus Liebe zu ihr. Die Weise der Entwicklung ist nicht verschieden, in den zwei ersten vorgelegten Fragen ist eine geringe Abweichung, warum ein Marktbrunnen vertrocknet sei, warum ein Feigenbaum nicht mehr grüne. Als er die Antwort bringt, so erhält er zur Belohnung außer Gold auch zwei Regimenter Fußvolk, womit er den alten König bewegt sein Wort zu halten. Verschieden, aber doch verwandt ist das Schweizermärchen vom Vogel Greif (unten Nr. 165). Büsching (Volksmärchen Nr. 59) teilt auch eine mündliche Überlieferung mit, die Bedingungen bei der Auflösung des Zaubers sind sehr angehäuft, und das Ganze scheint vorsätzlich und nach französischer Weise erweitert. In Wolfs Hausmärchen S. 184 die fünf Fragen. Bei Meier Nr. 73 und 79. Bei Pröhle Märchen für die Jugend Nr. 8. Bei Zingerle S. 69. Die Drachenfedern. Ein schönes schwedisches Märchen in den Volkssagen bei Afzelius (2, 161—167). Ein norwegisches bei [57] Asbjörnsen Nr. 5, ein wendisches bei Haupt und Schmaler Nr. 17, ein ungarisches bei Mailath Nr. 8, die Brüder. Man vergleiche eine mongolische Erzählung in Gesser Chan S. 142 folg. Verwandt mit dem Eingang des Märchens ist eine alte Sage von Kaiser Heinrich III. (s. deutsche Sagen 2, Nr. 480. Gesta Romanor. s. unten Nr. 2). Der letzte Teil, wo dem Teufel die Fragen vorgelegt werden, hat Ähnlichkeit mit einem ital. Märchen im Pentam. (4, 3). Merkwürdig ist eine hierher gehörige Erzählung bei Saxo Gr. im achten Buch, Thorkill gelangt nach Utgard, das gleich der Hölle beschrieben wird. Er reißt dort dem Utgardsloke eins seiner langen Haare aus, das wie im Feuer leuchtet. Man vergleiche darüber P. E. Müller über Saxo S. 141 folg., der annimmt, daß erst nach Einführung des Christen-

tums diese Reise Thorkills sei gedichtet worden. Der Aberglauben von der Glückshaut (pileus naturalis bei Lampridius) ist auch in Island einheimisch, ein Geist soll darin wohnen, der durchs ganze Leben das Kind begleite, daher die Glückshaut sorgfältig bewahrt und versteckt wird. In Belgien nennt man sie den Helm, und nach der roten oder bleichen und schwärzlichen Farbe schließt man auf das zukünftige Glück (Del Rio disquisitt. magicae 4, 2. 9. 7); vergl. Edda Sämundar 2, 653 Anmerk. Von des Teufels Mutter oder Großmutter ist in der deutschen Mythologie die Rede. Sie ist hier gutmütig und steht dem Bedrängten bei, wie in dem englischen Märchen von Jack und dem Bohnenstengel. Auch die Töchter der Riesen zeigen sich dem Fremdling geneigt.

30. Läuschen und Flöhchen.

Aus Kassel. Nähert sich der Form nach dem Kinderliede „Es schickt der Herr den Jokel aus, er soll den Hafer schneiden" u. s. w. Vergl. bei Kuhn und Schwarz Nr. 16 und Halliwell Nusery rhymes.

31. Das Mädchen ohne Hände.

Nach zwei im ganzen übereinkommenden und sich ergänzenden Erzählungen aus Hessen. Die eine aus Zwehrn hat den Eingang [58] nicht, sondern sagt nur ein Vater habe seine eigene Tochter zur Frau begehrt, und als diese sich geweigert, ihre Hände (und Brüste) abschneiden und ein weißes Hemd anthun lassen, darauf sie in die Welt fortgejagt. In der weitern Geschichte hingegen, die nach ihr fast ganz erzählt ist, übertrifft sie die andere an innerer Vollständigkeit, nur ist aus dieser beibehalten, daß der Teufel die Briefe vertauscht, während hier die alte Königin es thut, von Anfang gegen ihre Schwiegertochter bös gesinnt. Dort sind noch eigentümliche Züge, daß das Mädchen, ehe sie der König heiratet, eine Zeitlang die Hühner an seinem Hofe hütet, und daß hernach, als sie mit dem Kind auf dem Rücken in den wilden Wald verstoßen ist, ein alter Mann sie heißt die abgestumpften Arme dreimal um einen Baum schlingen; während sie (und die

Brüste) durch Gottes Gnade hier von selbst wieder wachsen. Auch sagt er ihr, daß sie das Haus, in welchem sie wohnen soll, nur dem öffnen dürfe, der dreimal um Gottes willen darum bitte; was hernach der König, als er davor kommt, thun muß, eh' er eingelassen wird. Eine dritte Erzählung aus dem Paderbörnischen stimmt im ganzen mit der aus Zwehrn. Statt eines Engels leitet ein vom Himmel herabkommendes Lichtlein das arme Mädchen. Als es im Wald mit den abgehauenen Händen umhergeht, sieht es ein blindes Mäuschen, das den Kopf in ein vorbeirinnendes Wasser hält und dadurch wieder sehend wird; da hält das Mädchen unter Beten und Weinen die Arme ins Wasser und es wachsen ihm die Hände wieder. Eine vierte Erzählung aus dem Mecklenburgischen enthält eine andere Gestaltung der Sage. Ein Mann hat eine Tochter noch im Kindesalter, die betet immer Tag und Nacht. Da wird er bös und verbietet es ihr, aber sie betet immer fort, da schneidet er ihr endlich die Zunge aus, aber sie betet in Gedanken und schlägt das Kreuz dazu. Da wird der Mann noch zorniger und haut ihr die rechte Hand ab, aber sie schlägt mit der linken das Kreuz. Da haut er ihr den Arm bis an den Ellbogen ab. Nun spricht ein Mann zu ihr „geh fort, sonst haut dir dein Vater auch noch den linken Arm ab.“ Da war sie erst sieben Jahr alt, und ging fort und immer fort, bis sie abends vor ein großes Haus kam, vor dem stand ein Jäger. Sie gab ihm zu verstehen, daß sie Hunger hätte und er sie aufnehmen möchte. Der Jäger hätte es gerne gethan, er wußte aber nicht, wo er sie hinbringen sollte, endlich brachte er sie in den Hundestall, wo die zwei Lieblingshunde des reichen Grafen lagen, bei dem er diente. In dem Ställchen blieb sie zwei Jahre lang und aß und trank mit den Hunden. Nun merkte der Graf, daß seine Hunde so mager wurden und fragte den Jäger um die Ursache: da gestand er, daß er ein Mädchen aufgenommen habe, das mit den Hunden das Essen und Trinken teile. Sprach der Graf, er solle es vor ihn bringen, aber das Mädchen wollte nicht: da ging er selbst hinab in den Stall und sah es und sprach „es soll zu mir ins Schloß, ich will es erziehen.“ Da war es neun Jahr

alt. Es trug sich zu, daß, als es einmal vor der Thüre stand, ein armer greiser Mann daher kam, und um eine milde Gabe bat. Es schenkte ihm etwas, da sprach er „du sollst deine Zunge und deinen Arm wieder haben," und gab ihm einen Stab und sagte „nimm diesen Stab und geh gerade fort, er wird dich vor Bösem schützen und dir den Weg zeigen." Da nahm es den Stab und ging fort ein paar Jahre lang. Es gelangte zu einem Wasser und trank daraus, da kam seine Zunge geschwommen und wuchs fest in dem Munde: es hielt den abgehauenen Stumpf ins Wasser, da kam der Arm und wuchs fest und darnach auch die Hand. Nun nahm es den Stab und ging wieder zurück zum Grafen, aber es war so schön geworden, daß er es nicht mehr erkannte. Da gab es sich zu erkennen, und sie wurden Eheleute. Man sieht, daß das Märchen die volksmäßige Quelle ist, woraus die im Mittelalter so bekannten Dichtungen von Mai und Beaflor, der schönen Helena u. a. entsprungen sind. Hierzu stimmt noch besonders das Bruchstück einer vierten hessischen Erzählung, wornach die Königin mit zwei Kindern verstoßen wird und ihr zwei Finger abgeschnitten werden, welche die Kinder bei sich tragen. Die Kinder werden ihr von Tieren geraubt und dienen als Küchenjungen, die Mutter als Waschfrau. Hierher gehört ein Märchen aus Meran bei Zingerle S. 124, daran das Märchen von den zwei Brüdern (Nr. 60) geknüpft ist. Bei Pröhle Kindermärchen Nr. 36. Im Pentamerone la Penta manomozza (3, 2). Verwandt sind zwei serbische Märchen bei Wuk Nr. 27 und 33, wahrscheinlich auch ein finnisches bei Rudbeck (1, 140); s. Schiefner 600. 616. Eine altdeutsche Erzählung enthält die Sage von einem König, der eine Frau haben will, die seiner Tochter gleiche. Der Papst erlaubt ihm die Tochter, die sich weigert und in ein Faß ausgesetzt wird (pfälz. Handschrift 336. Bl. 276—286). Wie das Mädchen sich mit seinen Thränen rein wäscht, so thut in einem schwedischen Lied (Geyer 3, [60] 37. 38) die Mutter, die aus dem Grab kommt, an ihren Kindern,

hon tvälla dem så snöhvit
alt uti ögnatår.

32. Der gescheite Hans.

Aus den Maingegenden. Eine ähnliche Geschichte steht in Freis Gartengesellschaft (1557) Kap. 1 und, der Sache nach übereinstimmend nur mit andern Worten, in Kirchhofs Wendunmut (1565) 1, Nr. 81. Wir teilen sie aus jenem Buche mit.

Im Geslinger Thal, da wohnt eine sehr reiche Witfrau, die hät einen einigen Sohn, der war eines groben und tollen Verständnis: er war auch der allernärrischste Mensch unter allen Einwohnern desselbigen Thals. Derselbige Geck sahe auf eine Zeit zu Saarbrücken eines wohlgeachten herrlichen Manns Tochter, die eine schöne wohlgestalte verständige Jungfrau war. Der Narr ward ihr gleich hold und lag der Mutter an, daß sie ihm dieselbige zu einer Frauen schaffen wollte, wo nicht, so wollte er Ofen und Fenster einschlagen und alle Stiegen im Haus abbrechen. Die Mutter wußt und sahe wohl ihres närrischen Sohns Kopf und fürcht, wenn sie ihn gleichwohl um die Jungfrau werben ließe und ihm ein groß Gut dazu gebe, so wär er doch ein so ungehobelter Esel, daß nichts mit ihm auszurichten oder versehen wäre. Wiewohl aber der Jungfrauen Eltern herrliche Leute und von gutem Geschlecht, so waren sie doch also gar arm, daß sie Armut halber die Tochter ihrem Stande nach nit wüßten zu versorgen, derohalben diese Werbung desto leichter Statt gewann. Die Mutter furchte nun auch, dieweil ihr Sohn also ein großer ungeschickter Götz wäre, daß ihn vielleicht die Jungfrau nit wöllen haben, gab ihm darum allerhand Lehren, damit er sich bei der Braut fein höflich zuthun und hurtig machen könnte. Und als der Klotz erstlich mit der Jungfrau redt, da schankt sie ihm ein hübsch Paar Handschuh aus weichem Corduanleder gemacht. Lawel thät sie an, zog heim; so kommt ein großer Regen, er behielt die Handschuhe an: galt gleich, ob sie naß wurden oder nit. Wie [61] er aber einen Steg will gan, so glitscht er aus und fällt ins Wasser und Moor. Er kommt heim, war wohl besudelt, die Handschuhe waren eitel Fleisch: klagt's der Mutter, die gut alt Mutter schalt ihn und sagte er sollt's ins Fazziletlin (Schnupftuch)

gewickelt und im Busen gestoßen haben. Bald darnach zeucht der gut Löffel wieder zu der Jungfrauen; sie fragt nach den Handschuhen, er sagt ihr wie es ihm mit gegangen wäre. Sie lacht und merkt das erst Stück seiner Weisheit und schenkt ihm ein Habicht. Er nahm ihn, ging heim und gedacht an der Mutter Rede, würgt den Habicht, wickelt ihn in sein Brusttuch und stieß ihn in den Busen. Kam heim, wollt den hübschen Vogel der Mutter zeigen, zog ihn aus dem Busen. Die Mutter fährt ihm wieder über den Kamm, sagt, er sollte ihn fein auf der Hand getragen haben. Zum drittenmal kommt Jockel wieder zu der Jungfrau, sie fragt, wie es um den Habicht stände, er sagt ihr, wie es ihm mit gegangen. Sie gedacht „er ist ein lebendiger Narr", sah wohl, daß ihm nichts säuberlichs noch herrlichs gebührte, und schenkt ihm ein Egge, die er brauchen sollt, wenn er gesät hätte. Er nahm der Mutter Wort zu Herzen, und trug sie auf den Händen empor, wie ein anderer Löffelbitz heim. Die Mutter war gar übel zufrieden, sprach, er sollt sie an ein Pferd gebunden haben und heim geschleift. Letzlich sahe die Jungfrau, daß Chrisam und Tauf an ihm verloren war, denn es war weder Vernunft noch Weisheit in ihm, wußt nit, wie sie des Narren ledig werden sollt, gab ihm daher ein groß Stück Specks, und stieß es ihm in den Busen; er war's wohl zufrieden. Er wollt heim und fürcht er würd's im Busen verlieren, und band's einem Roß an den Schwanz, saß darauf und ritt heim; da liefen die Hunde hinten nach und rissen den Speck dem Pferd vom Schwanz und fraßen ihn. Er kommt heim, der Speck war auch hinweg. Hintennach sahe die Mutter ihres Sohns Weisheit, fürcht die Heirat würd' nit vor sich gehen, fuhr zu der Jungfrau Eltern, begehrt den Tag der Beredung zu wissen mit ihrem Sohn, und wie sie hinweg will, befiehlt sie ihm ernstlich, daß er wohl Haushalt und kein groß Wesen mach, denn sie hab eine Gans über Eiern sitzen. Als nun die Mutter aus dem Haus war, so zeucht der Sohn fein in den Keller, sauft sich voller Weins und verliert den Zapfen zum Faß: wie er den sucht, so lauft der Wein alle in den Keller. Der gut Vetter nimmt einen Sack mit Mehl und schütt' es in den

Wein, daß es die Mutter nit sähe, wenn [62] sie kommt. Demnach lauft er auf hin ins Haus und hat ein wild's Gebrächt: so sitzt die Gans da und brütelt, die erschrickt und schreit gaga! gaga! Den Narren kommt ein Furcht an und meint die Gans hät gesagt „ich will's sagen," und fürcht sie schwätzt wie er im Keller Haus gehalten: nahm die Gans und hieb ihr den Kopf ab. Nun furcht er wo die Eier auch verdürben, so wär er in tausend Lästen, bedacht sich und wollt' die Eier ausbrüten, meint doch es wird sich nit wohl schicken, dieweil er nit voll Federn wäre, wie die Gans. Bedacht sich bald, zeucht sich ganz aus und schmiert den Leib zu-ring mit Honig, den hätt die Mutter erst neulich gemacht und schütt darnach ein Bett aus und walgert sich allenthalb in den Federn, daß er sahe wie ein Hanfbutz, und setzt sich also über die Gänseier und war gar still, daß er jungen Gäns nit erschreckt. Wie Hanswurst also brütet, so kommt die Mutter und klopft an die Thüren. Der Lawel sitzt über den Eiern und will keine Antwort geben, sie klopft noch mehr, so schreit er gaga! gaga! und meint dieweil er junge Gäns (oder Narren) brütelt, so könnt' er auch keine andre Sprach. Zuletzt dräut ihm die Mutter so sehr, daß er aus dem Nest kroch und ihr aufthät. Als sie ihn sahe, da meint' sie, es wär der lebendige Teufel, fragt was das wäre, er sagt ihr alle Ding nach der Ordnung. Der Mutter war's Angst mit dem Doppelnarren, dann die Braut sollt bald nachfolgen, und sagt zu ihm sie wollt's ihm gern verzeihen, er sollt sich nur jetzt züchtig halten, denn die Braut käme, daß er sie fein freundlich empfahen und grüßen sollte und die Augen also höflich und fleißig in sie werfen. Der Narr sagt ja, er wollt's alles thun, wischt die Federn ab, und thät sich wieder an, geht in den Stall und sticht den Schafen allen die Augen aus, stößt sie in Busen. Sobald die Braut kommt, so geht er ihr entgegen, wirft ihr die Augen alle, soviel er hat, ins Angesicht, meint, es müsse also sein. Die gut Jungfrau schämet sich, daß er sie also beschmutzt und verwüst hat, sah des Narren Grobheit, daß er zu allen Dingen verderbt war, zog wieder heim, sagt ihm ab. Also blieb er ein Narr nach wie vor und brütelt junge Gäns noch auf

diesen Tag aus. Ich besorg aber, wenn sie ausschliefen werden, so sollten es wohl junge Narren sein. Gott behüt uns.

Die klugen Thaten des gescheiten Hans werden bald in dieser, bald in jener Ordnung und Wendung, vermehrt und vermindert erzählt. Mit einigen Abweichungen nach einer mündlichen[63] Überlieferung aus Niederschlesien in Wolfs Zeitschrift 2, 386. Verwandt sind die Märchen von der klugen Else (Nr. 34) und dem Catherlieschen (Nr. 59), worin gerade der von Frei erzählte Schwank, den verschütteten Wein mit Mehl aufzutrocknen, vorkommt. Zu vergleichen ist das Großmütterchen bei Vogl S. 93, ein Tiroler Märchen bei Zingerle S. 10 und ein schwäbisches bei Meier Nr. 52. Das Ausbrüten der Kälber bei Hans Sachs (2. 4, 138 Kempt. Ausg.) gehört gleichfalls hierher. Ferner wird von einer Ziege erzählt, die Hans ins Bett legt u. dgl. Bebelii facetiae (Amst. 1651) 47—49. Ein Kinderlied (Dichtungen aus der Kinderwelt. Hamb. 1815) bezieht sich auf unsere Sage und weiß neue Streiche,

> Hansel am Bach
> macht lauter gute Sach;
> hats Häuschen verbrennt,
> hat Lumpen drum gehängt! (um sie zu trocknen)
> hat Fischlein gefangen,
> hat die Schuppen heim bracht (das andere weggeworfen).
> Hansel und Gretel
> zwei lustige Leut,
> Hansel ist närrisch,
> Gretel nicht gescheit.

Das Märchen „vom albern und faulen Heinzen", dessen Rollenhagen in der Vorrede zum Froschmeuseler gedenkt, findet sich bei Hans Sachs (2. 4, 85c—86d). Der faule Heinz macht Hund und Katze nach. Bei Eyering (2, 116) „der alberne Heinz." „Den faulen Lenz" erwähnt der Mägdetröster (1663) S. 92.

33. Die drei Sprachen.

Aus Oberwallis, von Hans Truffer aus Visp erzählt. Unter dem Papst ist vielleicht Silvester II. (Gerbert) gemeint, von dem

Vincent. Bellov. (Spec. hist. 24, 98) sagt ibi (zu Sevilla) didicit et cantus avium et volatus mysterium. Aber auch von der Wahl [64] Innocenz III. (im J. 1198) wird erzählt, drei Tauben seien in der Kirche umher geflogen und zuletzt habe sich eine weiße zu seiner Rechten gesetzt; s. Raumer Hohenstaufen 3, 74.

34. Die kluge Else.

Aus Zwehrn. Eine andere Erzählung von Hansens Trine, ebenfalls aus Hessen, fängt gleich damit an, daß die faule Trine fragt „was thu ich, eß ich, oder schlaf ich, oder arbeit ich?" Hans findet sie in der Kammer schlafend und schneidet ihr den Rock bis zu den Knien ab: sie wird dann, als sie aufwacht, an sich selbst irre. Hierzu ist eine Stelle in Joh. Pomarius sächs. Chronik (1588) S. 14 zu bemerken, „welche Magd oder Weib in Unzucht begriffen ward, der schnitt man die Kleider unter dem Gürtel ab, geiselte sie und verweisete sie von den Leuten." Im ganzen hat die kluge Else Verwandtschaft mit dem Catherliesschen (Nr. 59) und in einem Stück Übereinstimmung.

35. Der Schneider im Himmel.

Nach einer Erzählung in Freis Gartengesellschaft Nr. 61 und in Kirchhofs Wendunmut 1, Nr. 230. Eine in Nebendingen etwas abweichende in Wickrams Rollwagen (Frankf. 1590) S. 98b und 99b. Fischart im Flohhatz (Dornavius 390) spielt auf das Märchen an, nur ist darnach bloß vom heil. Petrus die Rede:

> wie man von Sankt Peter saget,
> der, als er Herr Gott war ein Tag
> ünd Garn sah stehlen eine Magd,
> wurf er ihr gleich ein Stuhl zum Schopf,
> erwies also sein Peterskopf;
> häts solchergestalt er lange getrieben,
> es wär kein Stuhl im Himmel blieben.

[65] Bei Hans Sachs (5. 3, 89 Kempt. Ausg.) der Schneider mit dem Panier. Das Märchen dauert aber noch immer im Volk, und Möser erwähnt es in seinen vermischten Schriften 2, 235 u.

332. Jan im Himmel in Wolfs deutschen Sagen und Märchen Nr. 16. Eine schwäbische Erzählung bei Ernst Meier Nr. 35. Der Stuhl des Herrn, von dem man die ganze Welt überschaut, erinnert merkwürdig an Odins Sitz, Namens Hlidsciálf, von dem er alles sah, was auf Erden vorging und auf den sich zuweilen andere setzten, wie namentlich die Edda von Freyr erzählt. Daß sich der Schneider eigentlich in feindlicher Gesinnung in den Himmel eindrängt, ist in Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie 2, 2 gezeigt.

> der nû den himel hât ikorn
> der geiselet uns bî unser habe,
> ich führte sêre und wird im zorn,
> den flegel wirft er uns her abe.
>
> Altmeistergesangb. 3 a.

36. Tischchendeckdich, Goldesel und Knüppelausdemsack.

Aus Hessen. Eine andere Erzählung ebendaher leitet folgendergestalt ein, ein Schneider hatte drei Söhne, die schickte er nacheinander in die Welt, sie sollten sich umsehen und was Rechtschaffenes lernen. Damit sie nicht leer ausgingen, bekam jeder einen Pfannkuchen und einen Heller mit auf den Weg. Der älteste zog zuerst aus, kam zu einem Herrlein, das zwar in einer Nußschale wohnte, aber gewaltig reich war. Der Schneider soll ihm für eine gute Belohnung seine Herde am Berge hüten und weiden; nur dürfe er, sprach es, nicht in ein Haus gehen, das am Fuße des Bergs stehe und woraus lustige Tanzmusik erschalle. Der Schneider hütet eine Zeitlang die Herde ordentlich, läßt sich aber doch am Ende verführen in das verbotene Haus zu gehen. Nun schickt ihn der Herr fort, giebt ihm aber, weil er sonst sich gut gehalten, ein Tischchendeckdich. Damit macht er sich heim, es wird ihm aber unterwegs vertauscht; er hat also seinen Pfannkuchen verzehrt und seinen Heller ausgegeben [66] und bringt nur ein unnützes Tischchen mit. Der zweite Sohn wird nun ausgeschickt, kommt zu demselben Herrlein, hat ein gleiches Schicksal, wie sein Bruder und statt des echten bringt er einen falschen Goldesel mit.

Dagegen der dritte Sohn hält sich bei dem Männlein das ganze Jahr hindurch, wie dieses verlangt hat, und da er sich die Ohren mit Baumwolle verstopft, ist ihm das Haus mit der Musik nicht gefährlich geworden. Er bekommt beim Abschied einen Knüppelausdemsack, damit verschafft er seinen Brüdern die verlorenen Wunderdinge wieder, und sie leben nun mit ihrem Vater vergnügt, der sich freut, seine drei Heller an seinen Söhnen nicht verschwendet zu haben. In Linas Märchenbuch von Albr. Lud. Grimm Nr. 4 der Knüppel aus dem Sacke. Zu vergleichen sind die Märchen aus Meran bei Zingerle S. 84 und 185, auch ein schwäbisches bei Meier Nr. 22. Dänisch bei Etlar S. 150. Norwegisch bei Asbjörnsen S. 43. Niederländisch in der Wodana Nr. 5. Ungarisch bei Stier S. 79. Polnisch bei Levestam S. 105. Walachisch bei Schott Nr. 20. Hierher gehört auch ein Märchen aus dem Zillerthal bei Zingerle S. 56, dem das irische von der Flasche (Elfenmärchen Nr. 9) entspricht, wie das russische von dem sanften Mann und der zänkischen Frau bei Dietrich Nr. 8. Verwandt ist das Märchen von dem Ranzen, Hütlein und Hörnlein (Nr. 54).

37. Daumesdick.

Aus Mühlheim am Rhein. Gehört in den Fabelkreis von des Schneiders Däumerling Wanderschaft (Nr. 45); vergl. die dortigen Anmerkungen. Slawonisch bei Vogl Nr. 6. Romanisch aus der Bukowina in Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie 1, 48. Albanesisch bei Hahn 2, S. 168. 169.

38. Die Frau Füchsin.

Wird vielfach in Hessen und in den Maingegenden erzählt. Wir teilen hier die zwei bedeutendsten Abweichungen mit, die andern [67] Verschiedenheiten laufen dahin aus, daß der alte Fuchs wirklich oder nur scheintot ist (wie im altfranzös. Gedicht), und daß entweder bloß Füchse oder auch andere Tiere kommen und um die Witwe freien. Im letzten Fall sind ihre Fragen mannigfaltiger, „wie sieht der Freier aus? hat er auch ein rot Käppchen

auf?" „Ach nein, ein weiß Käppchen," denn es war der Wolf. „Hat er ein rot Kamisölchen an?" „Nein, ein gelbes," denn es war der Löwe. Die Anrede an die Katze im Eingang hat auch mancherlei Verschiedenheiten,

„Frau Kitze, Frau Katze,
schön Feuerchen hatse,
schön Fleischchen bratse,
was macht die Frau Fuchs?"

Oder auch,

„Was macht sie da, mein Kätzchen?"
„Sitze da, wärm mir das Tätzchen."

Hernach,

Da lief das kleine Kätzelein
mit seinem krummen Schwänzelein
die Treppe hoch hinauf.
„Frau Füchsin, ist sich drunten ein schönes Tier!
gestaltet wie ein schöner Hirsch vor mir."

„Ach nein" antwortet die Frau Füchsin und hält dem alten Herrn eine Lobrede, worin sie seine mancherlei Tugenden erwähnt; jenachdem die verschiedenen Tiere beschaffen sind, wird immer etwas anderes am Fuchs gelobt.

39. Die Wichtelmänner.

Alle drei aus Hessen. Von dem dritten Märchen eine holstein. Erzählung bei Müllenhoff S. 313, eine litauische bei Schleicher S. 104. 105. Zu dem Vers in der dritten Erzählung ist zu merken, daß nach Dähnerts plattd. Wörterb. (S. 556) von sehr alten Dingen gesagt wird „old as de Bremer Wold". Schütze im holst. Idiot. 3, 173. 373 hat „so oold as de Bremer Woold."

Bei Müllenhoff,

[68] ik bün so olt
as Bernholt (Brennholz)
in den Wolt.

Bei den siebenbürg. Sachsen „alt wie der Kokelfluß"; s. Haltrich S. 72. Bei den Ungarn „alt wie der ungrische Wald" nach Wein-

hold; s. deutsche Mythologie S. 437. 438. Das dritte Märchen auch bei Colshorn S. 244 und in einem Bretagner Lied Barzas-Breiz 1, 50; auch bei den Dänen in Thieles dän. Sagen 1, 49, wo der Kleine sagt „nu har jeg seet tre gang ung Skov paa Tiis Söe". In Tirol sagt er

„ich bin grad nett jetzt so viel Jahr schon alt
als Nadeln hat die Tanne da im Wald."
Vonbun Vorarlberg. Volkssagen S. 4.

Hierher gehört auch das irische Elfenmärchen Nr. 6. Zu vergleichen sind die Sagen von dem stillen Volk, den wohlwollenden Zwergen und gut gesinnten Koboldeu im ersten Band unserer deutschen Sagen. Es ist ein eigener Zug, daß die kleinen Geister, wenn sie Kleider erhalten haben, verschwinden. Ein Seemännlein will keine haben und verschwindet, als es sie erhält; s. Mone Anzeiger 1837, S. 175. Ein Fenggamäntschi erhält ein rotes Röcklein, freut sich darüber und verschwindet; s. Vonbun S. 3. 4.

40. Der Räuberbräutigam.

Nach zwei Erzählungen aus Niederhessen, in der einen wird statt der Erbsen und Linsen weniger gut Asche zum Zeichen auf den Weg gestreut. Eine dritte unvollständigere aus den Maingegenden: hier ist es eine Königstochter, welcher der Bräutigam den Weg durch Bänder bezeichnet, die er an jeden Baum bindet. Als sie hinter dem Faß versteckt ist, bringen die Räuber ihre Großmutter und hauen ihr den Finger ab. In den Märchen von Carol. Stahl die Müllerstöchter (s. unten). Bei Meier Nr. 63. Bei Pröhle Märchen für die Jugend Nr. 33. Dänisch bei Thiele 2, S. 12. 13. Ungarisch bei Streit S. 45.

[69] 41. Herr Korbes.

Aus den Maingegenden, doch auch in Hessen haben wir es gehört; der Vers lautete etwas anders,

der Wagen schnurrt,
das Mäuschen pfeift,

der Hahn der schüttelt seinen Bart,
das Ding hat eine gute Art.

Verwandt ist damit das Lumpengesindel (Nr. 10).

42. Der Herr Gevatter.

Vollständiger als in den früheren Ausgaben nach einer Erzählung in dem Büchlein für die Jugend S. 173. 174.

43. Frau Trude.

Eine bessere und vollständigere Überlieferung als in den früheren Ausgaben, dabei ist benutzt ein Gedicht von Meier Teddy in dem Frauentaschenbuch 1823, S. 360.

44. Der Gevatter Tod.

Aus Hessen, doch schließt hier die mündliche Erzählung damit, daß der Tod dem Arzt die Höhle mit den Lebenslichtern zeigt und ihn warnt. Die List des Todes, womit er seinen Paten bestraft, ist genommen aus der Erzählung des Märchens in Schillings neuen Abendgenossen 3, 145—286, der es aber gleichfalls aus heutiger Volkssage [70] geschöpft hat. Das Alter des Märchens beweist ein von Hans Sachs im Jahr 1553 gedichteter Meistergesang, der sich in einer Berliner handschriftlichen Sammlung von Meistergesängen (mss. german. Nr. 22 fol. Stück 19) befindet; der Schluß ist abweichend. Ein Meistergesang von Heinrich Wolf im Jahre 1644 gedichtet, in einer andern Sammlung (mss. german. Nr. 24 fol. S. 496), wo erst der Teufel, dann der Tod den Bauer abweist. Auch Jacob Ayrer hat ein Fastnachtsspiel (das 6. im opus theatr.) vom „Baur mit seim Gevatter Tod" daraus gemacht. Erst bietet sich Jesus dem Kindtaufvater an, wird aber von diesem nicht angenommen, weil er einen reich, den andern arm mache. Drauf naht sich der Teufel, den er gleichfalls ausschlägt, weil er vor dem Namen des Herrn und des heiligen Kreuzes weglaufe (gerade wie der h. Christoph, als er sich einen Herrn sucht). Der Teufel schickt ihm zuletzt den Tod auf den Hals, der alle Leute gleich behandelt, dieser steht

Gevatter und verspricht ihn zum Arzt zu machen, woraus ihm überreicher Lohn entspringen werde,

> bei allen Kranken findst du mich,
> und mich sieht man nicht bei ihn sein,
> dann du sollst mich sehen allein,
> wenn ich steh bei des Kranken Füßen,
> so wird derselbe sterben müssen,
> alsdann so nim dich sein nicht an,
> sichstu mich aber beim Kopfen stahn" ꝛc.

zum Schein der Arznei solle er nur zwei Äpfelkern, in Brot gesteckt, eingeben. Dem Bauer gelingt's damit, aber zuletzt holt der Tod seinen Gevatter selbst. Dieselbe Fabel, jedoch mit eigentümlichen Abweichungen (worunter die beste, daß nicht der Vater, sondern das neugeborne Kind selbst die Doktorgabe empfängt), erzählt Prätorius im Glückstopf (1669) S. 147—149. Bei Pröhle Kinderm. Nr. 13. Nach einer Erzählung aus dem Odenwald in Wolfs Hausmärchen S. 365 überlistet der Arzt den Tod.

Die Lichter woran das Leben gebunden wird, erinnern an Nornagest und die noch gangbare Redensart „das Lebenslicht, die Lebenskerze ausblasen." Schon in einer griechischen Mythe wird das Leben an ein brennendes Scheid verbunden; s. Gruber mytholog. Wörterbuch 3, 153. Überhaupt weist das Märchen auf tiefliegende Ideen hin; vergl. Wackernagel in Haupts Zeitschrift 6, 280 folg. [71] Der Tod und der Teufel sind die bösen Gottheiten und beide nur eine, wie die Hölle die Unterwelt und das Totenreich, daher im Märchen vom Schmied auch beide nacheinander auftreten. Aber der böse heißt wie der gute Gott, Vater und Tatta. Der Gevatter nicht bloß Vater, sondern auch Pate, Goth und Dod, oder Tod; das getaufte Kind ebenso Pate und Gothel, daher die Verwechselung beider in der Sage; vergl. altd. Wälder 1, 104 Anm. Grammatisch sind freilich die Wörter tôt (mors) und tote (susceptor baptizati) genau unterschieden.

45. Des Schneiders Daumerling Wanderschaft.

Nach Erzählungen aus den Maingegenden, dem Hessischen und Paderbörnischen, die sich gegenseitig ergänzen; eine Fort-

setzung oder eigene Verbindung der einzelnen hierher gehörigen Sagen enthält das Märchen vom Daumsdick (Nr. 37). Bei Pröhle Kindern. Nr. 30. Bei Bechstein S. 131. Der Däumling in den Märchen der Carol. Stahl gehört auch in diesen Kreis (s. unten). In der Tabartischen Sammlung the life and adventures of Tom Thumb 3, 37—52 (s. unten). Ein dänisches Märchen verwandten Inhalts führt Nyerup (Morskabsläsning S. 238. 239) an. Svend Tommling, ein Mensch nicht größer als ein Daume, der sich verheiraten will mit einer Frau drei Ehlen und drei Quartier hoch. Er kommt auf die Welt mit Hut und Degen an der Seite, treibt den Pflug und wird von einem Gutsbesitzer gefangen, der ihn in seiner Schnupftabaksdose verwahrt; er hüpft heraus, fällt auf ein Ferkel, und das wird sein Reitpferd.

Die Griechen hatten ähnliche Däumlingssagen. Von Philytas, einem Dichter aus Cos, wurde erzählt, er habe Blei in den Sohlen getragen, um nicht vom Winde weggeweht zu werden: von Archestratus, als er von den Feinden gefangen und auf eine Wage gelegt worden, habe er nur so viel als ein Obolus gewogen; vergl. Athenäus 12, 77, bei Schweighäuser 4, 551. 552. Aelian Var. 9, 14. Auch die griech. Anthologie (2, 350 LXV. Jacobs Tempe 2, 7) liefert einen Beitrag.

[72] Plötzlich erhoben vom leisesten Hauch des lispelnden Westwinds
stieg jüngst, leichter als Spreu, Markos zum Äther hinauf.
Und er hätte die Luft mit rauschender Eile durchsegelt,
hätte der Spinne Geweb nicht ihm die Füße verstrickt.
Als er nun hier fünf Tag und Nächte gehangen, ergriff er
einen der Fäden und stieg langsam zur Erde herab.

Noch andere hierher gehörige Sagen sind folgende, einer war so dünnes Leibes, daß er durch ein Nadelöhr springen konnte. Ein anderer kroch an einem in der Luft hangenden Spinnegeweb behend hinauf und tanzte künstlich darauf, bis eine Spinne kam, ihm einen Faden um den Hals spann und ihm damit die Kehle zuschnürte. Ein dritter konnte mit seinem Kopf ein Sonnenstäubchen durchbohren und mit dem ganzen Leibe hindurchgehen. Ein

vierter pflegte auf einer Ameise zu reiten, es geschah aber, daß ihn die Ameise herabwarf und mit einem Fuße tot trat. Ein fünfter wollte einmal Feuer anblasen und flog (wie in unserm Märchen) mit dem Rauch zum Schornstein hinaus. Ein sechster lag bei einem Schlafenden und wurde, als dieser etwas stark atmete, zum Fenster hinaus getrieben. Endlich ein siebenter war so klein, daß er sich niemand nahen durfte, weil er sonst mit der Luft beim Einatmen in die Nase gezogen wurde. In Euchar. Eyerings Sprichwörtern (1601) erzählt eine Spinne 1, 198,

> Einsmals fing ich ein Schneider stolz,
> der war so schwer als Lautenholz,
> der mit eim Schebhut in die Wett
> vom Himmel rab her fallen thet.
> Er wär auch wohl darinnen blieben,
> niemand hat ihn heraus getrieben:
> fiel in mein Garn, drin hangen blieb,
> nicht raus kunt komm, war mir nicht lieb:
> daß auch der Schebhut ohngefehr
> neun Tag ehe rabher kam dann er.

In einem östereichischen Volksbuche, der daumenlange Hansel mit dem ellenlangen Barte (Linz 1815), so modern es übrigens ist, kommen noch einige echte Züge vor. Er steckt mit seinem Vater und Mutter in dem hohlen Zahn eines Wallfisches (s. unten das serbische [73] Märchen vom Bärensohn) und wird da gefunden. Er schreckt Spieler, die ausrufen „der Teufel soll mich holen“! indem er ganz berußt aus der Ofenröhre auf die Ofenbank hüpft und ruft „da bin ich“! Er stellt dem Liebhaber von der Wirtstochter einen Teller auf Erbsen nachts vor die Thür, so daß dieser mit großem Lärm fällt. Als sie sich dafür rächen will und Rosendornen in ihre Stube streut, in die er treten soll, so merkt er es, liest sie auf und legt sie ihr ins Bett. Er läßt sich in das Ohr eines Pferdes setzen und dieses für ein redendes Pferd ausgeben, dann rettet er sich, indem er in einen löchrigen Käs springt und damit zum Fenster hinausgeworfen wird.

46. Fitchers Vogel.

Nach zwei Erzählungen aus Hessen. Eine dritte aus dem Hannöverschen weicht ab. Ein armer Holzhacker, der drei Töchter hat, geht in den Wald an die Arbeit und bestellt, die älteste sollte ihm das Essen hinaus bringen, und damit sie den Weg finde, wolle er ihn (wie im Märchen vom Räuberbräutigam Nr. 40, das auch im ganzen verwandt ist) mit Erbsen bestreuen. Im Walde aber hausen drei Zwerge, die hören, was der Mann zu seinen Kindern spricht, suchen die Erbsen und streuen einen Weg nach ihrer Höhle. Das Mädchen geht nun zur Mittagszeit in den Wald, findet den Weg und gerät zu den Zwergen. Es muß bei ihnen dienen, hat es aber sonst gut; in alle Gemächer der Höhle darf es gehen, nur in eins nicht. Nun folgt das Märchen dem unsrigen, die zwei andern Schwestern werden auch hinausgelockt. Als die Zwerge diese im Korb heimtragen müssen, und sie allein ist, steckt sie sich in das Blut und dann in die Federn und stellt einen Wisch mit ihren Kleidern angethan bei den Herd. Als sie aus der Höhle herausgeht, begegnen ihr Füchse, die fragen „geputzter Vogel, wo kommst du her?“ „Aus der Zwergenhöhle, da machten sie sich zur Hochzeit bereit;“ darauf gehen die Füchse vorüber. Ebenso begegnet sie Bären, welche dieselbe Frage thun, endlich auch den zurückkehrenden Zwergen, die sie nicht erkennen. Sie giebt allen dieselbe Antwort. Die Zwerge, wie sie in ihre Höhle kommen und den Wisch finden, merken den Betrug und laufen dem Mädchen nach, sie können es aber nicht eher erreichen [74] als bei ihres Vaters Haus, sie schlüpft noch glücklich hinein, aber die Thüre schlägt ihr die Ferse ab. Bei Pröhle, Märchen für die Jugend Nr. 7 heißt sie Fledervogel. Ein sehr ähnliches finnisches Märchen aus Karalän in Erik Rudbeks Sammlung (2, 187) führt Schiefer S. 609 an.

Zur Erklärung von Fitchers Vogel dient das isländ. Fitfuglar Schwimmvögel; sie sah weiß aus wie ein Schwan. Daß der Hexenmeister selbst die Mädchen heimtragen muß, erinnert an den Rosmer in den altdänischen Liedern (Übers. S. 201 ff.) der

auch, ohne es zu wissen, die erst geraubte Braut wieder auf dem Rücken forträgt. Das unauslöschbare Blut kommt auch in einer Erzählung der Gesta Romanorum vor. Einer Mutter fallen vier Tropfen Blut ihres unschuldigen, von ihr gemordeten Kindes auf die Hand, welche nicht fortzubringen sind, so daß sie beständig einen Handschuh trägt. Daß eine angekleidete Puppe die Braut vorstellen muß, wird ebenso in dem Märchen von der häßlichen Braut erzählt (Nr. 66) und zeigt die Verwandtschaft. Die Verkleidung des Mädchens in einen Vogel scheint mit der uralten Sitte, sich in Tiere umzugestalten, Zusammenhang zu haben. Hierher gehört besonders eine Stelle aus Becherers Thüring. Chronik (S. 307. 308), wo von den Soldaten des Kaisers Adolf von Nassau erzählt wird „sie funden ein altes Weib, dasselbe haben sie nackt ausgezogen, mit Wagenpech beschmiert und in einem aufgeschnittenen Federbett umgewälzt, darnach an einem Strick als einen Bären oder Wundertier durchs Lager und sonsten geführt: da sie bei Nacht abgeholt und wieder zurecht bracht worden.“ In Madrid ward im J. 1824 eine Frau, die sich unehrerbietige Reden gegen den König erlaubt hatte, zur Strafe am ganzen Leib mit Öl bestrichen und mit allerlei Federn bedeckt.

Augenscheinlich enthält unser Märchen die Sage vom Blaubart. Wir haben diese zwar auch deutsch gehört und in der ersten Ausgabe Nr. 62 mitgeteilt, aber da sie von Perraults la barbe bleue nur durch einiges Fehlende und einen besondern Umstand abwich, das Französische auch an dem Ort, wo wir sie hörten, bekannt sein konnte, so haben wir sie im Zweifel nicht wieder aufgenommen. Es fehlt die Schwester Anne und das Abweichende enthält den Zug, daß die Geängstigte den Blutschlüssel in Heu legt, weil es wirklich Volksglaube ist, Heu ziehe das Blut aus. Auch die Erzählung bei Meier Nr. 38 scheint aus dem Französischen abzustammen. Die Sage [75] stellt bekanntlich auch ein schönes Volkslied von Ulrich und Ännchen dar (Wunderhorn 1, 274. Herders Volkslieder 1, 79 und Gräters Idunna 1812), wo aber auch des blauen Barts nicht Erwähnung geschieht. Gleichwohl ist Blaubart der Volksname eines Starkbärtigen, wie in Ham-

burg (Schütze holst. Idiot. 1, 112), und hier in Kassel ist deshalb ein verwachsener, halb toller Handwerksbursch unter dem Namen bekannt genug. Es heißt also (gleich dem nordischen Blâtand, Schwarzzahn) ein Schwarzbärtiger und bezieht sich ursprünglich wohl auf eine Krankheit, wie die Miselsucht, welche durch das Baden im Blut der reinen Jungfrauen sollte geheilt werden; daher die sonst unbegreifliche Grausamkeit; s. Armer Heinrich S. 173.

Wir fügen noch eine holländische, hierher gehörige Sage nach mündlicher Überlieferung hinzu. Ein Schuhmacher hatte drei Töchter. Zu einer Zeit, wo er ausgegangen war, kam ein Herr in einem prächtigen Wagen und nahm eine von den Jungfrauen mit sich, die nicht wieder kam. Darauf holte er auf eben die Weise die zweite, endlich auch die dritte, die gleichfalls mitging und ihr Glück zu machen glaubte. Unterwegs, als der Abend einbrach, fragte er sie

„der Mond scheint so hell,
meine Pferdchen laufen so schnell,
süß Lieb, reut dich's auch nicht?"

('t maantje schynt zo hel,
myn paardtjes lope zo snel,
soete liefje, rouwt 't u niet?*)

„Nein," antwortete sie, „warum sollte mich's reuen, ich bin immer bei euch wohlbewahrt;" doch hatte sie eine innerliche Angst. Sie kamen in einen großen Wald, da fragte sie, ob sie nun bald angelangt wären, „ja," antwortete er, „siehst du das Licht in der Ferne, da liegt mein Schloß." Nun langten sie an, und es war alles gar schön. Am andern Tag sprach er zu ihr „ich muß fort, aber ich will nur ein paar Tage ausbleiben, da hast du die Schlüssel zum ganzen Schloß,[76] da kannst du sehen, über was für Schätze du Meister bist." Als er abgereist war, ging sie durchs ganze Haus und fand alles so schön, daß sie völlig zufrieden war. End=

*) Erinnert an das bekannte Totenreiterlied, das im norweg. Volksreim lautet, maanen skjine, dömand grine, värte du ikkje räd? (Idunna 1812 S. 60); vergl. Altdeutsche Blätter 1, 194.

lich kam sie auch an einen Keller, darin saß eine alte Frau und schrappte Därme. „Ei Mütterchen“ sprach das Mädchen, „was macht sie da?“ „Ich schrappe Därme, mein Kind, morgen schrapp ich eure euch.“ Davon erschrak sie so, daß sie den Schlüssel welchen sie in der Hand hielt, in ein Becken mit Blut fallen ließ, welches nicht gut wieder abzuwaschen war. „Nun,“ sprach die Alte, „ist euer Tod gewiß, weil mein Herr an dem Schlüssel sieht, daß ihr hier in der Kammer wart, wohin außer ihm und mir niemand kommen darf.“ Da sah die Alte, daß in dem Augenblick ein Wagen Heu vom Schloß wegfahren sollte und sprach „willst du dein Leben behalten, so versteck dich in das Heu, dann wirst du mit fortgefahren.“ Das that sie und kam glücklich hinaus. Der Herr aber, als er heim kam, fragte nach dem Mädchen. „O,“ sagte die Alte, „ich hatte keine Arbeit mehr und da sie morgen doch dran mußte, so habe ich sie gleich geschlachtet; hier ist eine Locke von ihrem Haar und auch das Herz, da steht auch noch warm Blut: das übrige haben die Hunde gefressen, ich schrapp da noch die Därme.“ Da gab er sich zufrieden und glaubte das Mädchen wäre tot. Sie war aber in ein Schloß, wohin der Wagen mit Heu verkauft war, gekommen, dort sprang sie heraus und erzählte dem Herrn vom Schloß wie alles sich zugetragen hatte. Er bat sie da zu bleiben, und nach einiger Zeit gab er allen Edelleuten in der Nähe ein Fest und lud auch jenen aus dem Mordschloß dazu ein. Das Mädchen mußte sich mit an die Tafel setzen, Gesicht und Kleidung waren aber so verändert, daß es nicht zu erkennen war. Wie sie alle beisammen saßen, sollte jeder etwas erzählen, als nun die Reihe an das Mädchen kam, erzählte es seine Geschichte. Dem Herrn vom Mordschloß ward dabei so ängstlich ums Herz, daß er mit Gewalt fort wollte; aber der Herr vom Hause ließ ihn festnehmen. Da wurde er gerichtet, sein Mordschloß niedergerissen, und seine Schätze erhielt das Mädchen, das sich mit dem Sohne des Hausherrn verheiratete und lange Jahre lebte. Für Schweden ist ein Volkslied bei Geyer und Afzelius zu vergleichen (3, 94), bei Asbjörnsen (S. 237) ein norwegisches Märchen. In der 1001 Nacht in der Geschichte des

dritten Kalenders (Nacht 66) kommt auch das Verbot vor ein bestimmtes Gemach in einem Palast nicht zu betreten, und die Nichtachtung desselben wird bestraft.

[77] 47. Der Machandelboom.

Von Runge nach der Volkserzählung aufgeschrieben. Nach einer von Moné uns mitgeteilten Erzählung aus der Pfalz wird das Schwesterchen von der Mutter neben den Topf gestellt, worin das gemordete Brüderchen kochen soll. Es ist ihm streng verboten hineinzusehen, doch wie es so arg in dem Topf kocht, deckt es einmal auf, und da streckt ihm das Brüderchen das Händchen heraus. Darüber kriegt es Angst und macht gleich wieder zu, weint aber dabei. Wie es gar gekocht ist, muß es dem Vater das Essen in den Weingarten hinaustragen; es sammelt die Knochen und begräbt sie unter einen wilden Mandelbaum. Andere erzählen es hätte sie eingefädelt und zum Speicher hinausgehängt. Da ist das Brüderchen in ein Vögelchen verwandelt worden und hat gepfiffen

„mei Mobbr hot mi toudt g'schlagn,
mei Schwestr hot mi hinausgetragn,
mei Vaddr hot mi gesse:
i bin doch noh do!
Kiwitt, Kiwitt."

Auch erzählt man in der Pfalz noch eine andere Einleitung, die Stiefmutter schickt einmal die zwei Kinder in den Wald, Erdbeeren zu suchen, wer der erste heim wird kommen, soll einen Apfel haben. Da bindet das Bübchen das Mädchen an einen Baum und kommt zuerst zurück, die Mutter hat ihm aber nichts geben wollen, bis er sein Schwesterchen erst heim gebracht. Die Geschichte wird in Hessen häufig, selten aber so vollständig erzählt; es läßt sich daraus etwa nur noch hinzusetzen, daß das Schwesterchen die Knochen an einem rotseidenen Faden zusammenreiht. Der Vers lautet

„meine Mutter kocht mich,
mein Vater aß mich,

Schwesterchen unterm Tische saß,
die Knöchlein all all auflas,
warf sie übern Birnbaum hinaus,
da ward ein Vöglein daraus,
das singet Tag und Nacht."

[78] In einer schwäbischen, sonst unvollständigen Erzählung bei Meier Nr. 2,

„zwick! zwick!
ein schönes Vöglein bin ich.
Mein Mutter hat mich kocht,
mein Vater hat mich geßt."

In einer Stelle von Goethes Faust S. 225, wozu unser Märchen die Erläuterung liefert, und die der Dichter unstreitig aus altem Hörensagen aufnahm, heißt es

„meine Mutter die Hur,
die mich umgebracht hat,
mein Vater der Schelm,
der mich gessen hat,
mein Schwesterlein klein,
hub auf die Bein,
an einem kühlen Ort,
da ward ich schönes Waldvögelein,
fliege fort, fliege fort!"

In dem südlichen Frankreich, in Languedoc und in der Provence, ist das Märchen einheimisch und weicht dem Inhalt nach von dem deutschen nicht ab; das Vöglein singt

ma marâtre
pique pâtre
m'a fait bouillir
et rebouillir.
mon père
le laboureur
m'a mangé
et rongé,
ma jeune soeur
la Lisette
m'a pleuré
et soupiré:

sous un arbre
m'a enterré,
[79] riou, tsiou, tsiou!
je suis encore en vie.
Feuilleton des Globe 1830 Nr. 146 von C. S.

Daß die Sage auch in Schottland umgeht, zeigt folgender Reim, den Leiden aus einem nursery tale aufbewahrt, the spirit of a child in the form of a bird whistle the following verse to its father

„pew wew, pew wew (pipi, wiwi,)
my minny me slew"

womit die Bemerkungen von Albert Höfer in den Blättern für litterar. Unterhaltung 1849 Nr. 199 zu vergleichen sind. Endlich haben die Betschuanen in Südafrika ein verwandtes Märchen.

Marleenken ist Mariandchen, Marie Annchen. Machandel nicht etwa Mandel sondern Wacholder und zwar bedeutend, weil es ein verjüngender Baum ist und wach soviel als queck, rege, vivus, lebendig, heißt; an andern Orten heißt er Queckholder, Reckholder, juniperus (v. junior, jünger), angelsächs. quicbeam. Die böse Stiefmutter (ein altes Sprichwort sagt „Stiefmutter, Teufels Unterfutter") verweist an viel andere Märchen. Der Eingang, wo sich die Mutter in den Finger schneidet, erinnert an Sneewitchen und eine merkwürdige Stelle im Perzival welche Altd. Wälder 1, 1—30 erklärt ist. Das Sammeln der Knochen kommt in den Mythen von Osiris und Orpheus, auch in der Legende von Adalbert vor: das Wiederbeleben in vielen andern, z. B. im Märchen von Bruder Lustig (Nr. 81), vom Fitchersvogel (Nr. 46), in dem altdän. Lied von der Mariböquelle: in der deutschen Sage vom ertrunkenen Kind (1, St. 62): trügerisch in dem Pfaffen Amis: in der Negersage von Nanni, den seine Mutter lehrt, das Fleisch eines jungen Huhns essen und Federn und Knochen wieder zusammensetzen. Zeus belebt neu die Gebeine des verzehrten Kindes und ersetzt das Schulterblatt, welches Demeter gegessen, durch Elfenbein; s. Gruber mythol. Wörterbuch 3, 377. Thor sammelt die Knochen der aufgezehrten

Böcke und belebt sie rüttelnd (Dänesage 38). Anderer Sagen nicht zu gedenken. Die Strafe eines von über der Thüre aufs Haupt fallenden Mühlsteins kennt schon die Edda in der Erzählung von den beiden Zwergen Fialar und Galar (Kopenh. Ausg. S. 84); vergl. unten Nr. 90.

[80] 48. Der alte Sultan.

Nach zwei einander ergänzenden Erzählungen, die eine aus Niederhessen, die andere aus dem Paderbörnischen. In der letztern ist es Fuchs und Bär, die den Zweikampf bestehen wollen, und voran geht als Einleitung die aus dem Reinecke Vos bekannte Erzählung wie der Fuchs den Bären auf Honig reizt und in ein Holz festklemmt. Sich zu rächen fordert ihn dieser nun heraus. Nach einer dritten Sage, auch aus dem Paderbörnischen, hat der Fuchs außer der Katze noch den Hund und die Biene zum Beistand. Die Biene setzt sich dem Schwein, das es mit dem Bären hält, ins Ohr und sticht es; die Katze aber fängt eine Maus und wirft sie dem Bären in das aufgesperrte Maul, die ihn in die Zunge beißt, worauf beide mit Geschrei fortlaufen. Den zweiten Tag machen sie aus wer zuerst einen Berg hinauflaufe, solle des andern Herr sein. Der Fuchs hat einen Bruder der ihm so ähnlich ist, daß sie nicht zu unterscheiden sind, den schickt er voraus (wie der Swinegel seine Frau in Nr. 187) und fängt dann mit dem Bären den Lauf zugleich an, bleibt absichtlich zurück und versteckt sich. Wie der Bär hinauf kommt, ist der Fuchs oben, und er denkt nicht anders als es wäre der rechte und ruft voll Zorn „so wollt ich, daß das Wetter auf mich schlüge!“ Es saß aber auf dem Baum unter dem der Bär stand, ein Junge der sich vor ihm dahin geflüchtet hatte, als er das Tier herbeirennen sah, ließ er aus Angst seine Holzaxt fallen, und die schlug gerade dem Bären den Kopf ein. Dieser Zug kommt auch in einem Märchen der siebenbürg. Sachsen vor; s. Haltrich Nr. 14 und Nr. 34. In eine vierte Erzählung, ebenfalls aus dem Paderbörnischen, war eine Rede eingeflochten, worin der Bär sein Zusammentreffen mit einem Jäger schilderte (vergl. Nr. 72), „es

begegnete mir ein Mensch, der machte auf einmal eine lange, lange Nase (legte die Flinte an) und spie Feuer daraus und mir schwarze Körner ins Gesicht; da ging ich auf ihn los, aber er zog eine weiße Rippe aus seinem Leib, die war scharf, und damit schlug er mir auf die Tatze, aber ich brach sie ihm entzwei; da holte er eine schwarze Rippe (die Scheide) hervor, aber ich machte, daß ich fortkam." [81] Wendisch der Krieg des Wolfes und Fuchses bei Haupt und Schmaler Nr. 8. Serbisch im Reinhart Fuchs CCXCIV. Esthnisch das. CCLXXXV. Verwandt ist das Märchen vom Fuchs und Pferd Nr. 32, vom Zaunkönig und Bär Nr. 102, auch der Krieg der Wespen und Esel bei Waradja Nikdani in Wolfs Zeitschrift 1, 1. 2, endlich der kleine Knäpzagel bei Haltrich Nr. 31. Auch ist zu vergleichen ein Tiermärchen in Laßbergs Liedersaal 1, 291 und die elfte Extravagante von dem Wolf und hungrigen Hund bei Steinhöwel (1487) S. 56. 57.

49. Die sechs Schwäne.

Aus Hessen. Es hängt mit dem Märchen von den sieben Raben (Nr. 25) zusammen, nur sind es hier weiße Schwäne, weil die Kinder ganz ohne Schuld verwünscht wurden. Eine andere Erzählung aus Deutschböhmen knüpft auch wirklich beide Märchen zusammen. Sie stimmt mit jenem bis da, wo die Schwester mit einem Laib Brot und einem Krüglein Wasser in die Welt geht und ihre Brüder sucht. Dann heißt es, so wanderte sie einen und den andern Tag fort, viele Meilen weit, und traf immer keine Spur an, endlich gelangte sie zu einem alten wüsten Mauerschloß und dachte vielleicht da etwas zu finden. Aber in dem Schloß war keine Menschenseele zu erblicken, doch sah sie Rauch steigen und hörte Funken knistern. „Wo Rauch geht und Feuer brennt, da müssen auch Menschen wohnen" dachte sie und folgte dem nach: endlich kam sie in eine Küche, da standen sieben Töpfe um den Herd, schäumten und brutzelten, nur kein Koch war dabei. „Ei, was wird da gekocht?" sagte das Mädchen und guckte in die Töpfe nein, da waren seltsame Wurzeln und Gekräutig drinnen. „Wie muß das wohl schmecken?" Kostete daraus aus

jedem ein wenig und rührt es besser herum', wie sich's gehörte. Hatte so ihre Freude am Kochen, daß sie lange nicht gethan, und auch das bißchen warme Speise that ihr wohl, die sie so lange nicht über die Zunge gebracht hatte. Indem entstand ein Sausen in der Luft und sieben schwarze Raben kamen durch den Schornstein geschwirrt, faßte jeder sein Töpfel und flogen damit ins Eßzimmer und huben an Mittag zu halten. [82] Ein paar Schnäbelvoll hatte der erste Rabe genommen, sprach er „sonderbar, meines Fraßes ist etwas minder, als es sein sollte, aber es schmeckt als wie von Menschenhand gekocht." „Mir geht's auch so," sagte der zweite, „wie wenn unser Schwesterchen da wäre?" „Ach," fiel der dritte ein, „die an all unserm Elend schuld ist, wir hackten ihr die Augen aus." „Was kann sie denn dafür?" sprach der vierte Rabe. Der fünfte, „ich wollte ihr nichts zuleid thun." „Sie könnte uns vielleicht noch erlösen" sagte der sechste. Und als der siebente eben rief „Gott geb sie wär da!" so trat sie zur Stubenthür herein, denn sie hatte dem ganzen Gespräch zugelauscht und konnt es nicht über ihr Herz bringen länger zu warten vor großem Mitleiden, daß sie ihre leiblichen Brüder in so häßliche Vögel verwandelt erblickte. „Thut mir an was ihr wollt, ich bin eure Schwester mit dem güldnen Kreuz, und sagt an ob ich euch erlösen kann?" „Ja" sprachen sie, „du kannst uns noch erlösen, aber es ist sehr schwer." Sie erbot sich willig und mit Freuden zu allem, was es nur wäre, da sagten die Raben „du mußt sieben ganze Jahr kein Sterbenswort sprechen und mußt in der Zeit für jeden von uns ein Hemd und ein Tuch nähen und ein paar Strümpfe stricken, die dürfen nicht eher noch später fertig werden, als den letzten Tag von den sieben Jahren. Bei uns aber kannst du der Zeit nicht bleiben, denn wir möchten dir einmal Schaden thun, wenn uns die Rabennatur übernimmt, oder durch unsre Gesellschaft dich einmal zum Reden verleiten." Also suchten sie im Walde nach einem hohlen Baum, setzten sie oben hinein, daß sie da fein still und einsam bliebe, schufen den nötigen Flachs und Spinngerät und trugen ihr von Zeit zu Zeit Futter herbei, daß sie nicht Hungers verkäme.

So verstrich ein Jahr, ein zweites und noch eins und das gute Schwesterchen saß still in dem hohlen Baum, rührte und regte sich nicht, als so viel es zum Spinnen brauchte. Da geschah, daß der Fürst des Reiches, wozu der Wald gehörte, eines Tags eine Jagd anstellte und in der Irre ein Rudel Hunde durch Strauch und Busch, wohin sonst kein Jäger gelangt war, und bis zu dem hohlen Baum drang. Da standen die Hunde still, weil sie etwas Lebendiges spürten, schnoberten und stellten sich bellend um den Baum. Die Jäger aber folgten dem Geschrei und näherten sich, konnten jedoch anfangs das Tier nicht finden, dessen Spur die Hunde hatten, weil die Jungfrau ganz still saß und sich nicht regte und vor der Länge der [83] Zeit Moos auf ihr gewachsen war, daß sie fast dem Holze glich. Zuletzt aber erkannten sie die Gestalt ihres Leibes und berichteten ihrem Herrn da in einem hohlen Baum sitze ein Tier von menschlicher Gestalt, rühre sich nicht und gebe keinen Laut von sich. Der Fürstensohn ging hinzu und befahl sie herauszunehmen; sie ließ alles geschehen, rührte keine Stimme nicht. Als sie nun anfingen, das Moos von ihr abzunehmen und sie zu reinigen, kam ihr weißes Gesicht zum Vorschein und das Kreuz auf der Stirne, daß der Fürst über ihre große Schönheit erstaunte und sie in allen Sprachen die er nur wußte, anredete, um zu hören, wer sie wäre und wie sie dahin geraten. Allein auf alles blieb sie stumm als ein Fisch, und der Fürst nahm sie mit sich heim, übergab sie den Kammerfrauen und befahl sie zu waschen und zu kleiden, welches vollkommen nach seinem Willen geschah. War sie nun vorher schön gewesen, so strahlte sie in den reichen Kleidern wie der helle Tag, nur daß kein Wort aus ihr zu bringen war. Nichtsdestoweniger setzte sie der Fürst über Tisch an seine Seite und wurde von ihrer Miene und Sittsamkeit aufs tiefste bewegt, und nach einigen Tagen begehrte er sie zu heiraten, keine andere auf der Welt. Seine Mutter widersetzte sich dieser Vermählung zwar heftig, indem sie äußerte man wisse ja doch nicht recht ob sie Tier oder Mensch sei, sprechen thue sie nichts und begehre nicht es zu lernen, und von einer solchen Ehe stände nichts wie Sünde zu erwarten. Allein keine Ein-

rede half, der König sprach, „wie kann man zweifeln, daß sie ein Mensch ist, die eine engelschöne Gestalt hat und deren edle Abkunft das Kreuz auf ihrer Stirne verrät?“ Mithin wurde das Beilager in Schmuck und Freuden vollzogen.

Als Gemahlin des Fürsten lebte sie sittsam und fleißig in ihrem Kämmerlein, arbeitete an dem Geräte fort, das ihre Brüder aus dem Baum erlösen sollte. Nach einem halben Jahr, als sie gerade schwanger ging, mußte der Fürst in den Krieg ziehen und befahl seiner Mutter, daß sie seine Gemahlin wohl hüten sollte. Aber der Mutter war seine Abwesenheit gerade recht, und als die Stunde der Niederkunft kam und sie einen bildschönen Knaben gebar mit einem güldnen Kreuz auf der Stirne, wie sie selber hatte, gab die Alte das Kind einem Diener mit dem Befehl es in den Wald zu tragen, zu morden und ihr zum Zeichen die Zunge zu bringen. Dem Fürsten schrieb sie einen Brief, worin stand seine Gemahlin die man selbst [84] für ein halbes Tier halten müsse, sei, wie zu erwarten gestanden, eines Hundes genesen, den man habe ersaufen lassen. Worauf der Fürst antwortete man solle sie dennoch wie seine Gemahlin halten, bis er aus dem Feld heimkehre und dann selber entscheide was geschehn solle. Der Diener inzwischen war mit dem Knäblein in den Wald gegangen, begegnete ihm eine Löwin, der warf er's vor, dachte sie möcht es fressen, so brauch er's nicht zu töten; die Löwin aber leckte es mit ihrer Zunge. „Hat ein reißend Tier Mitleiden, so kann ich noch vielweniger grausam sein“ dachte der Diener, ließ das Kind der Löwin und brachte der Alten eine Hundszunge mit. Bald darauf kehrte der Fürst aus dem Krieg heim und wie er die Schönheit seiner Gemahlin sah, mußte er sie für unschuldig halten und konnte ihr keine Strafe anthun. Das folgende Jahr war sie abermals guter Hoffnung, und weil gerade der Fürst wiederum abreisen mußte, trug sich alles wie das erste Mal zu, das geborene Kind kam wieder zur Löwin und wurde von ihr erzogen. Die alte Fürstin klagte sie noch viel heftiger an, aber der Fürst wurde nochmals von ihrer Unschuld überwunden, obgleich sie keine Silbe zu ihrer Verantwortung vorbringen durfte. Wie aber beim dritten Mal

alle die vorigen Umstände wiederholt eintraten, glaubte der Fürst, daß ihn Gottes Zorn treffen werde, wofern er länger mit einer Gemahlin lebe, die ihm keine menschliche Erben sondern Tiere zur Welt bringe, befahl also bei seiner Heimkunft sie durch Feuer vom Leben zum Tod zu bringen. Nun war gerade der Tag der Hinrichtung der letzte von den sieben Jahren, und wie sie den letzten Stich that, dachte sie seufzend „du lieber Gott, soll denn endlich die schwere Zeit um sein!“ In demselben Augenblick waren ihre sieben Brüder erlöst und aus Raben wieder Menschen geworden, schwangen sich alsbald auf sieben gesattelte Pferde und sprengten durch den Wald. Mitten drin sehen sie bei einer Löwin drei Knäblein mit einem Goldkreuze auf der Stirn, „das sind unsrer lieben Schwester Kinder!“ nehmen sie zu sich aufs Pferd. Als sie aus dem Wald reiten, sehen sie von weitem eine Menge Volks stehen und den Scheiterhaufen brennen, winken mit ihren Tüchern und reiten Galopp. „Liebste Schwester, wie geht's dir? da sind auch deine drei Kinder wieder!“ Sie ward losgebunden, und da ihr die Sprache wieder erlaubt war, so dankte sie Gott mit lauter Stimme. An ihrer Stelle aber wurde die böse Alte zu Asche verbrannt.

Man sieht, wie hier unsere Sage mit jener von den sieben Raben (85] Nr. 25) und den zwölf Brüdern (Nr. 9) verbunden ist und allen dreien gleich zugehört; in einer böhm. Erzählung erscheint auch dieser Zusammenhang (s. unten). In der Braunschweiger Sammlung S. 349—379) von sieben Schwänen. Bei Kuhn Nr. 10. Bei Sommer S. 142. Bei Meier Nr. 7. Bei Asbjörnsen S. 209. Vergl. Altdeutsche Blätter 1, 128 und Leos Beowulf S. 25 folg. Das Märchen zeigt überall ein hohes Alter, die sieben Menschenhemder scheinen mit den Schwanenhemdern zusammenzuhängen, die wir aus der Völundarquida kennen. Die Sage vom Schwanenschiff auf dem Rhein (Parcifal, Lohengrin u. a.) in Verbindung mit dem altfranzösischen chevalier au cigne schließt sich wiederum an, und es bleibt auch hier der letzte Schwan unerlöst, weil das Gold von seinem Schwanenring schon verarbeitet war. Ein Knaul, das sich aufrollt und den Weg zeigt, auch in dem russischen Lied von Wladimirs Tafelrunde S. 115.

50. Dornröschen.

Aus Hessen. Die Jungfrau die in dem von einem Dornenwall umgebenen Schloß schläft, bis sie der rechte Königssohn erlöst, vor dem die Dornen weichen, ist die schlafende Brunhild nach der altnordischen Sage, die ein Flammenwall umgiebt, den auch nur Sigurd allein durchdringen kann, der sie aufweckt. Die Spindel woran sie sich sticht und wovon sie entschläft, ist der Schlafdorn, womit Othin die Brunhild sticht; vergl. Edda Sämundar 2, 186. Im Pentamerone (5, 5) ist es ein Flachsagen. Bei Perrault la belle au bois dormant. Ähnlich ist Sneewitchens Schlaf. Die ital. und franz. Sage haben beide den Schluß welcher der deutschen fehlt, aber in dem Bruchstück Nr. 5 (von der bösen Stiefmutter) vorkommt. Merkwürdig ist, daß bei so bedeutenden Abweichungen Perraults von Basile (der den schönen Zug allein bewahrt, daß der Säugling der schafenden Mutter die Agen aus dem Finger saugt) beide in den Eigennamen der Kinder insofern einstimmen als die Zwillinge im Pentam. Sonne und Mond, bei Perrault Tag und Morgenröte heißen. Diese Namen erinnern an die auch in der eddischen Genealogie zusammengestellten von Tag, Sonne und Mond.

[86] 51. Der Fundevogel.

Aus der Schwalmgegend in Hessen. Es wird auch erzählt, daß die Köchin die böse Frau des Försters war, und Fragen und Antwort werden anders gestellt, z. B. „ihr hättet die Rose nur abbrechen solchen, der Stock wäre schon nachgekommen." Voß hat das Märchen in seiner Jugend erzählen hören und teilt Bruchstücke daraus mit in den Anmerkungen zu seiner neunten Idylle. Ein ähnliches Aufsuchen der Flüchtigen in Rolf Krakes Sage Kap. 2. Bei Colshorn Nr. 69. Verwandt ist das Märchen vom Liebsten Roland (Nr. 56).

52. König Drosselbart.

Drei Erzählungen aus Hessen, den Maingegenden und dem Paderbörnischen. Die letztere hat einen andern Eingang. Nichts

davon, daß der König die stolze Tochter zwingen will den ersten besten zu heiraten. Es kommt aber ein schöner Spielmann unter das Fenster des Königs, den er herauf rufen läßt; sein Gesang gefällt ihm und seiner Tochter. Der Spielmann bleibt längere Zeit am Hofe und wohnt der schönen Jungfrau gegenüber, so daß er in ihre Fenster und sie in seine blicken kann. Sie sieht einmal, daß er mit seinen Fingern ein goldenes Rädchen anrührt, worauf ein schöner Klang daraus geht. Als er nun wieder kommt, bittet sie ihn das goldene Rädchen ihr zu bringen: er muß ihr zeigen wie es gespielt wird. Sie lernt es und verlangt von ihrem Vater auch ein solches Instrument; alle Goldschmiede des Reichs werden zusammen berufen, aber keiner ist imstand es zu verfertigen. Da ist die Königstochter sehr traurig, und wie der Spielmann das bemerkt, sagt er, wenn sie ihn zu heiraten Lust habe, wolle er ihr das künstliche Werk geben; aber sie spricht voll Hochmut nein. Über eine Zeit sieht sie aus dem Fenster wie der Spielmann ein Häspelchen dreht, wobei die herrlichsten Töne klingen. Sie will es sehen und verlangt ein ähnliches, aber die Goldschmiede können noch weniger ein so kunstreiches Werk hervorbringen. Nun bietet ihr der schöne Spielmann Rädchen und [87] Häspelchen an, wenn sie ihn heiraten wolle, und da ihre Lust zu beiden allzugroß ist, so sagt sie ja. Bald aber kommt die Reue, und der Stolz läßt ihr keine Ruhe. Sie will ihr Wort zurücknehmen, doch der König zwingt sie, und die Hochzeit wird gefeiert. Nun führt sie der Spielmann in das armselige Waldhaus; das übrige stimmt mit unserm Märchen und ergänzt es. Auf dem Ball, als der Topf mit dem Essen zur Erde fällt, sinkt sie vor Schrecken ohnmächtig nieder. Beim Erwachen liegt sie in einem prächtigen Bett, und der schöne Spielmann ist ein König. Eine vierte Erzählung hat folgendes eigentümliche, die Königstochter läßt bekannt machen sie wolle dem ihre Hand geben, der erraten könne von welchem Tier und welcher Gattung eine ohne Kopf und Füße ausgespannte Haut sei; sie war aber von einer Wölfin. Bröselbart erfährt das Geheimnis, rät mit Fleiß fehl und kommt dann als Bettler verkleidet wieder, um recht zu raten.

Vergl. bei Pröhle Kindermärchen Nr. 2. Im Pentamerone (4, 10) der bestrafte Hochmut. Norwegisch Hakon Borkenbart bei Asbjörnsen Tl. 2.

Drosselbart heißt auch Bröselbart, weil die Brotbröseln vom Essen in seinem Bart hängen blieben; in einem Lied von Nithard kommt ein Brochselhart vor (Benecke Beiträge S. 291), vielleicht Brochselbart? Die beiden Namen liegen sich zwar zur Verwechslung nah, denn bei Ulfilas heißt ein Brosen drauhsna; man darf aber Drosselbart ebenwohl von Drossel, Drüssel, Rüßel, Maul, Nase oder Schnabel herleiten, wozu das Märchen sich gleichfalls schickt.

53. Sneewitchen.

Nach vielfachen Erzählungen aus Hessen, wie überhaupt dieses Märchen zu den bekanntesten gehört, doch wird in Gegenden, wo bestimmt hochdeutsch herrscht, der plattdeutsche Namen beibehalten oder auch verdorben in Schliwitchen. Im Eingang fällt es mit dem Märchen vom Machandelbaum zusammen, noch näher in einer andern Erzählung, wo sich die Königin, indem sie mit dem König auf einem Jagdschlitten fährt, einen Apfel schält und dabei in den Finger schneidet. Noch ein anderer Eingang ist folgender, ein Graf und eine Gräfin fuhren an drei Haufen weißem Schnee vorbei, da sagte[88] der Graf „ich wünsche mir ein Mädchen so weiß als dieser Schnee." Bald darauf kamen sie an drei Gruben rotes Blut, da sprach er wieder „ich wünsche mir ein Mädchen so rot an den Wangen wie dies Blut." Endlich flogen drei schwarze Raben vorüber, da wünschte er sich ein Mädchen „mit Haaren so schwarz wie diese Raben." Als sie noch eine Weile gefahren sind, begegnete ihnen ein Mädchen so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarzhaarig wie die Raben, und das war das Sneewitchen. Der Graf ließ es gleich in die Kutsche sitzen und hatte es lieb, die Gräfin aber sah es nicht gern und dachte nur wie sie es wieder los werden könnte. Endlich ließ sie ihren Handschuh hinausfallen und befahl dem Sneewitchen ihn wieder zu suchen, in der Zeit aber mußte der Kutscher geschwind fortfahren. Nun ist

Sneewitchen allein und kommt zu den Zwergen u. s. w. In einer dritten Erzählung ist bloß abweichend, daß die Königin mit dem Sneewitchen in den Wald fährt und es bittet ihr von den schönen Rosen die da stehen, einen Strauß abzubrechen. Während es bricht, fährt sie fort und läßt es allein. In einer vierten wird erzählt, daß Sneewitchen nach seinem Tode von den Zwergen sollte verbrannt werden. Sie wickeln es in ein Tuch, machen einen Scheiterhaufen unter einen Baum und hängen es in Stricken darüber. Wie sie eben das Feuer anstecken wollen, kommt der Königssohn, läßt es herabholen und nimmt es mit sich in den Wagen. Vom Fahren springt ihm das Stück des giftigen Apfels aus dem Hals, und es wird lebendig. Eine fünfte Erzählung hat folgende Abweichung, ein König verliert seine Gemahlin, mit der er eine einzige Tochter, Sneewitchen, hat und nimmt eine andere, mit der er drei Töchter bekommt. Diese haßt das Stiefkind, auch wegen seiner wunderbaren Schönheit, und unterdrückt es, wo sie kann. Im Wald in einer Höhle wohnen sieben Zwerge, die töten jedes Mädchen, das sich ihnen naht. Das weiß die Königin, und weil sie Sneewitchen nicht geradezu ermorden will, hofft sie es dadurch los zu werden, daß sie es hinaus vor die Höhle führt und zu ihm sagt „geh da hinein und wart bis ich wieder komme.“ Dann geht sie fort, Sneewitchen aber getrost in die Höhle. Die Zwerge kommen und wollen es anfangs töten, weil es aber so schön ist, lassen sie es leben und sagen es solle ihnen dafür den Haushalt führen. Sneewitchen hatte aber einen Hund, der hieß Spiegel, wie es nun fort ist, liegt der traurig im Schloß. Die Königin fragt ihn

[89] „Spiegel unter der Bank,
sieh in dieses Land, sieh in jenes Land:
wer ist die schönste in Engelland?“

Der Hund antwortet „Sneewitchen ist schöner bei seinen sieben Zwergen als die Frau Königin mit ihren drei Töchtern.“ Da merkt sie, daß es noch lebt und macht einen giftigen Schnürriemen. Damit geht sie zur Höhle, ruft Sneewitchen, es solle ihr aufmachen. Sneewitchen will nicht, weil die sieben Zwerge ihm

streng verboten haben keinen Menschen hereinzulassen, auch die Stiefmutter nicht, die sein Verderben gewollt habe. Sie sagt aber zu Sneewitchen sie habe keine Töchter mehr, ein Ritter habe sie ihr entführt, sie wolle bei ihm leben und es putzen. Sneewitchen wird mitleidig und läßt sie herein, da schnürt sie es mit dem giftigen Schnürriemen, daß es tot zur Erde fällt, und geht fort. Die sieben Zwerge aber kommen, nehmen ein Messer und schneiden den Schnürriemen entzwei, da ist es wieder lebendig. Die Königin fragt nun den Spiegel unter der Bank, der giebt ihr dieselbe Antwort. Da macht sie ein giftiges Kopfband, geht mit dem hinaus und redet zu Sneewitchen so beweglich, daß es sie noch einmal einläßt; sie bindet ihm das Kopfband um, und es fällt tot nieder. Aber die sieben Zwerge sehen was geschehen ist, schneiden das Kopfband ab und es hat das Leben wieder. Zum drittenmal fragt die Königin den Hund, und erhält dieselbe Antwort. Sie geht nun mit einem giftigen Apfel hinaus, und so sehr Sneewitchen von den Zwergen gewarnt ist, wird es doch von ihren Klagen gerührt, macht auf und ißt von dem Apfel. Da ist es tot, und als die Zwerge kommen, können sie nicht helfen, und der Spiegel unter der Bank sagt der Königin sie sei die schönste. Die sieben Zwerge aber machen einen silbernen Sarg, legen Sneewitchen hinein und setzen es auf einen Baum vor ihrer Höhle. Ein Königssohn kommt vorbei und bittet die Zwerge ihm den Sarg zu geben, nimmt ihn mit, und daheim läßt er es auf ein Bett legen und putzen als wär es lebendig, und liebt es über alle Maßen; ein Diener muß ihm auch beständig aufwarten. Der wird einmal bös darüber, „da soll man dem toten Mädchen thun als wenn es lebte!“ giebt ihm einen Schlag in den Rücken, da fährt der Apfelbissen aus dem Mund, und Sneewitchen ist wieder lebendig.

Eine Erzählung des Märchens aus Wien giebt folgenden Zusammenhang. [90] Es sind drei Schwestern, Sneewitchen die schönste und jüngste: jene beiden hassen es und schicken es mit einem Laibel Brot und einem Wasserkrug in die Welt. Sneewitchen kommt zum Glasberg und hält den Zwergen Haus.

Wenn die zwei Schwestern nun den Spiegel fragen wer die schönste sei, antwortet er

„die schönste ist auf dem Glasberge,
wohnt bei den kleinen Zwergen."

Sie senden jemand dorthin, der soll Sneewitchen vergiften. Bei Musäus Richilde, wo der Reim lautet

„Spiegel blink, Spiegel blank,
goldner Spiegel an der Wand,
zeig mir die schönste Dirne in Braband."

Auch ist ein echter Zug, daß am Ende die Zwerge stählerne Pantoffel schmieden, glühend machen und der Stiefmutter anschuhen, die darin tanzen muß, daß der Erdboden raucht. Walachisch der Zauberspiegel bei Schott Nr. 6. Im Pentamerone die Küchenmagd (2, 8).

Merkwürdig ist der Einklang mit einer nordischen, fast schon geschichtlichen Sage. Snäfridr, die schönste Frau (qvenna fridust), Haralds des haarschönen Gemahlin, stirbt „und ihr Antlitz veränderte sich nicht im geringsten, und sie war noch ebenso rot als da sie lebendig war. Der König saß bei der Leiche und dachte sie würde wieder ins Leben zurückkehren; so saß er drei Jahre" (Haraldssaga Kap. 25. Heimskringla 1, 102). Über die Blutstropfen auf dem Schnee vergleiche man die Vorrede zu Liebrechts Übersetzung des Pentamerone XXI. XXIII. Die Strafe des tot Tanzens kommt auch in einer dänischen Volkssage vor (Thiele 1, 130). Die sieben Goldberge in einem schwedischen Volkslied bei Geyer 3, 72. 74, und im Firdusi (Görres 1, 180) heißt es „über sieben Berge mußt du setzen, wo Haufen auf Haufen furchtbarer Diws dir begegnen."

54. Der Ranzen, das Hütlein und Hörnlein.

Aus Niederhessen. Hans Sachs erzählt schon einen sehr ähnlichen Schwank (2. 4, 114. 115 Nürnb. Ausg. 2. 4, 227 Kempt. Ausg.), St. Peter bat einmal einen Landsknecht um eine Gabe, [91] dieser reicht ihm alles, was er erbettelt hat, nämlich drei

Pfennige. Der hl. Petrus schenkt ihm zur Belohnung des guten Willens ein paar Wünschwürfel. Der Landsknecht geht vergnügt seiner Straße, abends, unter einer Eiche sitzend, würfelt er sich einen vollen Tisch herbei und läßt sich's gut schmecken. Indem kommt ein Bauer auf einem Esel daher und sagt Nächten habe er den hl. Petrus beherbergt, der ihn dafür heut Morgen mit diesem Esel begabt, der voller Landsknechte stecke; wenn man ihm auf den Schwanz schlage, falle einer herab. Vor den Landsknechten aber habe er eine Scheu, da sie ihn schon im bayrischen Krieg in Armut gebracht. Dem Landsknecht gefällt dagegen der Esel, er bietet dem Bauer seine Wünschwürfel dafür und der Tausch wird gemacht. Der Bauer geht mit den Würfeln fort, aber jetzt schlägt der Landsknecht zweimal auf des Esels Schwanz. Zwei Landsknechte fallen heraus, mit diesen läuft er dem Bauer nach und nimmt ihm die Würfel wieder ab. Er zieht nach Schweden, wo der König bekannt machen läßt wer ihm ohne Kohlen, Holz und Feuer ein königliches Nachtmahl zurichte, dem wolle er dafür seine Tochter zur Gemahlin geben. Der Landsknecht vollbringt's mit seinen Würfeln leicht, der König weigert sich aber Wort zu halten. Der Landsknecht führt seinen Esel heimlich weg, der König eilt ihm mit allem Hofgesind nach, aber jener schlägt mit den Fäusten zink! zink! dem Esel auf den Schwanz, bis ein ganz Fähnlein Landsknechte oder mehr da steht; dann würfelt er und wünscht eine Mauer darum. Dem König wird angst und er giebt ihm seine Tochter. Der Landsknecht richtet die Hochzeit aufs köstlichste ein, der Esel frißt sich aber dabei krank und stirbt endlich. Der Landsknecht läßt die Haut gerben und über eine Trommel ziehen; sobald darauf geschlagen wird, kommen die Landsknechte herbeigelaufen. Eine österreichische Erzählung bei Ziska, die glücklichen Brüder S. 57. Eine dänische enthält ein vorliegendes Volksblatt aus Kopenhagen (vergl. Nyerups Morskabslæsning S. 234). Lykkens flyvende Fane. Historie om tre fattige Skraedere, der ved Pillegrimsreise kom til stor Vaerdighed og Velstand. Drei arme Schneider, die am Handwerk nicht viel verdienen, nehmen Abschied von Weib und Kind, wollen in die Welt ziehen

und ihr Glück versuchen. Sie kommen in eine Wüste zu einem Berg, wo ein Zauberer wohnt; der Berg steht Sommer und Winter grün, voll Blumen und Früchten, und um Mittag und Mitternacht wird alles zu dem feinsten Silber. Der älteste füllt sich seinen [92] Bündel und alle Taschen mit den schönsten Silberblumen und Früchten, geht nach Haus, wirft Nadel und Bügeleisen unter den Tisch, und wird ein reicher Handelsmann. Die zwei andern denken „zu dem Berg können wir wieder, wenn wir Lust haben, zurückgehen, wir wollen unser Glück weiter versuchen“, und wandern fort. Sie kommen zu einer großen Eisenpforte, die geht von selbst auf, nachdem sie dreimal daran geklopft. Sie treten in einen Garten, da hängen die Bäume voll Goldäpfel. Der zweite Schneider bricht sich so viel ab als sein Rücken tragen kann, nimmt Abschied und geht heim. Dort begiebt er sich auch zum Handel, und wird ein noch größerer Kaufmann, als der erste, so daß man glaubt, der reiche Jude zu Hamburg stamme von ihm ab. Der dritte aber meint „der Garten mit den Goldäpfeln bleibt mir sicher, ich will noch weiter nach meinem Glück gehen“. Er irrt in der Wüstenei umher, und als er den Garten und den Silberberg wieder sucht, kann er ihn nicht finden. Endlich kommt er zu einer großen Anhöhe und hört auf einer Pfeife blasen. Er geht näher und findet eine alte Hexe, die pfeift vor einer Herde Gänse, die bei dem Ton mit den Flügeln schlagen, und auf der Alten auf und nieder tanzen. Sie hatte sich schon vierundneunzig Jahre auf der Höhe mit dem Tod herumgezerrt und konnte nicht sterben, bis die Gänse sie tot traten oder ein Christ kam der sie mit Waffen tot schlug. Sobald sie seine Schritte hört, und er so nah ist, daß sie ihn sieht, bittet sie ihn, wenn er ein Christ sei, möge er sie mit der Keule die an ihrer Seite da stehe, totschlagen. Der Schneider will nicht, bis sie ihm sagt, er werde unter ihrem Haupt ein Tuch finden, welches, wie er es wünsche, auf ein paar Worte voll der köstlichen Speisen stehe. Da giebt er ihr einen Schlag auf den Hirnschädel, sucht und findet das Tuch, packt es gleich in seinen Bündel, und macht sich auf den Heimweg. Ein Reiter begegnet ihm und bittet ihn um ein Stück

Brot, der Schneider sagt „liefere mir deine Waffen aus, so will ich mit dir teilen“. Der Reiter der ohnehin Pulver und Blei im Krieg verschossen hat, thut das gern, der Schneider breitet sein Tuch aus und traktiert den hungrigen Kriegsmann. Diesem gefällt das Tuch, und er bietet dem Schneider dafür seine wunderbare Patrontasche zum Tausch, wenn man auf die eine Seite klopfe, kämen hunderttausend Mann zu Fuß und Pferd heraus, klopfe man auf die andere, aller Art Musikanten. Der Schneider willigt ein, aber nachdem er die Patrontasche [93] hat, beordert er zehn Mann zu Pferd, die müssen dem Reiter nachjagen und ihm das Tuch wieder abnehmen. Der Schneider kommt nun nach Haus; seine Frau wundert sich, daß er so wenig auf der Wanderschaft gewonnen hat. Er geht zu seinen ehemaligen Kameraden, die unterstützen ihn reichlich, daß er eine Zeitlang davon mit Frau und Kind hätte leben können. Er aber ladet sie darauf zum Mittagsessen, sie möchten nicht stolz sein und ihn nicht verschmähen. Sie machen ihm Vorwürfe, daß er alles auf einmal verschlemmen wolle, doch versprechen sie zu kommen. Wie sie sich zur bestimmten Zeit einfinden, ist nur die Frau zu Haus, die gar nichts von den Gästen weiß und fürchtet ihr Mann sei im Kopf verwirrt. Endlich kommt der Schneider auch, heißt die Frau die Stube eilig rein machen, grüßt seine Gäste und entschuldigt sich, sie hätten es zu Haus besser, er habe nur sehen wollen, ob sie nicht stolz durch ihren Reichtum geworden wären. Sie setzen sich zu Tisch, aber es kommt keine Schüssel zum Vorschein, da breitet der Schneider sein Tuch aus, spricht seine Worte, und im Augenblick steht alles voll der kostbarsten Speisen. „Ha! ha!“ denken die andern, „ist's so gemeint, du bist nicht so lahm als du hinkst“, und versichern ihm Liebe und Brüderschaft bis in den Tod. Der Wirt sagt, das sei gar nicht nötig zu versichern, dabei schlägt er der Patrontasche auf eine Seite, alsbald kommen Spielleute und machen Musik, daß es eine Art hat. Dann klopft er auf die andere Seite, kommandiert Artillerie und hunderttausend Soldaten, die werfen einen Wall auf und führen Geschütz darauf, und so oft die drei Schneider trinken, feuern die Konstabeler ab. Der Fürst wohnte vier

Meilen davon und hört den Donner, also meint er die Feinde wären gekommen, und schickt einen Trompeter ab, der bringt die Nachricht zurück, ein Schneider feiere seinen Geburtstag und mache sich lustig mit seinen guten Freunden. Der Fürst fährt selbst hinaus, und der Schneider traktiert ihn auf seinem Tuch. Dem Fürst gefällt das, und er bietet dem Schneider Ländereien und reichliches Auskommen dafür, der will aber nicht, sein Tuch ist ihm lieber, da hat er keine Sorge, Müh und Verdruß. Der Fürst faßt sich kurz, nimmt das Tuch mit Gewalt und fährt fort. Der Schneider hängt seine Patrontasche um und geht damit an des Fürsten Hof, bekommt aber einen Buckel voll Schläge. Da lauft er auf den Wall des Schlosses, läßt zwanzigtausend Mann aufmarschieren, die müssen ihre Stücke gegen das Schloß richten und [94] darauf los feuern. Da läßt der Fürst das Tuch herausbringen und demütig bitten mit dem Feuer einzuhalten. Der Schneider läßt nun seine Mannschaft wieder ins Quartier rücken, geht heim und lebt vergnügt mit den zwei andern Brüdern. Bei Zingerle Beutel, Hütlein und Pfeiflein S. 143 und mit eigentümlichen Abweichungen die vier Tücher S. 61. Das Märchen von der langen Nase, eine gezierte Darstellung in der Zeitschrift Phöbus von Heinr. von Kleist und Adam Müller Jahrg. 1808 6. Stück S. 8—17. Der Schluß hat Ähnlichkeit mit dem Fortunat und das Ganze Verwandtschaft mit dem Märchen vom Knüppel aus dem Sack (Nr. 36), mit der Räuberhöhle in Wolfs Hausmärchen S. 116 und einer Erzählung bei Zingerle S. 73. Niederländisch in Wolfs Wodana Nr. 5 S. 69. Dänisch bei Molbech Nr. 37. Tartarisch Relations of Ssidi Kur. Walachisch bei Schott Nr. 54.

55. Rumpelstilzchen.

Nach vier im ganzen übereinstimmenden, im einzelnen sich ergänzenden Erzählungen aus Hessen. Nur ist in der einen der Schluß in so weit abweichend, daß die Königin keinen Boten ausschickt fremde Namen zu erkundigen, sondern der König kommt am dritten Tag von der Jagd und hat zufällig das Männlein

behorcht und gehört, wie es sich selbst da genannt habe. Eine fünfte Erzählung fängt folgendergestalt an, einem kleinen Mädchen wird eine Kaute Flachs gegeben Garn zu spinnen, aber was es spann, war immer Goldfaden und kein Flachsgarn. Da ward es traurig, setzte sich aufs Dach, spann und spann, aber immer nichts als Gold. Da kam ein Männlein gegangen und sprach „ich will dir aus aller Not helfen, ein junger Königssohn soll vorbeikommen, dich mitnehmen und heiraten, aber du mußt mir dein erstes Kind versprechen." Hernach geht die Magd der Königin hinaus, sieht das Männlein auf einem Kochlöffel um das Feuer reiten und hört den Spruch. Als sich Rumpelstilzchen verraten sieht, fliegt es auf dem Kochlöffel zum Fenster hinaus. Noch ist eine sechste abweichende Erzählung aus Hessen anzuführen, welche nichts von dem Spinnen sagt. Eine Frau geht vor einem Garten vorbei, [95] worin schöne Kirschen hängen, bekommt ein Gelüsten, steigt ein und ißt davon; aber ein schwarzer Mann kommt aus der Erde, und sie muß ihm für den Raub ihr Kind versprechen. Als es geboren ist, dringt er durch alle Wachen die der Mann ausgestellt hat, und will der Frau nur dann das Kind lassen, wenn sie seinen Namen weiß. Nun geht der Mann nach, sieht wie er in eine Höhle steigt, die von allen Seiten mit Kochlöffeln behangen ist und hört wie er sich Flederflitz nennt. In den Märchen der Carol. Stahl S. 85 das Stäbchen. Bei Müllenhoff Nr. 8 heißt das Männchen Rümpentrumper, bei Kletke Märchensaal Nr. 3. Hopfenhütel, bei Zingerle Nr. 36 Purzinigele und S. 278 Kugerl, Hipche Hipche bei Pröhle Kindermärchen Nr. 23 und Bechstein in dessen Märchen für die Jugend Nr. 20; vergl. Colshorn S. 83. Schwedisch bei Cavallius S. 210. Schon Fischart kann das Alter dieses Märchens bezeugen, im Gargantua (Kap. 25), wo die Spiele verzeichnet werden steht (unter Nr. 363) ein Spiel „Rumpelestilt oder der Poppart". Man sagt jetzt auch „Rumpenstinzchen". Die Unterirdischen führen Namen, die bei den Menschen nicht im Gebrauch sind, daher das Männchen ganz sicher zu sein glaubt, als es die Bedingung stellt, seinen Namen zu erraten. So heißt ein solcher (Müllenhoff Sagen S. 306 und

578) Knirrficker und Hans Donnerstag, und sie verraten sich dadurch. Ein unserm Märchen ähnliches ist eingeflochten in die chatte blanche der Aulnoy (Nr. 19). Auch gehört hierher das französische Ricdinricdon in der Tour tenébreuse der Mlle L'heretier, wonach eine dänische gedruckte Bearbeitung, en smuk Historie om Rosanie ... tjent ved Fandens Hielp for Spindepige (Nyerup Morskabsläsning S. 173).

In vielen deutschen Märchen kommen Müller und Müllerstochter vor, das gegenwärtige aber erinnert ganz sonderlich an die nordischen Fenia und Menia, die alles was man haben wollte, mahlen konnten und die der König Frode Frieden und Gold mahlen ließ. Das Spinnen des Goldes kann auch die schwere, kummervolle Arbeit Golddraht zu verfertigen andeuten, welche armen Jungfrauen überlassen blieb; so heißt es im altdän. Lied, Kämpe Viser S. 165, V. 24

nu er min Sorg saa mangefold,
som Jongfruer de spinde Guld.

Vergl. Wolfdietrich Str. 89 und Iwein 6186—6198.

[96] Das aufgegebene Erraten des Namens kommt ebenso in dänischen Sage vor (Thiele 1, 45), wo einer einem Trold muß einer Herz und Augen geben für geleistete Dienste, wenn er nicht seinen Namen weiß. Er belauscht aber das Weib des Trolds, wie sie das Kind tröstet und sagt „morgen kommt dein Vater"! und ihn dabei nennt. Ferner in der Sage von der Turandot (in dem 1001 Tag). Calaf hat alle ihre Rätsel gelöst, will sich aber doch seines Rechts wieder begeben, wenn sie seinen Namen erraten könne. Eine ihrer Jungfrauen geht listig zu ihm und erzählt von der grausamen Unmenschlichkeit der Turandot, die ihn wolle ermorden lassen, weil sie sein Rätsel nicht raten könne. Da ruft er unvorsichtig aus „o unglückseliger Sohn des Timurtas, o beklagenswerter Calaf"! So erfährt Turandot seinen Namen. In einer schwedischen Volkssage vom hl. Olaf liegt es daran den Namen eines Geistes auf diese Art heraus zu bringen; s. Gräters Iduna 3, 60. 61. Das Abfordern des Kindes greift in sehr viele Mythen ein.

56. Der Liebste Roland.

Aus Hessen, in einer andern gleichfalls hessischen Sage wird das Märchen mit dem von Hänsel und Gretel (Nr. 15) verbunden. Die Hexe will das Hänsel, weil es fett ist, töten und kochen, aber Gretel befreit es, und die Kinder laufen fort, vorher speit aber Gretel vor dem Feuerherd. Wie nun die Hexe ruft „ist das Wasser bald heiß?“ antwortet die Speie „jetzt hol ich's“, und hernach „jetzt kocht es“ und „jetzt bring ich's“, und jedesmal schläft die Alte ein bißchen dazwischen. Beim letzten Ruf aber, wo die Speie vertrocknet war, erhält sie keine Antwort, da steht sie auf und wie sie die Kinder nicht findet, so thut sie ihre Schlittschuhe an und läuft ihnen nach, aber das Mädchen hat sich in einen Teich, sein Brüderchen in eine Ente verwandelt, die darauf schwimmt. Die Hexe will den Teich aussaufen, aber sie platzt von dem Wasser und bleibt tot liegen. Die beiden nehmen ihre menschliche Gestalt an und gehen nach Haus.

Übereinstimmung hat unser Märchen mit dem Fundevogel (Nr. 51), der Wassernix (Nr. 79) und den beiden Königskindern (Nr. 113). Die letzte Verwandlung, wo die Stiefmutter durch Tanzen in der Dornhecke umkommt, erinnert an den Jud im [97] Dorn (Nr. 110). Voß in den Anmerkungen zu seiner Idylle vom Riesenhügel gedenkt auch eines mit dem unsrigen zusammenhängenden Märchens. Aus der Braunschweigischen Sammlung gehört der Riesenwald S. 44—72 hierher, bei Müllenhoff Nr. 6 und bei Kuhn Nr. 1. Norwegisch bei Asbjörnsen Bd. 2. Schwedisch bei Cavallius Nr. 14. Ungarisch bei Mailath die Zauberhelene Nr. 12, bei Stier S. 28 das Zauberpferd, bei Gaal die gläserne Hacke S. 53. Verwandt ist bei der Aulnoy der Orangenbaum und die Biene (Nr. 8), im Pentamerone die Taube (2, 7) und Rosella (3, 9). Vor Leid und Schmerz zu Stein werden kommt auch in dem dänischen Lied von Rosmer vor; es hat einen tiefen Sinn und gleicht dem Erstarren, wenn Licht und Wärme entzogen ist. Sich aus Trauer in eine Blume am Weg verwandeln, ist ein Zug der gerade so in einem Volks-

lied (Lieder aus dem Kuhländchen von Meinert (1, 6) wiederkehrt:

„Ai, Annle, lot das Waene stohn,
nahmt aich viel liever a'n anden Mon." —
„Eh wenn ich lo das Waene stohn,
wiel ich liever ouff de Wagschaed gohn,
diett wiel ich zu aner Feldblum wa'n.
. . . .
Virmeittichs wiel ich schien uofblihn,
nochmeittichs wiel ich traurich stien;
wu olle Lait vorieba gohn,
diett wiel ich inde traurich stohn."

Überhaupt gehört das Märchen zu denen, in welchen eine alte Grundlage fortzudauern scheint. Die Hexe ist ein Riesenweib, das ein paar Götterkinder gefangen hat und verderben will. Wenn das Mädchen nach der einen Sage speit und die Speie antwortet, so muß man sich an jene Sagen erinnern, wornach durch Speien der Götter die irdischen Gestalten geschaffen werden. Aber auch die Bohne, die nach der französischen Sage (bei der Aulnoy Nr. 8) in einen Kuchen gebacken wird, bei Kuhn in einen Topf beim Feuer gethan, und die Antworten giebt, stellt das schaffende Prinzip dar; am deutlichsten drückt es unser Märchen durch Blutstropfen aus. Wegen der Verwandelungen der [98] Fliehenden die zu ihrer Rettung immer eine andere Gestalt annehmen, vergl. die Eyrbyggiasaga c. 20, wo Katla immer ihren Sohn verwandelt, um ihn zu schützen.

57. Der goldene Vogel.

Aus Hessen; doch wird dieses Märchen hier und im Paderbörnischen auch häufig, wo nicht besser doch älter, mit folgendem Eingang erzählt, ein König war krank (nach andern blind) geworden, und nichts in der Welt vermochte ihn zu heilen, bis er einstmals hörte (oder es ihm träumte), daß weit davon der Vogel Phönix wäre, durch dessen Pfeifen (oder Gesang) er allein genesen könne. Nun machen sich die Söhne nacheinander auf, und nur in der Menge der verschiedenen Aufgaben die der dritte Sohn

zu bestehen hat, weichen die verschiedenen Erzählungen ab. Das notwendige Pfeifen des Phönix ist hier allerdings besser begründet. Einmal wird auch erzählt, daß der Fuchs, nachdem er den Schuß zuletzt empfangen, ganz verschwindet und nicht zu einem Menschen wird. Das Stürzen in den Brunnen (wofür auch ein Steinbruch vorkommt) ist mit der Sage von Joseph, die Befreiung daraus durch den Fuchs mit der von Aristomenes (nach Pausanias), von Sindbad (nach 1001 Nacht), und Gog und Magog (nach Montevilla) merkwürdig verwandt. Die Warnung kein Galgenfleisch zu kaufen ist auch in der Lehre des Ritters vom Thurn enthalten, „zum dritten soltu keinen Dieb oder einen andern Übelthäter vom Tod bitten" Agricola Sprichwörter (Wittenb. 1582) 97. Nach andern Erzählungen in den Erfurter Kindermärchen S. 94—150, in Wolfs Hausmärchen S. 230—242, und bei Meier Nr. 5. Abgeschwächt in den meisten Zügen und in anderer Verbindung bei Zingerle S. 157. Im Norden ist es aber schon früh bekannt gewesen und ohne Zweifel auch in andern Teilen Europas. In einer französischen Sammlung, im Anfang des achtzehnten Jahrh. geschrieben und in dem Cabinet des fées Bd. 31 (s. unten) wieder abgedruckt, ist das erste Märchen la petite grenouille verte sichtbar verwandt. Slawonisch die Hexe Corva bei Vogl Nr. 1, womit Troldhelene bei Molbech Nr. 72 zu vergleichen ist. Walachisch bei Schott Nr. 26. Aus der Bukowina von Staufe in Wolfs Zeitschrift 2, 389. Wahrscheinlich wird es auch in Polen erzählt (s. unten).

[99] Perinskjöld in seinem für Hickes gemachten Katalog S. 315 führt die Saga af Artus fagra an und beschreibt ihren Inhalt folgendermaßen, hist. de tribus fratribus Carolo, Vilhialmo atque Arturo, cogn. fagra, regis Angliae filiis, qui ad inquirendum Phönicem, ut ea curaretur morbus immedicabilis patris illorum, in ultimas usque Indiae oras missi sunt. Vielleicht ist auch in einem angelsächs. Codex, welchen Wanley p. 281 angiebt, liber VI. septem constans capitulis, decriptionem tractat felicissimae cujusdam regionis orientalis et de Phönice quae ibi invenitur, etwas davon

berührt. Eine spätere dänische Bearbeitung in sechszeiligen Strophen ist zum Volksbuch geworden, aber ohne poetischen Wert. Nyerup handelt davon (Morskabsläsning S. 226—230). Von dem daselbst angeführten Titel ist eine vor uns liegende Ausgabe etwas abweichend, und der Übersetzung aus dem Holländischen, die wohl nur ein Vorgeben ist, wird nicht gedacht. En meget märkvärdig Historie om Kong Edvard af Engelland, der faldt i en svär Sygdom, men helbredede ved en viis Qvindes Raad, og det ene ved hans yngste Söns Prins Atti (Arti) Oemhed og Mod, der havde sin Fader saa kjer, at han voretog en Reise til Dronningen af Arabien, tilvendte sig ved List hendes Klenodier, bortförde Dronningens dyrebare Fugl Phönix, og fik til Slutning . . . Dronningen selv tilägte. Die Söhne heißen auch hier Karl, Wilhelm und Artus, vom hilfreichen Fuchs kommt nichts vor, und fast in allem ist die deutsche Volkserzählung weit vorzüglicher. Ein dänisches Märchen nach mündlicher Überlieferung bei Etlar S. 1.

Übrigens haben wir den Eingang auch folgendergestalt als ein eigenes Märchen vom Dummling gehört. Vor eines Königs Schloß stand ein mächtiger Birnbaum der jedes Jahr die schönsten Früchte trug, aber sie wurden, sobald sie gereift waren, in einer Nacht alle geholt, und kein Mensch wußte wer es gethan hatte. Der König hatte drei Söhne, und der jüngste hieß der Dummling. Der älteste sollte ein Jahr lang den Baum bewachen, er that es mit Fleiß, und die Früchte hingen voll in den Ästen, aber in der letzten Nacht, als sie den andern Tag sollten gebrochen werden, überfiel ihn ein Schlaf und als er erwachte, waren sie vom ersten bis zum letzten fort und nur die Blätter noch übrig. Der zweite Sohn wachte nun ein Jahr, aber es ging ihm nicht besser als dem ersten, in der letzten Nacht waren die Birnen weg. Endlich kam an den Dummling die Reihe, [100] der erwehrte sich in der entscheidenden Nacht des Schlafs und sah wie eine weiße Taube geflogen kam, eine Birne nach der andern abpickte und forttrug. Als sie mit der letzten fortfliegen wollte, ging der Dummling nach, die Taube flog auf einen hohen Berg in einen Felsen-

ritz. Der Dummling sah sich um, da stand ein graues Männlein neben ihm, zu dem sprach er „Gott segne dich“! Das Männlein antwortete „Gott hat mich schon gesegnet, denn durch deine Worte bin ich erlöst“! Dann sprach es er sollte hinab in den Felsen steigen, da würde er sein Glück finden. Er steigt hinunter und sieht die weiße Taube von Spinnegeweb umstrickt. Wie sie ihn erblickt, reißt sie sich durch, und wie der letzte Faden zerrissen ist, so steht eine schöne Jungfrau vor ihm, die eine Königstochter war, und die er gleichfalls erlöst hatte. Darauf vermählen sie sich miteinander.

58. Der Hund und der Sperling.

Nach drei wenig abweichenden Erzählungen, die vollständigste ist aus Zwehrn und liegt zu Grund, die zweite, gleichfalls aus Hessen, hat einen andern Eingang. Eine Hirschkuh war mit einem jungen Hirsch ins Kindbett gekommen und bat den Fuchs Gevatter zu stehen; der Fuchs lud noch den Sperling dazu ein und dieser wollte noch den Haushund, seinen besondern lieben Freund dazu einladen. Der Hund aber war von seinem Herrn an ein Seil gelegt worden, weil er einmal von einer Hochzeit betrunken nach Haus gekommen war. Nun pickte der Sperling ein Fädchen nach dem andern vom Seil los, bis der Hund frei war; aber beim Gevatterschmaus versieht er's wiederum, übernimmt sich in Wein, taumelt auf dem Heimweg und bleibt auf der Straße liegen. Nun kommt der Fuhrmann, verspottet die Drohung des Sperlings und fährt den Hund tot. In der dritten Erzählung aus Göttingen ist weiter gar kein Eingang, es heißt bloß „ein Vöglein und ein Hündlein gehen zusammen und kommen auf der Landstraße an eine Fahrgleise, da kann das Hündlein nicht, wie das Vöglein, darüber, und weil gerade ein Fuhrmann mit Weinfässern daher kommt, so bittet ihn das Vöglein, dem Hündlein darüber zu helfen, aber der bekümmert sich nicht darum und [101] fährt das arme Tier tot. Nun rächt sich das Vöglein.“ Der Schluß hier ist aus der zweiten hessischen Sage genommen. Ein hierher gehöriges altdeutsches Gedicht ist im Reinhart Fuchs

S. 290 bekannt gemacht, stammt aber aus dem französischen Renart; vergl. CXCIII. Verwandt ist ein esthnisches Tiermärchen das ebenfalls im Reinhart Fuchs CCLXXXIV mitgeteilt wird.

59. Der Frieder und das Catherlieschen.

Zu Grund liegt eine Erzählung aus Zwehrn, dagegen ist aus einer andern hessischen aufgenommen, wie Catherlieschen auf dem Weg die Butter mitleidig verbraucht und die Käse fortrollen läßt. Nach einer dritten aus Fritzlar ist der Schwank mit den Gickelingen und dem irdenen Geschirr erzählt.

In jener aus Zwehrn giebt der Mann vor, er habe einen Hasenbalg unter der Kuhkrippe begraben. Catherlieschen heißt die Krämer diesen hervorholen, worauf sie den Schatz heben. Die gekauften Töpfe hängt es rings ums Haus an die Nägel die da stecken. Eine vierte Erzählung aus den Diemelgegenden hat verschiedene Eigentümlichkeiten. Der Mann geht zur Feldarbeit und sagt der Frau „steck Fleisch in den Kohl, und wenn's fertig ist, bring's hinaus aufs Feld“. Sie nimmt das rohe Fleisch, trägt's hinaus aufs Feld wo ihr Kohl steht, und steckt's da hinein. Der Hund wittert's bald und holt den Braten weg; sie lauft ihm nach, fängt ihn und bindet ihn daheim zur Strafe an das Bierfaß im Keller und zwar an den Krahn. Der Hund wird wild und ungeduldig und zieht den Krahn heraus. Wie die Frau in den Keller kommt, schwimmt alles Bier darin. Nun trocknet sie es mit Mehl auf. Sie nimmt Essig und Hutzeln in die Hand und, um das Haus zu verwahren, die ausgehobene Hausthüre auf die Schulter und geht hinaus. Der Mann macht ihr Vorwürfe über das schlechte Essen, doch setzen sie sich dazu nieder: indem sehen sie zwölf Räuber kommen. Vor Angst steigen sie auf einen Baum und nehmen das Essen und die Thüre, um nicht verraten zu werden, mit hinauf. Die Räuber setzen sich gerade darunter und wollen sechs Säcke mit Gold teilen. Sie werden aber, wie in unserm Märchen, verscheucht, und die zwei schleppen die [102] Säcke heim. Die Frau borgt bei ihrer Nachbarin ein Maß das Gold zu messen, ein Stückchen bleibt darin hängen und macht

diese aufmerksam. Die Frau erzählt darauf wie es sich zugetragen hat. Nun läuft alles in den Wald Gold zu holen, es kommt aber niemand wieder, weil niemand so dumm war wie die Frau, und die Räuber jeden tot schlugen, der sich im Walde blicken ließ. Der Mann und die dumme Frau lebten vergnügt und ohne Sorgen bis an ihren Tod. Ein anderes Märchen bei Colshorn Nr. 37. Norwegisch bei Asbjörnsen S. 202. Das Herabwerfen der Thüre auf die Spitzbuben bei Kuhn und Schwarz Nr. 13. Zum Teil gehört Vardiello aus dem Pentamerone (1, 4) hierher und bei Morlini Nr. 49. Zu vergleichen sind zwei slawonische Märchen bei Vogl, der Meisterlügner S. 64. 65 und Hans in der Schule S. 83, der Dummheiten anderer Arten macht.

60. Die zwei Brüder.

Den Zusammenhang unseres Märchens giebt eine Erzählung aus dem Paderbörnischen, er ist der einfachste und natürlichste. Der Eingang derselben ist uns auch in Hessen als ein Bruchstück mit einigen Abweichungen erzählt worden. Es sind da bloß zwei arme verwaiste Besenbindersjungen, die noch ein Schwesterchen zu ernähren haben, der jüngste entdeckt den Vogel mit dem Goldei und verkauft dieses einem Goldschmied. Er findet eine Zeitlang jeden Morgen ein Ei, bis das Vöglein ihm sagt er solle es selbst dem Goldschmied bringen. Diesem singt es dann vor, daß wer sein Herz esse, König werde, wer seine Leber, jeden Morgen unter seinem Kissen einen Goldbeutel finde. Nun will der Goldschmied das Schwesterchen der armen Brüder heiraten, wenn sie ihm den Vogel geben wollen. Auf der Hochzeit aber, wozu der Vogel gebraten wird, essen die zwei Brüder, die den Spieß in der Küche drehen, zwei abgefallene Stückchen, welche, ohne daß sie es wußten, Herz und Leber des Vogels waren. Darauf treibt sie der getäuschte Goldschmied voll Zorn aus seinem Haus. Diesen Teil erzählt in eigener Ausbildung ein serbisches Märchen bei Wuk Nr. 26; auch ist das russische bei Dietrich Nr. 9 zu vergleichen. Von da an, wo die verstoßenen Kinder in dem Wald zu dem Förster gelangen, sind wir einer trefflichen

[103] und ausführlichen Erzählung aus der hessischen Schwalmgegend (wogegen jene paderbörnische nur ein dürftiger Auszug ist), gefolgt; diese hat weiter keinen Eingang als daß angeführt wird, der Förster habe zwei arme, vor seiner Thüre bettelnde Kinder zu sich genommen.

Unser Märchen wird aber auch mit einem andern merkwürdigen Eingang erzählt. Ein König hat eine Tochter welche die Mäuse verfolgen, so daß er sie nicht anders zu retten weiß als daß er einen Turm mitten in einem großen Fluß bauen und sie dorthin bringen läßt. Sie hat eine Dienerin bei sich und einmal, als sie zusammen in dem Turm sitzen, springt ein Wasserstrahl zum Fenster herein. Sie heißt die Dienerin ein Gefäß hinsetzen, welches sich füllt, worauf der Strahl aufhört. Beide trinken von dem Wasser und gebären darnach zwei Söhne, wovon der eine Wasserpeter, der andere Wasserpaul genannt wird. Sie legen beide Kinder in ein Kästchen, schreiben die Namen darauf und lassen es ins Wasser hinab. Ein Fischer fängt es auf, erzieht die zwei Knaben, die sich vollkommen ähnlich sind, und läßt sie die Jägerei erlernen. Das übrige folgt nun unserm Märchen bis zur Verheiratung des Wasserpeters mit der Königstochter; es ist viel dürftiger, jeder hat nur drei Tiere, einen Bären, Löwen und Wolf. Der alte König stirbt ein Jahr darnach und der Wasserpeter erhält das Reich. Einmal geht er auf die Jagd, verliert sein Gefolge und ruht abends mit seinen drei Tieren bei einem Feuer. Da sitzt eine alte Katze auf einem Baum, die fragt ob sie sich auch ein wenig bei seinem Feuer wärmen dürfe? Als er ja sagt, reicht sie ihm drei von ihren Katzenhaaren und bittet ihn auf jedes Tier eins davon zu legen, weil sie sich sonst fürchte. Sobald er es gethan, sind die Tiere tot, der König ist zornig und will sie umbringen, sie sagt aber es sei hier ein Brunnen mit Wasser des Todes und ein anderer mit Wasser des Lebens, er solle von diesem nehmen und über die Tiere gießen. Das thut er, und sie werden wieder lebendig. Als Wasserpeter heim kommt, findet er den Wasserpaul an seiner Stelle, tötet ihn aus Eifersucht, da er aber von seiner Treue hört und daß er ein schneidendes Schwert

zwischen sich und die Königin gelegt habe, so holt er von dem Wasser des Lebens und erweckt ihn wieder. Eine vierte hessische Erzählung nennt die zwei Brüder Johannes Wassersprung und Kaspar Wassersprung und leitet folgendergestalt ein. Ein König [104] bestand darauf, daß seine Tochter nicht heiraten sollte und ließ ihr im Walde in der größten Einsamkeit ein Haus bauen, wo sie wohnen mußte und keinen fremden Menschen zu sehen bekam. Nah bei dem Haus sprang aber eine wunderbare Quelle, davon trank die Jungfrau und gebar hernach zwei einander ganz ähnliche Knaben, die jene Namen erhielten. Die übrige Erzählung enthält weiter nichts neues, nach dem Kampf mit dem Drachen wird der tote Johannes Wassersprung durch den Saft einer Eiche wieder lebendig gemacht, welchen die Ameisen für ihre Toten, die beim Kampf zertreten waren, holen. Eine fünfte Erzählung sagt bloß zum Eingang, daß einem Fischer in das ausgeworfene Netz eine goldene Schachtel vom Himmel gefallen sei, worin zwei schöne Knaben gelegen. Als sie herangewachsen sind, erlernen sie die Jägerei. Der Drache wird getötet, indem ihm der Jüngling eine giftige Semmel in den Rachen wirft. Der Bräutigam der Königstochter sucht den Jüngling durch giftige Speisen umzubringen, doch seine Tiere entdecken den Verrat. Hernach wird er von der Hexe in Stein verwandelt, aber der andere Bruder zwingt diese das Mittel zu sagen, das jenem das Leben wiedergiebt: unter einem Stein nämlich liegt eine böse Schlange die an dem ganzen Zauber schuld ist, diese muß er in Stücke hauen, am Feuer braten und mit ihrem Fett den versteinerten Bruder bestreichen. Dagegen eine sechste Erzählung aus Zwehrn hat wieder viel besonderes, ihr fehlt jener Eingang, sie weiß auch nichts von zwei Brüdern. Drei arme Schwestern nähren sich von drei Ziegen, die ihr Bruder hüten muß. Draußen begegnet diesem einmal ein Jäger mit drei schönen Hunden, und weil der Junge so große Freude daran hat, tauscht er sich für eine Ziege einen Hund ein, der heißt Haltan. Als er heim kommt, jammern die Schwestern, dennoch kann er der Lust nicht widerstehen und tauscht den andern Tag noch einen Hund, der Greifan heißt, und am dritten Tag den letzten, Namens

Bricheisenundstahl, gegen die Ziegen ein. Nun giebt ihm der Jäger noch Büchse, Hirschfänger, Pulverhorn und Ranzen dazu: er zieht in die Welt, Hase, Reh und Bär werden seine Diener. Er kommt darauf in einen Wald und darin zu einem kleinen Haus, worin eine alte Frau sitzt. Sie spricht zu ihm „bleib nicht hier, es ist die Wohnung von zwölf Spitzbuben, die bringen dich um.“ Er antwortet „ich fürchte mich nicht, ich verlaß mich auf mein Getier.“ Da stellt er [105] den Hasen ans Fenster, Reh und Bär hinter die Stubenthür, die drei Hunde in den Stall. Die Räuber kommen, stellen sich freundlich und heißen ihn mit essen. Sie setzen sich zu Tisch, die Räuber legen die Spitzen der Messer umgekehrt gegen sich, der Jäger von sich, wie sich's gehört. Sprechen die Räuber „warum legst du dein Messer nicht wie wir?“ „Ich leg's wie ein Jäger, ihr aber legt's wie Spitzbuben.“ Sie springen auf und wollen ihn umbringen, da klopft der Has ans Fenster, alsobald öffnet das Reh die Thüre und die drei Hunde dringen herein und der Bär auch und zerreißen die zwölf Spitzbuben. Nun zieht der Jäger weiter, kommt in die Stadt, die den ersten Tag mit weißem, den zweiten mit rotem, den dritten mit schwarzem Tuch überzogen ist. Er tötet den Drachen mit seinen drei Hunden, geht fort ein Jahr und drei Tage, kommt dann wieder und erhält die Königstochter. Sonst stimmt es mit unserem Märchen, nur wird hier mit der Hochzeit und mit der Erlösung der drei Tiere geschlossen. Sie bitten flehentlich ihnen den Kopf abzuhauen, er will sich lange nicht dazu verstehen: wie er es endlich thut, so verwandelt sich der Has in eine schöne Königstochter, das Reh in die Königin, der Bär in den König. In Linas Märchenbuch von A. L. Grimm kommt die Sage S. 191—311 vor, die Zwillinge heißen Brunnenhold und Brunnenstark. Peter und Paul bei Zingerle S. 131, wo noch eine zweite Erzählung S. 260 vorkommt. Glücksvogel und Pechvogel bei Pröhle, Kinderm. Nr. 5. Hans und die Königstochter bei Meier Nr. 29 und 58, eine andere Überlieferung S. 306. Bei Wolf Hausm. S. 369. Bei Kuhn und Schwarz Nr. 10. Das Märchen ist weit verbreitet, indisch bei Somadeva 2, 142, dänisch bei Etlar S. 18, schwedisch bei

Cavallius S. 78. 85, flämisch in der Wodana S. 69, ungarisch bei Gaal Nr. 9 und bei Stier S. 67, walachisch bei Schott Nr. 11. Aus dem Pentamerone gehört hierher der Kaufmann (1, 7) und die Hirschkuh (1, 9), aus Straparola die dritte Erzählung der zehnten Nacht. Der Eingang von dem Goldvogel in einer französ. Feengeschichte des Grafen Caylus (Cabinet des fées, 24, 267), böhmisch bei Gerle die Zwillingsbrüder (2, 2). Verwandt sind die Goldkinder (Nr. 85) und ein serbisches Märchen bei Wuk Nr. 29. Mit dem Ganzen hat viel ähnliches die persische Sage von Lohrasp im Firdusi (Görres 2, 142).

In diesem merkwürdigen Märchen sind zwei verschiedene Richtungen [106] anzudeuten. Erstlich bricht darin die Sage von Sigurd durch. Schon das Aussetzen des neugeborenen Kindes in das Wasser, womit die anderen Erzählungen einleiten, stimmt mit der Überlieferung der Wilkinasaga zusammen, wonach Siegfried von seiner Mutter in ein Glaskästchen gelegt wurde, das in den Fluß rollte und fortgetrieben ward (vergl. das Märchen vom goldenen Berg). Nun folgt der listige und böse Goldschmied, der Reigen der nord. Sage. Dann der redende goldreiche Vogel, die weissagenden Vögel und der Lindwurm Fafnir zugleich; das Essen des Tierherzens, das Gold und Königtum (Weisheit) gewährt, wornach der Schmied auch listig strebt, das aber dem Sigurd zu teil wird. Der Unterricht in den Jagdkünsten entspricht dem Unterricht welchen Reigen dem Sigurd giebt. Die treuen dienenden Tiere kommen mit dem Roß Grane überein. Dann folgt die Befreiung der Jungfrau vom Drachen, nämlich der Kriemhild nach dem deutschen Liede, im nordischen ist es das Sprengen des Flammenwalls, wodurch der Held sie erwirbt. Dennoch trennt er sich wieder von ihr, wie Sigurd von der Brunhild. Der Bruder der gleiche Gestalt mit ihm hat, ist Gunnar der Blutsbruder, mit dem Sigurd auch die Gestalt tauscht, ja das Schwertlegen kommt vor, nur in umgekehrtem Verhältnis.

Wie das mächtigere und größere Tier immer dem kleinern den Auftrag giebt und so auf dem armen Hasen die Schuld hängen bleibt, so findet sich ein ähnliches Herabsteigen in einer Erzählung

des ältern Tutinameh (Kosegarten zu Iken S. 227), wo die Seetiere und Ungeheuer immer dem geringern einen Auftrag zuschieben, bis er auf dem Frosch haftet.

Sodann enthält das Märchen auch die Sage von den Blutsbrüdern. Sie ist ausführlich in unserer Ausgabe des armen Heinrichs S. 183—197 erläutert. Beide Kinder sind zugleich und wunderbar geboren. Das Wahrzeichen bei ihrer Trennung, das in den Baum gestoßene Messer, entspricht den Goldbechern des Amicus und Amelius. Ursprünglich vielleicht ist es das Messer gewesen, womit die Adern geritzt wurden, um Blutsbrüderschaft zu trinken; vergl. die Anmerkung zum Märchen vom Lebenswasser (Nr. 97). Der eine nimmt des andern Stelle ein zu Haus und bei seiner Frau, doch trennt er ihr Lager durch das Schwert. Die Krankheit, die den einen befällt und ihn aus der Gesellschaft der Menschen treibt, ist hier der Zauber der Hexe, der zu Stein macht und welchen der andere wieder [107] aufhebt. Dieser Teil der Sage auch bei Colshorn der brennende Hirsch Nr. 74. Vergl. das Märchen vom getreuen Johannes (Nr. 6) und ein cornwallisisches (s. unten).

Wie der eine gegen den Drachen kämpft, gerade so kämpft auch Thor in der nordischen Mythe (sowohl in der Völuspâ als in der jüngern Edda) mit der Mitgardsschlange am Ende der Welt; er tötet sie zwar, stürzt aber von dem Gift, das die Schlange gegen ihn ausgespien, tot zur Erde.

61. Das Bürle.

Aus Zwehrn. Eine andere Erzählung aus Hessen redet von einem Schneider, der auf diese Weise sein Glück macht, und ist weniger vollständig. Sie fängt gleich damit an, daß der Schneider eine erfrorene Drossel findet, die er sich hernach ans Ohr hält, damit sie ihm weissage. Als er in dem Kasten auf dem Wasser sitzt, ruft er, er wolle durchaus nicht die Königstochter heiraten und lockt damit den Schäfer seine Stelle einzunehmen. Nach einer dritten Erzählung heißt der Mann Herr Hände. Die Bauern hassen ihn wegen seiner Klugheit und schlagen ihm aus Neid den

Backofen ein, er trägt aber den Schutt in einem Sack zu einer vornehmen Dame und bittet sie ihm den Sack aufzuheben, es sei Gewürz, Zimmet, Nägelein und Pfeffer darin. Er kommt dann wieder ihn abzuholen und verführt ein großes Geschrei, sie habe ihn bestohlen, wodurch er ihr dreihundert Thaler abzwingt. Die Bauern sehen ihn das Geld zählen und fragen woher er das habe? er sagt „von dem Backofenschutt". Da schlagen die Bauern all ihre Backöfen ein, tragen den Schutt in die Stadt, kommen aber übel an. Die Bauern wollen ihn aus Rache töten, er zieht aber seiner Mutter Kleider an, dadurch entgeht er ihnen, und seine Mutter wird tot geschlagen. Diese rollt er in einem Faß zu einem Doktor, läßt sie dort ein wenig stehen, kommt wieder und giebt ihm dann schuld, er habe sie getötet; so erpreßt er von dem Doktor eine Summe Gelds. Er sagt den Bauern, er habe sie für seine tote Mutter bekommen, nun schlagen diese auch ihre Mütter tot. Darauf die Begebenheit mit einem Schäfer, der für ihn sich in die Tonne legt und ersäuft, und dem die andern [108] Bauern alle nachspringen. In dem Märchen vom Bauer Kibitz, welches Büsching S. 296 mitteilt, sind wieder einige Züge verschieden. Kibitz läßt seine Frau von den Bauern tot schlagen und setzt sie dann mit einem Korb voll Früchte an ein Geländer, wo sie ein Bedienter, dem sie keine Antwort giebt, als er für seine Herrschaft bei ihr einkaufen soll, ins Wasser stürzt; dafür erhält Kibitz den Wagen worin diese gefahren ist, mit allem Zubehör. Das Gelderpressen durch bloßes Lärmen gehört auch zu den Listen des Gonella (Flögel Gesch. der Hofnarren S. 309). In dem zu Erfurt 1794 gedruckten Volksbuch „Rutschki oder die Bürger zu Quarkenquatsch", sind verschiedene Züge aus diesem Märchen benutzt, das Erkaufen des alten Kastens, worin der Liebhaber steckt, durch die Kuhhaut (S. 10), das Ausstellen der toten Frau. Rutschki giebt ihr Butter in den Schoß und setzt sie auf den Brunnenrand, der Apotheker, der ihr abkaufen will, aber keine Antwort bekommt, rüttelt sie und stürzt sie hinunter, dafür muß er dem Rutschki tausend Thaler bezahlen (S. 18. 19). Der Betrug an dem Schäfer zuletzt ist wieder ganz verschieden. Rutschki

ist zum Tod verurteilt und wird, in einen Kleiderschrank eingeriegelt, hinaus zu dem Teich getragen, weil dieser aber zugefroren ist, lassen sie ihn darauf stehen und wollen erst Äxte holen, um ein Loch ins Eis zu hauen. Wie sie fort sind, hört Rutschki einen Viehhändler vorbeiziehen und ruft „ich trinke keinen Wein! ich trinke keinen Wein! mich durstet nicht!“ der Viehhändler fragt was er vorhabe, Rutschki läßt sich aufriegeln und erzählt, er sei zum Burgemeister erwählt, das Amt nähm er gern, denn es sei wenig Arbeit und fünfhundert Thaler Besoldung dabei: dagegen die Sitte, daß jeder Burgemeister beim Antritt seines Amts einen Becher mit Burgunder austrinke, wolle er durchaus nicht mitmachen, er trinke keinen Wein. Da hätten sie ihn herausgesetzt, daß er Frost und Durst nach einem feurigen Trank bekommen sollte; es helfe ihnen aber alles nichts, er trinke doch nicht. Der Viehhändler trägt einen Tausch gegen seine Herde an, er legt sich in den Schrank, Rutschki riegelt zu, die Bauern kommen, hauen ein Loch und lassen den Schrank hinab. Wie sie zurückkommen, begegnet ihnen Rutschki mit dem Vieh und sagt, er habe es auf dem Grund des Teichs gefunden, da sei ein schönes Sommerland. Nun stürzen sich alle in das Wasser (S. 22. 23). Eine andere Überlieferung teilt H. Stahl im Mitternachtblatt 1829 Nr. 35. 36 mit. Der arme Bauer heißt Hick und wohnt zu [109] Lieberhausen in der Grafschaft Gimbornneustadt. Aus Armut muß er seine einzige Kuh schlachten und geht die Haut in Köln zu verkaufen. Unterwegs regnet's, er hängt die Haut über sich, die blutige Seite nach außen gewendet. Eine Rabe stürzt darauf und will fressen: Hick fängt ihn behutsam und nimmt ihn mit in die Stadt. Zu Köln erzählt er das Abenteuer im Wirtshaus. Er kneift den Raben in den Schwanz und läßt ihn wahrsagen. Der Wirt kauft den Wahrsager teuer ab. Hick erzählt seinen Nachbarn Kuhhäute seien in Köln entsetzlich teuer. Die Lieberhäuser schlachten nun alle ihre Kühe und lösen nichts aus den Häuten. Aus Rache stecken sie den Hick in eine Tonne und rollen ihn in den Rhein, doch am Ufer wird erst in einem Wirtshaus angehalten. Hick schreit im Faß „ick sollte to Köllen Bischov sin“!

ein Schäfer übergiebt ihm seine Herde und nimmt seine Stelle im Faß ein. Hick treibt die Herde nach Haus und sagt den Lieberhäusern, er habe sie im Rhein gefunden, im Grund des Flusses sei alles voll. Hick giebt den Rat, einer solle hineinspringen und wenn er die Schafe gefunden habe, wieder in die Höhe kommen und beide Arme zum Zeichen aus dem Wasser strecken. Sie folgen seinem Vorschlag und als einer hinabgesprungen ist und, eh' er ertrinkt, die Arme in die Höhe streckt, so springen sie plump! plump! alle nach. Manches eigentümliche haben zwei Märchen aus Tirol bei Zingerle S. 5 und 419, ein anderes in Pröhles Märchen für die Jugend Nr. 15 und zwei wieder verschiedene bei Müllenhoff Nr. 23 und 24, die den Inhalt des lateinischen Unibos aus dem 11. Jahrhundert (Jac. Grimm, Latein. Gedichte S. 354 und Anmerkung 382) am vollständigsten wiedergeben. Verwandt ist der walachische Bakala bei Schott Nr. 22.

Einzelne Schwänke werden besonders erzählt. Bartoldo bewegt einen Wächter, den Sack worin er gefangen liegt, zu öffnen und an seiner Stelle hineinzukriechen, indem er ihm weiß macht, er sei bloß hinein gesteckt worden, weil er ein schönes Mädchen nicht habe heiraten wollen; s. Hagens Einleitung zum Morolf S. 19. Ähnliches auch in dem irischen Märchen von Darby Duly (K. v. K. 2, 23). Der Schwank vom Bürle, dem Müller, der Müllerin und dem Pfaffen findet sich schon in dem altd. Gedicht der kündige kneht (Wiener Hs. 428 Nr. 62). Der Knecht erzählt ein Märchen von einem Wolf und wendet es geschickt auf die verborgenen Schafe an. Dann bei Eyering (2, 430) und bei Burkard Waldis. Verwandt ist der alte [110] Hildebrand Nr. 95 und bei Pröhle Kinderm. Nr. 63. Dänisch bei Andersen der kleine Klaus und der große Klaus, bei Etlar S. 134. Aus Vorarlberg bei Vonbun S. 36. Im Pentamerone der Gevatter (2, 10), bei Straparola Skarpafico (1, 3). Übrigens sind die allezeit betrogenen Bauern offenbar mit den Lalenbürgern verwandt.

62. Die Bienenkönigin.

Aus Hessen, wo wir noch eine andere, verschiedentlich abweichende Erzählung gehört haben. Ein armer Soldat meldet sich beim König um Dienste und verspricht die schönste Jungfrau für ihn zu gewinnen. Er wird königlich ausgerüstet, unterwegs, als er bei einen großen Wald kommt, hört er den Gesang von viel tausend Vögeln prächtig in die blaue Luft hinein erschallen. „Halt! halt!“ ruft er, „die Vögel nicht gestört, die preisen ihren Schöpfer“, und heißt den Kutscher umdrehen und einen andern Weg fahren. Darnach kommt er auf ein Feld, wo viel tausend Raben nach Speise überlaut schreien. Er läßt ein Pferd ausspannen, totstechen und den Raben zur Nahrung hinwerfen. Endlich kommt er an einen Sumpf, da liegt ein Fisch und klagt erbärmlich, daß er in kein fließendes Wasser gelangen könne. Der Soldat trägt ihn selber hinein, und der Fisch schlägt vor Freude mit dem Schwanz. Als er bei der Königstochter anlangt, wird ihm dreierlei aufgegeben, was er zuvor vollbringen soll. Erstlich soll er ein Viertel Mohnsamen welchen der König hat säen lassen, wieder herbeischaffen. Der Soldat nimmt ein Maß, einen Sack und weiße Tücher mit hinaus aufs Feld, und breitet die Tücher da aus. Nicht lang, so kommen die Vögel, die er bei dem Singen nicht hat stören wollen, lesen den Samen, Körnchen für Körnchen, auf und tragen ihn auf die Tücher, so daß der Soldat dem König das ausgesäete Maß wieder zustellt. Zweitens soll er einen Ring holen, den die Königstochter hat ins Meer fallen lassen. Der Fisch, den er in fließend Wasser gesetzt hatte, holt ihn unter der Floßfeder eines Walfisches, wohin er gefallen war, herauf. Drittens soll er ein Einhorn, das in einem Wald sich aufhält und großen Schaden thut, [111] töten. Der Soldat geht in den Wald hinein, da sitzen die Raben die er vom Hungertod errettet hat, und sagen zu ihm „noch eine kleine Weile Geduld, das Einhorn hat nur ein gutes Auge, jetzt liegt es und schläft darauf, dreht es sich aber herum und legt sich auf das scheele Auge, so wollen wir ihm das gute auspicken. Da wird es wütend werden, aber,

weil es blind ist, in der Wut gegen die Bäume rennen und mit seinem Horn sich festspießen.“ Bald darauf wälzt sich das Tier im Schlaf und legt sich dann auf die andere Seite, da fliegen die Raben herzu und hacken ihm das gesunde Auge aus. Es springt auf und rennt sich in eine dicke Eiche fest. Nun haut ihm der Soldat den Kopf ab, bringt ihn dem König und erhält dessen schöne Tochter, die er zu seinem Herrn führt, von dem er königlich belohnt wird.

Niederländisch de dankbare Dieren in Wolfs Wodana Nr. 4. Ungarisch bei Gaal Nr. 8. Persisch in Touti Nameh (Nr. 21 bei Iken). Ein König stirbt und hinterläßt zwei Söhne. Der älteste eignet sich die Krone zu, der jüngste wandert aus. Er kommt zu einem Teich, wo eine Schlange einen Frosch ergriffen hat. Er ruft der Schlange zu, und diese läßt den Frosch los, der wieder ins Wasser hüpft. Um die Schlange zu entschädigen, schneidet er sich ein Stück Fleisch aus dem Leib. Für diese Wohlthaten sich dankbar zu erweisen, kommen beide, der Frosch und die Schlange, in Menschengestalt zu ihm und dienen ihm. Der Prinz geht in Dienste eines Königs, diesem fällt bei einem Fischfang sein Ring ins Wasser und er verlangt von dem Prinzen, daß er ihn wieder heraufhole. Der Froschmensch nimmt seine Froschgestalt an, begiebt sich ins Wasser und bringt den Ring herauf. Bald hernach wird die Tochter des Königs von einer Schlange gebissen, und niemand kann sie vom Tod erretten als der Schlangenmensch, der das Gift aus der Wunde saugt. Darauf giebt der König dem Prinzen seine Tochter zur Gemahlin. Die beiden treuen Diener nehmen jetzt ihren Abschied und geben sich zuvor zu erkennen als der Frosch dem er das Leben gerettet, und als die Schlange der er von seinem eigenen Fleisch zu essen gegeben hatte.

Bei Straparola das Märchen von Livoret (3, 2). In dem jüdischen Maasähbuch (Kap. 143 vom Rabbi Chanina) wird der König erst aufmerksam gemacht auf die Königstochter mit den goldenen Haaren durch ein einzelnes Haar, welches ein Vogel einmal (wie im Tristan) ihm auf die Achsel fallen läßt, und das

er ihr, als sie im [112] Bade war, ausgerupft hatte. Auf seinem Weg erweist sich Chanina einem Raben, einem Hund und einem Fisch hilfreich. Die Aufgaben sind, Wasser aus dem Paradies und der Hölle zu schaffen, von jedem bringt der dankbare Rabe ein Krüglein. Sodann einen Ring aus dem Meer zu holen. Der Fisch bringt es bei dem Leviathan dahin, daß der, welcher ihn verschlungen, ihn wieder ans Land speien muß, indem aber kommt ein wild Schwein daher und schlingt ihn abermals hinunter; nun setzt der Hund dem Schwein nach und zerreißt es in zwei Stücke, so daß Chanina den Ring wieder findet. Der Schluß ist ganz verschieden, weil nämlich Chanina dem König die Braut heimgebracht hat, so steht er in Gnaden bei ihm und wird darum von Neidern ermordet. Aber die junge Königin, die ihm sehr gewogen ist, begießt ihn mit dem Paradieswasser, wovon er alsbald das Leben wieder erhält. Der König will den Versuch auch machen und läßt sich von einem Knechte tot schlagen, aber nun schüttet die Königin das Höllenwasser auf ihn, wovon er alsbald zu Asche verbrennt. Dann spricht sie zum Volk „seht, es war ein gottloser Mensch, sonst wäre er wieder lebendig geworden," und heiratet den Chanina. Bei Helwig noch einige Nebenumstände mehr. Das giebt insoweit Ähnlichkeit mit Ferenand Getrü (Nr. 126). Übereinstimmung hat das Märchen von der weißen Schlange (Nr. 17) und in Pröhles Kindermärchen Soldat Lorenz Nr. 7.

63. Die drei Federn.

Aus Zwehrn; doch haben wir das Märchen häufig in Hessen gehört, und gewöhnlich kommen in drei Aufgaben Abweichungen vor. So wird verlangt das feinste Linnengarn, welches dem Dummling ein in der unterirdischen Höhle spinnendes Mädchen giebt: der schönste Teppich, den dieses ihm gleichfalls webt; endlich die schönste Frau, der Dummling muß einen Frosch nehmen und mit ihm ins Wasser springen, so verwandelt sich dieser ins schönste Mädchen. Oder auch, er hat eine Kröte erhalten, die muß er neben sich als seine Frau auf die Bank setzen, von da

springt sie auf den Tisch, dann auf die Teller und in die Schüssel zum Schrecken aller, die mitessen; erst auf dem Salat sitzt sie still. Da muß sie nun der Dummling packen, auf ein [113] Bett legen und mit einem scharfen Schwert gerade durchs Herz schneiden: es knackt und eine Jungfrau liegt da, die an Schönheit die Bräute der Brüder weit übertrifft. Ferner, der Vater giebt jedem der drei Söhne einen Apfel, wer den seinen am weitesten wegwirft, soll das Reich erben. Der Apfel des jüngsten fliegt am weitesten, weil er aber gar zu dumm ist, will der Vater ihm das Recht nicht lassen und verlangt zwanzig Steigen Leinwand in einer Nußschale. Der älteste reist nach Holland, der zweite nach Schlesien, wo feine Leinwand sein soll, der dritte, der Dumme, geht in den Wald, da fällt eine Nußschale von einem Baum, worin die Leinwand steckt. Darnach verlangt der Vater einen Hund, so klein, daß er durch seinen Trauring springen kann, dann drei Zahlen Garn, die durch ein Nadelöhr gehen; alles bringt der Dummling. Oder auch, der soll des Königs Gut erben, der den schönsten Geruch mitbringt, der Dumme kommt vor ein Haus, da sitzt die Katze vor der Thür und fragt „was bist du so traurig?“ „Ach, du kannst mir doch nicht helfen!“ „Nun hör einer! sag mir was dir fehlt.“ Die Katze verschafft ihm dann den besten Geruch. Wiederum ist die Einleitung mannigfach, der Vater jagt den dummen Hans fort, weil er gar zu dumm ist. Er geht an des Meeres Gestade, setzt sich hin und weint. Da kommt die Kröte, die eine verzauberte Jungfrau ist, mit der springt er auf ihr Geheis ins Wasser, ringt mit ihr und erwirbt sich das Reich, indem sie ihre schöne menschliche Gestalt dadurch wieder gewinnt. Damit ist die Schlangenjungfrau in den deutschen Sagen (1, 13) zu vergleichen. In der Braunschw. Sammlung steht das Märchen S. 271—286, in der Büschingschen (S. 268) von der Padde, bei Zingerle S. 348. Bei der Aulnoy la chatte blanche (Nr. 19). Auch in Schweden wird es erzählt (s. unten) bei Cavallius S. 300, norwegisch bei Asbjörnsen S. 160, polnisch bei Lewestam S. 101, albanesisch bei Hahn 2, 166. 167, serbisch bei Wuk Nr. 11.

Über das Federaufblasen, denen man nachgeht, sind die Altd. Wälder 1, 91 nachzusehen. Aventin bayr. Chronik S. 98b sagt „es ist auch sonst ein gemein Sprichwort vorhanden, das gemeinlich diejenigen brauchen, so fremde Land bauen wollen oder sollen, ich will ein Feder aufblasen, wo dieselbig hinaus fleugt, will ich nachfahren." Ja man sagt noch heutzutag in Hessen „wo wird der seine Feder hinblasen?" wohin wird er ziehen? Vergl. auch Völundurs Lied, wo der eine [114] Bruder nach Osten, der zweite nach Süden auszieht, der dritte aber daheim bleibt. Eine ähnliche Sitte beobachteten die unzufriedenen Norweger, die unter Harald Haarfager ihr Vaterland verließen und nach Island auswanderten. Es ereignete sich oft, daß der Anführer bei der Annäherung an die Insel Setstocker, Säulen, oben mit Thors oder eines andern Gottes Haupt geschmückt, die sonst neben dem Obersitze des Hauses standen, über Bord warf und die Stelle, wo sie ans Land trieben, zum Mittelpunkt der Landstrecke wählte, die er sich zueignen wollte. Allein auch aus dem persischen Firdusi läßt sich etwas ähnliches anführen (Görres 1, 136), Sal ging hin, um die Stellung des Feindes zu ersehen, einen Pfeil schoß der gerade an gegen den Himmel, an drei Orten heftete er Schafte, drei Pfeilesstrahlen trieb er über den Strom, damit sie als Zeichen dienten, dem Heere zum Anlauf und Angriff.

64. Die Goldgans.

Nach einer Erzählung aus Hessen und einer anderen aus dem Paderbörnischen. Letztere hat folgendes Abweichende. Nachdem der Dummling mit dem Männlein sein Essen geteilt, spricht dieses „nun leg dich hin und schlaf ein wenig, wenn du aufwachst, wirst du einen Schlitten finden, vor den ein Vöglein gespannt ist und wenn das ‚Kifi!' ruft, so antworte nur ‚Keifes!' so wirst du sehen was geschieht." Da legte sich der Dummling hin, denn er war müd, und als er aufwachte, stand der Schlitten mit dem Vöglein vor ihm, da setzte er sich ein, fuhr fort und kam in eine Stadt. In einem Hause aber lagen drei Mädchen im Fenster, die sahen den Schlitten mit dem Vöglein, und die älteste rief „das Vög-

lein muß ich haben!" aber die jüngste die es auch wollte, konnte schneller laufen, kam eher auf die Straße und griff darnach. Das Vöglein rief „Kifi!" und der Dummling antwortete „Keifes!" da saß das Mädchen fest an dem Schlitten und konnte sich nicht wieder losmachen und mußte immer nach dem Vöglein greifen. Nun kamen auch die zwei andern Schwestern und blieben fest. Der Dummling fuhr weiter, und sie gelangten an ein Wasser, wo viele Waschweiber standen und wuschen, und als [115] sie die Mädchen sahen, ärgerten sie sich über das Nachlaufen, kamen herbei und wollten sie mit ihren Waschklöppeln schlagen: aber sie bleiben auch hängen und schlagen immer nach den Mädchen. Dann kommt der Pfarrer und Küster mit dem Weihkessel, die werden auch fest gemacht, und so wächst der Troß immer mehr, bis der Dummling damit vor der ernsthaften Königstochter anlangt, die bei dem Anblick lacht, und die er nun zur Gemahlin erhält; die weiteren Aufgaben kommen nicht vor. Bei Meier die goldene Ente Nr. 17. Bei Pröhle, Märchen für die Jugend Nr. 27. Vergl. das Märchen von dem Müller mit dem Kätzchen Nr. 106.

Wie in diesem Märchen jeder an der Gans, oder dem, der damit in Verbindung ist, hängen bleibt, gerade so bleibt Loke an der Stange hängen, mit der er nach dem Adler (dem Thiasse) schlägt, die Stange aber haftet an diesem, und ebenso wird er auch fortgezogen (jüngere Edda, Dämes. 51). Wie die Söhne damit erprobt werden, ob sie ein Stück Kuchen mit zu teilen geneigt sind, so erhält Engelhart (im Gedicht Conrads von Würzburg) von seinem Vater auf die Reise drei Äpfel, wer ihm begegne, dem solle er einen reichen: verzehre ihn der Fremde ganz, ohne ihm einen Teil davon zu geben, solle er ihn meiden, gäbe er aber etwas, solle er seine Freundschaft annehmen. Auch der dritte zeigt sich erst gut. Vergl. Wyß, Volkssagen S. 321 und S. 22. Die Anmerkung zur Apfelprobe. Einer der einen Teich austrinken, oder der viel tausend Brote essen kann, kommt in dem Volksbuch der pommerschen Kunigunde vor; s. das Märchen von den sieben Gesellen, die durch die Welt kommen (Nr. 71) und den sechs Dienern (Nr. 134).

65. Allerleirauh.

Nach einer hessischen und paderbörnischen Erzählung; die letztere weicht in einigen Stücken ab. Das Mädchen thut den Mantel von allerlei Rauhwerk, in das auch Moos und was man noch sonst im Walde findet, eingenäht worden, über die drei glänzenden Kleider und entflieht in den Wald. Dort steigt es aus Furcht vor den wilden Tieren auf einen hohen Baum und schläft, auf den Ästen ruhend, ein. Morgens kommen Holzhacker, Holz für des Königs [116] Hof zu holen, die hacken den Baum um, auf welchem Allerleirauh noch immer fort schläft, doch fällt er langsam, so daß es keinen Schaden nimmt. Es erwacht ganz erschrocken, als es aber sieht, daß es bei guten Leuten ist, bittet es, sie möchten es mitnehmen. „Ja," sagen sie, „setz dich da auf den Holzwagen, du Rauhtierchen." Sie fahren an des Königs Hof, und es dient in der Küche. Als es die Suppe so gut gekocht hat, läßt es der König rufen und spricht „du bist ja ein schönes Kind, komm setz dich auf meinen Sessel." Da legt er ihm seinen Kopf in den Schoß und spricht „laus mich ein wenig." Das thut es und muß es von nun an jeden Mittag thun. Einmal sieht er dabei durch den Ärmel das glänzende Sternenkleid durchblinken und reißt ihm den Mantel ab, sie steht nun da als die schönste Königstochter von der Welt. Nach einer dritten Erzählung aus dem Paderbörnischen stellt sich Allerleirauh stumm. Der König schlägt sie einmal mit der Peitsche, da bekommt der Rauhmantel einen Ritz, durch den das Goldkleid schimmert. Der König reißt ihn größer, und so wird sie entdeckt. Auch folgt in beiden Erzählungen die Strafe des Vaters. Er muß sich selbst das Urteil sprechen, daß er nicht länger verdiene König zu sein. Eine vierte Erzählung leitet anders ein. Allerleirauh wird von einer Stiefmutter vertrieben, weil ein fremder Königssohn nicht ihrer rechten Tochter, sondern jener einen Treuring geschenkt hat. Allerleirauh kommt hernach an ihres Geliebten Hof, thut gemeine Arbeit und putzt ihm die Schuhe, wird aber entdeckt, indem sie den Treuring unter das Weißbrot legt, wie in einer andern Sage der Ring in die

Kraftbrühe gelegt wird (Musäus 2, 188). Wenn der König nun diejenige heiraten will, die solche Haare hat wie die verstorbene Königin, so erinnert dies an einen Zug aus der färöischen Sage, wo der verwitwete König nur die zur Ehe nehmen will, welcher die Kleider der verstorbenen Königin passen (Sagabibliothek 2, 481). Verflacht ist die Überlieferung in einem Märchen aus dem Zillerthal bei Zingerle S. 231. Man vergleiche bei Meier Nr. 48 und bei Pröhle Märchen für die Jugend Nr. 10. Einige Verwandtschaft hat das Märchen mit dem vom Aschenputtel. Perraults Peau de'ane gehört hierher, auch das Märchen von Doralice bei Straparola (1, 4), besonders die Einleitung desselben. Im Pentamerone die Bärin (2, 6). Walachisch die Kaisertochter im Schweinestall bei Schott Nr. 3.

[117] 66. Häsichenbraut.

Aus Buckow im Meklenburgischen. Es hat Verwandtschaft mit dem Fitchers Vogel (Nr. 46). Die Aufzählung der Hochzeitsleute ist aus einer anderen Erzählung des Märchens aufgenommen und erinnert an das wendische Spottlied von der lustigen Hochzeit (Herders Stimmen der Völker S. 139).

67. Die zwölf Jäger.

Aus Hessen. Er kehrt in vielen Sagen wieder, daß die erste Verlobte vergessen wird (in dem Liebsten Roland, dem Löweneckerchen u. a.), wovon der Grund tief liegt. Wir wollen nur zwei denkwürdige Beispiele anführen, Duschmanta vergißt die Sacontala und Sigurd die Brynhild. Im Pentamerone die Dienstmagd (3, 6).

68. Der Gaudief un sin Mester.

Aus dem Münsterischen. Aus Wien eine abweichende Erzählung. Ein Zaubermeister suchte sich einen Jungen, der nicht schreiben und lesen kann, um ihm zur Hand zu gehen. Er fragt einen, den er begegnet, „kannst du schreiben und lesen?“ „Ja,“ antwortet der Junge. Sagt der Zaubermeister „kannst du schrei-

ben und lesen, so taugst du mir eben nichts." „Von schreiben und lesen sprecht ihr? da hab ich euch unrecht verstanden; ich glaubte, ihr fragtet ‚ob ich schreien und essen könnte', und das versteh ich auch aus dem Grund, aber schreiben und lesen, davon versteh ich nichts." Denkt der Zauberer „der ist gut für mich", und weil er ihm sonst gefällt, nimmt er ihn zu sich. Der Junge aber war witzig, verstand beides, lesen und schreiben sehr wohl und stellte sich nur dumm an. Mithin bleibt er einige Zeit im Dienst und thut ihm Handlangers Arbeit, [118] insgeheim aber, wenn der Zauberer beiseit oder ausgegangen ist, liest er in den Zauberbüchern und lernt die Sprüche und Vorschriften auswendig. Das geht so lange hin, bis ihn eines Tags der Meister über einem Buch findet und merkt was geschehen ist. „Wart," ruft er, „du sollst mir nicht entrinnen!" Der Knabe thut schnell einen kräftigen Spruch, wird zum Vogel und entfliegt; der Meister verwandelt sich eben so schnell in einen Raubvogel und setzt ihm nach. Die Reihe von Verwandelungen, welche nun folgte, wußte die Erzählerin nicht mehr, aber das Ende davon war, daß der Junge klüger sich zeigte als der Meister, und während dieser in Gestalt eines Haberkorns da liegt, der Junge die eines Hahns annimmt und es verschluckt; womit der Zauberer verloren und vernichtet war. Eine andere Überlieferung bei Müllenhoff Nr. 27 und bei Pröhle, Märchen für die Jugend Nr. 26. Am schönsten ist unstreitig das Märchen bei Straparola 8, 5 in der vollständigen Ausgabe (s. unten), doch auch das dänische bei Etlar (S. 36) sehr gut. Polnisch in der dänischen Sammlung bei Molbech Nr. 66 S. 66 und bei Lewestam S. 110. Walachisch, der Teufel und sein Schüler, bei Schott Nr. 18. Serbisch bei Wuck Nr. 6.

Merkwürdig sind die nicht gleichen aber ähnlichen Verwandlungen zwischen zwei des Zaubers kundigen in einer Erzählung der 1001 Nacht (1, 385. 386). Es kommt gleichfalls darin vor, daß der eine Teil sich in einen Granatapfel verwandelt, dessen Körner der andere als Hahn auffrißt, weil er aber ein Korn übersieht, gehen die Verwandelungen noch weiter. Andere findet man

in den Märchen Nr. 56. 76. 79; auch in einer wallisischen Sage von Ceridiven (Mone 2, 521), wo zuletzt eine Henne das Korn frißt. Endlich werden im Simplicissimus (S. 212. 235 Mömpelg. Ausg.) solche, aber ernsthaft gemeinte Zauberstücke erzählt. Auch Malagis gerät über die Zauberbücher des Baldaris, den er für seinen Vater gehalten hat, und lernt heimlich die Kunst daraus. Einmal, als sie am Tisch sitzen, zaubert Baldaris Hasen und Kaninchen, die nacheinander daher laufen, da läßt Malagis zwei schöne Windhunde auf die Tafel springen, welche die Tierchen erjagen und zerreißen. Baldaris zaubert ein Wasser, darin sich alle sollen die Hände waschen, aber Malagis macht, daß das Wasser schwarz wird und es klebt wie Pech (Heidelberg. Handschr. Bl. 19b. 20a). Vergl. dabei das ungarische Märchen von der gläsernen Hacke (bei Gaal Nr. 3), wo [119] auch aus dem einen Tier immer ein anderes, doch schwächeres entsteht und das letzte ein Ei ist. In den böhmischen Märchen bei Gerle kommt es vor (S. 241), daß der böse Geist sich aus einem Lindwurm in einen Adler, dann in eine Fliege verwandelt, aber die Fliege fängt sich in dem Geweb einer Spinne und wird von dieser, die ein guter Geist ist, erwürgt.

69. Jorinde und Joringel.

Aus Heinrich Stillings Leben 1, 104—108. Eine mündliche Erzählung aus den Schwalmgegenden weicht nur in wenigem ab. Es sind zwei Kinder, die in einen großen Wald gehen, der Junge gerät in das Schloß einer Zauberin, sie rührt ihn mit einer Gerte an, worauf er sich in einen Vogel verwandelt. Das Mädchen träumt von der Blume und giebt ihm damit seine menschliche Gestalt wieder. Es hält die Blume auch an die Hexe, die wird dadurch in eine Rabe verwandelt. Die Kinder gehen heim, einmal spielen sie im Garten, da kommt die Rabe geflogen, setzt sich auf einen Baum und das Mädchen holt die Blume, berührt sie damit und giebt ihr dadurch die rechte Gestalt wieder.

70. Die drei Glückskinder.

Aus dem Paderbörnischen. Offenbar mit den Lalenbürgern verwandt, die letzte Geschichte von der Katze kommt sogar dort sehr ähnlich vor (Kap. 44). Sie haben eine Katze noch nie gesehen, kaufen sie als einen Mäusehund für viel Geld und zünden, weil sie glauben, sie fresse Vieh und Leut (der Verkäufer hatte gesagt „was man ihr beut,“ das hatten sie also mißverstanden), das Haus an, worin sie sitzt. In der Chronik des Albertus von Stade findet sich (S. 1946) folgende, wahrscheinlich eingeschobene Stelle, habitaverunt ibi (zu Venedig) a principio duo concives, unus dives, alter pauper. dives ivit mercatum et requisivit a socio mercimonium. „non habeo“, pauper ait, „praeter duos catos“. hos dives secum assumpsit et casu [120] in terram venit, ubi locum fere totum mures vastaverant. vendidit catos pro magna pecunia et suo socio per mercatum plurima comparans reportavit. Serbisch bei Wuk Nr. 7. Es giebt eine ähnliche englische Erzählung von Wittington und seiner Katze.

71. Sechse kommen durch die ganze Welt.

Aus Zwehrn. Eine paderbörnische Erzählung, stimmt fast ganz damit: aus ihr ist die Beschreibung des Laufers, in der hessischen hat er eine Kanone ans Bein gebunden, um nicht so schnell zu sein. In der Paderbörnischen ist noch ein Horcher, der, wenn er das zugestopfte Ohr öffnet, hören kann wie die Toten unter der Erde singen. Eine dritte Erzählung aus den Schwalmgegenden ist unvollkommener, hat aber eigene Züge. Es sind nur vier Gesellen, die da zusammenkommen, der Horcher, der Laufer, der Bläser und der Starke. Der Laufer holt das Wildbret, der Bläser jagt mit seinem Winde die Leute aus den Dörfern oder bläst sie durch die Schornsteine hinaus und nimmt dann, was sich im Haus vorfindet, Brot, Fleisch, Eier. Der Starke trägt's fort, und der Horcher muß acht geben ob Husaren hinter drein kommen. Sie gehen auf eine Zeit an des Königs Hof, die Königs-

tochter ist krank und kann nur durch ein Kraut geheilt werden, das hundert Meilen weit wächst und in vierundzwanzig Stunden muß herbeigeschafft sein. Es wird bekannt gemacht, daß derjenige, der es herbei holt, so viel Schätze haben soll, als er verlangt. Die vier Gesellen geben sich an. Die Ärzte beschreiben das Kraut genau und der Laufer macht sich auf den Weg. Er bringt's auch vor der bestimmten Zeit und die Königstochter wird gesund. Darauf fragt der König, wie viel Gold er verlange? „So viel, als mein Bruder (der Starke) tragen kann." Der König denkt, „der ist noch bescheiden" und sagt gerne ja. Der Starke macht sich aber einen ungeheuern Sack, rafft alles Gold in der Schatzkammer; doch das ist zu wenig, der König muß geben, was im ganzen Reich ist. Als der Starke mit den Schätzen fortgegangen ist, schickt der König Husaren nach. Der Horcher hört sie kommen, der Laufer sieht ob's wahr ist, der Bläser, wie sie herangerückt sind, bläst sie in die Luft, so daß keiner mehr zu hören noch zu sehen ist. [121] Aus ähnlichen und zum Teil denselben Sagen besteht ein Volksbuch „Historie des pommerschen Fräuleins Kunigunde", welche nach vielen wunderlichen Begebenheiten eine Königin geworden (neue verbess. Aufl. Elbing. 1804). Kunigunde hat auch sieben Diener, Marksbein, so stark, daß er in einer Stunde eine Menge Bäume im Wald fällt und sie auch noch wegtragen will: Vogelschnell, der sich die Beine mit Bändern so eng spannt, daß er nur kleine Schritte machen kann, sonst würde er Hirsche und Hasen überspringen und nichts erlangen: Scharfschütz, der sich die Augen verbunden hat, weil er zu hell und das Wildbret vier Meilen weit sieht, so daß er auf einen Schuß mehr trifft, als er will, und das ganze Land leicht von Wild entblößen könnte: Feinohr, der Gras und Kraut wachsen hört (Heimdallr hört das Gras auf der Erde und die Wolle auf den Schafen wachsen, Snorra Edda S. 30): Blasius, der, wenn er nur ein wenig bläst, fünfzig Windmühlen treiben kann: Saufaus, der einen Teich austrinkt: endlich Vielfraß, der viel tausend Brote wegessen kann. Mit diesen sieben Dienern besteht Kunigunde, als Mann verkleidet, mancherlei Abenteuer. Sie bindet einen Drachen, indem Saufaus den Teich,

woraus jener seinen Durst löscht, austrinkt und Wein hineingießt, wovon das Untier trunken wird. Darnach gewinnt sie einem reichen Kaiser seine Schätze ab, indem einer von den siebenen, die jedesmal gemachte Bedingung erfüllt. Vielfraß ißt sechs Haufen Brots, Saufaus trinkt alles Brunnen- und Röhrwasser der Stadt. Auch ein Wettlauf, wie hier, kommt vor. Vogelschnell wird von einem starken Trank betäubt und schläft ein, als er laufen soll. Der Gegenteil hat sich schon dem Ziel genähert, da horcht Feinohr und hört den Schlafenden zwei Meilen davon schnarchen: nun schießt Scharfschütz ihm einen Pfeil ins Ohrläppchen, davon erwacht er, besinnt sich, rafft sich schnell auf und springt so, daß er, den Pfeil noch im Ohr, zuerst am Ziel anlangt. Marksbein trägt die gewonnenen Schätze fort: sie kommen zu einem Fluß, über den sie nicht setzen können, weil es an Fahrzeugen fehlt, doch Saufaus trinkt ihn weg. Die feindliche Reiterei verfolgt sie, aber Blasius erregt einen Sturm, so daß alle Kähne versinken und kein Mann übrig bleibt. Die Diener streiten sich hernach, jeder will das Beste gethan haben. Kunigunde beruhigt sie. Verflochten ist das Ganze in eine Liebesgeschichte. Kunigunde dient, als Mann verkleidet und Felix geheißen, dem König von Polen. Ein Zauberer [122] ist ihr geneigt, hat ihr die sieben Diener zugewiesen, auch ein treffliches redendes Pferd gegeben. Sie verliebt sich heimlich in den König, die Königin dagegen in sie, und von ihr wird sie wegen verschmähter Liebe zu den gefährlichen Abenteuern gezwungen. Die Königin klagt sie endlich an, als habe sie Gewalt an ihr ausüben wollen. Sie wird zum Tod verurteilt, aber dabei kommt ihr Geschlecht an den Tag. Die Königin stirbt an Gift und Kunigunde wird des Königs Gemahlin. Ganz in der Art unsers Märchens und damit, wenn auch nicht in der Fabel selbst übereinstimmend, ist eine arabische Erzählung in der Fortsetzung der 1001 Nacht von Chavis und Cazotte*) im Cabinet

*) Man hat sie für unecht gehalten, indessen späterhin Caussin de Perceval die arab. Handschrift gefunden, woraus Chavis die Grundlage genommen, die Cazotte überarbeitet hatte. Nach dieser Quelle hat Perceval die Erzählungen in seiner Fortsetzung der 1001 Nacht (gewöhnlich

des fées 39, 421—478. Der Anführer ist Felsenspalter (Tranchemont), unter welchem Saufaus (Pretaboire), Scharfaug (Percevue), Gradaus (Droitaubut), Vogelschnell (Fendl'air), Starkrücken (Bondos), Wolkenhascher (Grippenuage) und Aufbläser (Grossitout), also gerade siebene, die Künste zeigen, die ihr Name andeutet. Daß sie demohngeachtet besiegt werden und der Zauber, durch welchen sie so übernatürliche Kräfte erlangen, vernichtet wird, scheint schon eine spätere, der moralischen Nutzanwendung zu Gefallen vorgenommene Abänderung.

Hierher gehört auch das Märchen von den sechs Dienern (Nr. 134). Bei Colshorn Peter Bär (Nr. 105), und bei Meier Nr. 8 und 31. Bei Müllenhoff Rinroth S. 453. In Wolfs deutschen Märchen Nr. 25. Münchhausen hat in seinen lügenhaften Reisen diese scherzhaften Sagen benutzt (London, d. i. Göttingen 1788, S. 84 ff.), doch im Grunde schlecht erzählt. Thor mit seinem Diener Thialfi muß auch hier angeführt werden, so wie die große Mahlzeit der Riesen in den altdänischen Liedern, wo die Braut ganze Ochsen verzehrt und aus Tonnen dazu trinkt. Norwegisch bei Asbjörnsen Nr. 24. Im Pentamerone stimmt der Dummling (5, 8) überein, und das Märchen vom Floh (1, 5) ist zu vergleichen. Bei [123] der Aulnoy heißt es Belle-Belle ou le chevalier fortuné (Nr. 20) und ist, darnach ins Englische übersetzt, in die Tabartsche Sammlung gekommen.

72. Der Wolf und der Mensch.

Aus dem Paderbörnischen, eine andere Erzählung aus Bayern. Der Wolf prahlt da dem Fuchs vor, er fürchte sich vor nichts in der Welt und wolle einen Reiter mit samt dem Pferd auffressen. Der Fuchs, um den Wolf, den er doch heimlich fürchtet, zu demütigen, will es nicht glauben, bis er es mit Augen gesehen. Sie verstecken sich im Wald am Weg, zwei kleine und schmächtige

---

der 8. u. 9. Band) mitgeteilt (s. die Vorrede zu Bd. 8), allein gerade diese findet sich nicht darunter. Demnach muß sie Chavis aus einer andern, noch nicht wieder entdeckten arabischen Handschrift entlehnt haben, denn daß sie echt ist, leidet keinen Zweifel.

Menschen scheinen dem Fuchs zur Probe zu gering, endlich kommt ein Husar daher mit einem mächtigen Säbel an der Seite. „Das ist der rechte,“ spricht der Fuchs, „an den mußt du dich machen.“ Der Wolf, um Wort zu halten, springt hervor und greift den Reiter an, aber dieser zieht von Leder, haut scharf und zerfetzt den Wolf erbärmlich, so daß dieser mit Mühe zum Fuchs zurückkommt. „Nun,“ spricht der Fuchs, „wie hat der Reiter geschmeckt?“ „Ach,“ antwortet der Wolf mit schwacher Stimme, „ich hätte ihn wohl aufgefressen, aber er hatte hinten eine blanke Zunge, die zog er hervor und hat mich so fürchterlich geleckt, daß ich nicht zum Fressen kommen konnte.“ In einem altdeutschen Gedicht aus dem 13. Jahrh. (Kellers Erzählungen Nr. 528) tritt ein junger Löwe auf. Er fragt seinen Vater „ob er ein Tier gesehen habe, das stärker sei als sie“. „Ja,“ antwortet der Alte, „das Tier ist der Mann.“ Es kommt ein Knabe daher, da spricht jener „der wird ein Mann.“ Dann einer mit einem grauen Kopf, da spricht der Alte „der war sonst einem Mann gleich.“ Jetzt kommt ein Mann der einen Spieß in der Hand hat und mit einem Schwert umgürtet ist. Der Alte spricht „Sohn, da kommt der von dem ich dir gesagt habe.“ Er warnt ihn nicht zu nahe heran zu gehen. Der junge Löwe springt aber auf ihn zu, der Mann geht mit dem Spieß auf ihn los, zieht sein Schwert und haut ihn durch den Rücken, daß er zur Erde fällt. Der Alte kommt herbei, und der Junge sagt zu ihm „der lange Zahn, womit der Mann sich wehrte war von hartem Stahl, dann zog er eine Rippe aus der Seite und schlug mir damit [124] diese Wunde.“ „Solcher Kinder findet man viel,“ erwidert der Vater, „die ihrem Vater nicht folgen und Schaden leiden.“ Auch bei den siebenbürg. Sachsen ist das Märchen bekannt; s. Haltrich Nr. 30. Franz von Kobel hat es in den Gedichten in oberbayerischer Mundart (München 1846 S. 81) behandelt. Aber auch die Neger erzählen es; von dem Löwen und Jäger; s. bei Kölle Nr. 9. Vergleiche die Anmerkung zu Nr. 48.

73. Der Wolf und der Fuchs.

Aus Hessen. Eine andere Erzählung aus Schweig im Trierischen enthält bloß den Schluß wie der Fuchs den Wolf beredet durch ein enges Loch zu schlüpfen, um an Milch sich satt zu fressen, so daß nach der Mahlzeit er allein zurückkommt, der Wolf aber, der Dicksack, bleiben muß und totgeschlagen wird. Eine dritte aus Bayern hat auch nur dieses Abenteuer, doch entkommt der Wolf noch mit dem Leben, ist aber gewaltig zerschlagen und wird vom Fuchse ausgelacht. Eine vierte aus dem Paderbörnischen hat noch ein paar besondere Züge, der Fuchs lädt den Wolf unter einen Birnbaum, er will hinaufsteigen und ihm das Obst herabschütteln. Als die Leute die Birnen herabfallen hören, kommen sie gelaufen und schlagen den Wolf, während sich der Fuchs fortmacht. Der Fuchs lädt auch den Wolf zum Fischfang ein, indem er seinen Schwanz in den Teich hängen muß, wo er dann festfriert. Zuletzt, als der Wolf ihn durchaus zur Rache auffressen will, schwätzt ihm der Fuchs von köstlichen Pfannkuchen vor, wenn man von dem Berg sich herunterrolle, komme man gerade darauf. Er rollt sich auch selbst hinunter, kennt unten die Gelegenheit und bringt ein paar Pfannkuchen mit. Wie sie diese verzehrt haben, führt er den lüsternen Wolf an eine besondere Stelle des Bergs und sagt, da müsse er sich herunterrollen. Der Wolf folgt ihm, rollt aber gerade in den Teich hinein und ersäuft. Gut ist die Erzählung der siebenbürgischen Sachsen bei Haltrich Nr. 3. Schon Horaz (ep. 1) spielt auf die Fabel an.

[125] 74. Der Fuchs und die Frau Gevatterin.

Aus Deutschböhmen. Wendisch bei Haupt und Schmaler Nr. 6. In lebendiger Ausführlichkeit wird es von den siebenbürgischen Sachsen erzählt, bei Haltrich Nr. 10, der es den Mittelpunkt aller Sagen vom Fuchs und Wolf nennt.

75. Der Fuchs und die Katze.

Aus Schweig im Trierischen. Dieselbe Sage in einem altdeutschen Gedicht (Reinhart Fuchs 363), bei Nicolaus von Straß=

burg (deutsche Mystiker von Franz Pfeiffer S. 293), auch bei Hans Sachs (2. 4, 177 Kempten). Eine latein. Erzählung aus einer Papierhandschrift des 15. Jahrh. teilt W. Wackernagel mit in Hoffmanns Monatsschrift von und für Schlesien 1829 S. 471. 472. Von einem mit Weisheit angefüllten Sack ist unten (Nr. 175) die Rede, auch in einem Negermärchen bei Kölle (Nr. 9) von einem Sack, in welchem Vernunft steckt.

76. Die Nelke.

Aus Zwehrn. Eine andere Erzählung, ebenfalls aus Hessen, leitet auf eine verschiedene Weise das Märchen ein. Der König will den zu Gevatter bitten, der ihm zuerst begegnet. Es ist ein armer Mann, der sich anfangs weigert mitzugehen, doch folgt er endlich und verleiht dem Kind, daß, so wie es achtzehn Jahr alt werde, alle seine Wünsche eintreffen sollen; worauf er verschwindet. Ein Zwerg hat sich während der Taufe unter den Tisch versteckt und alles mit angehört. Er raubt nun das Kind, klagt die Königin an, welche der König einmauern läßt, und geht mit ihm fort zu einem reichen Kaufmann, dessen Tochter er heiratet. Als der Königssohn achtzehn Jahr alt ist und der Zwerg sich fürchtet, will er seine Frau bewegen ihn umzubringen. Das übrige stimmt nun mit unserm [126] Märchen, nur kommt die Frau des Zwergs nicht weiter vor, und es fehlt natürlich auch die Verwandelung in eine Nelke. In einer dritten hessischen Erzählung ist folgendes abweichend, die Taufe geschieht in der Kirche, der Gevatter hat sich ausgehalten, daß niemand zugegen sein dürfe, aber der böse Gärtner, der sich eingeschlichen, hat gehört, welche Gabe dem Kind verliehen ist und raubt es. Er schickt das Kind zu einem Förster, wo es heranwächst. Die Tochter des Försters wird die Liebste des Jünglings, die er, als Nelke, samt dem verwandelten Pudelhund mit an des Königs Hof nimmt, wo er als Jäger dient. Die Nelke stellt er in ein Glas voll Wasser vor sein Fenster; wenn er allein ist, giebt er ihr die menschliche Gestalt zurück. Seine Gesellen merken etwas davon und bringen den König dahin, daß er die Nelke verlangt, worauf der Jäger sich als sein Sohn entdeckt

und alles an den Tag kommt. Hierher gehörig scheint die Redensart unter dem Volk

> „wenn mein Schatz ein Nelkenstock wär,
> setzt ich ihn vors Fenster, daß ihn jedermann säh.“

Zu vergleichen ist auch das Lied im Wunderhorn (2, 11. 12), wo ein Röslein, in die Kammer eingeschlossen, sich in eine schöne Jungfrau verwandelt. Im Pentamerone ist der Heidelbeerstrauch (1, 2) verwandt.

77. Das kluge Gretel.

Aus einem im nördlichen Deutschland gewiß seltenen Buche, Ovum paschale oder neugefärbte Oster=Ayr (Salzburg 1700 in 4. S. 23—26) und nach einem Meistergesang in einer Handschrift der Berliner Bibliothek mss. germ. Fol. 23 Nr. 51, die sonst Arnim besessen hat, mit der Überschrift „Inn des Marners Hoff=thon die vernascht maid“ und hebt an „vor kurzen Jarenn sase ein perckrichter im Johanisthal“. Bei Hans Sachs (2, 4, 217 b Kempt. Ausg.) die vernascht Köchin. Vergl. Hagens Gesamtabenteuer Nr. XXXVII und Anmerkung Bd. 2. In Paulis Schimpf und Ernst Bl. 65. Wir meinen das Märchen auch schon mündlich gehört zu haben.

[127] 78. Der Großvater und der Enkel.

So erzählt Stilling das Märchen in seinem Leben (2, 8. 9) wie wir es gleichfalls oft gehört haben und wie es in dem Volkslied aus dem Kuhländchen (Meinert I. 106) vorkommt. Sonst wird auch gesagt, das Kind habe die Scherben von der irdenen Schüssel aufgelesen und sie für seinen Vater aufheben wollen. Ein alter Meistergesang (Nr. 83 in der Handschrift von Arnim) enthält die Fabel ganz abweichend, und giebt eine Chronik als seine Quelle an. Ein alter König hat seinem Sohn das Reich abgetreten, der ihn aber lebenslang erhalten soll. Der Sohn verheiratet sich, und die junge Königin klagt über den Husten des Alten. Der Sohn läßt den Vater unter die Stiege auf Stroh legen, wo er viele Jahre nicht besser als die Hunde leben muß.

Der Enkel wird groß, bringt seinem Großvater alle Tage Essen und Trinken, einmal friert dieser und bittet um eine Roßdecke. Der Enkel geht in den Stall, nimmt eine gute Decke, und schneidet sie in Unmut entzwei. Der Vater fragt, warum er das thue? „Die eine Hälfte bring ich dem Großvater, die andere heb ich auf, dich einmal damit zu bedecken.“ Eine davon verschiedene Bearbeitung enthalten „Zwey schöne Neue Lieder“ (Nürnberg Val. Neuber) in der Meusebach. Bibliothek. Sie beginnt

> „Zu Rom ein reicher König saß,
> als ich etwan gelesen das.

und schließt

> „das niemandts sein Elten verschmeht,
> warnt treulich Jörg Brentel von Elbogen.“

Bei Hans Sachs die halbe Roßdeck 2. 2, 107. 108 Nürnb. Ausg. Wunderhorn 2, 269. Auch eine altdeutsche Erzählung, der Ritter mit dem Kotzen gehört hierher, in Laßbergs Liedersaal 1, 585. Eine andere Darstellung in der Koloẞ. Handschr. S. 145 und in Hagens Gesamtabenteuer 2, 391; eine dritte von dem Hufferer daselbst 3, 729. Ein altfranzös. Fabliau (Meon 4, 479. 485) weicht nur wenig ab. Der Sohn verstößt auf Antrieb seiner Frau den alten Vater, der bittet um ein Kleid, das schlägt er ihm ab, dann um eine Pferdedecke, weil das Herz ihm vor Frost zittere. Der Sohn heißt [128] sein Kind mit dem Alten in den Stall gehen und ihm eine geben. Der Enkel schneidet sie mitten entzwei, weshalb der Großvater ihn verklagt, der Enkel verteidigt sich aber bei seinem Vater, er müsse die Hälfte für ihn aufheben, wenn er ihn erst aus dem Haus treibe. Da geht der Sohn in sich und nimmt den Großvater in allen Ehren wieder ins Haus. Einige darnach gebildete Novellen von Niccolo Granucci, Sercambi und dem Abbé Le Monnier weist Hagen nach Gesamtabent. 2, LVII. In Paulis Scherz und Ernst (1535. Kap. 412 Bl. 77, dänisch „Lystig Skiemt og Alvor“ S. 73), bittet der Großvater um ein neues Kleid, der Sohn giebt ihm zwei Ehlen Zeug, das alte damit zu flicken. Darauf kommt der Enkel weinend und

will auch so zwei Ehlen Zeug haben, der Vater giebt sie ihm, und das Kind versteckt sie unter eine Latte am Dach und sagt dann es hebe sie da für seinen Vater auf, wenn der alt werde. Da bedenkt sich dieser eines bessern. Aus einem Gedicht des Walthers ist folgendes anzuführen,

> die jungen habent die alten sô verdrungen.
> nîe spottent alsô dar der alten!
> ez wirt iu selben noch behalten:
> beit unz iuwer jugent zergê:
> zwaz ir in tuot, daz rechent iuwer jungen 23, 36.

79. Die Wassernix.

Aus dem Hanauischen. Es ist eine Verfolgung der Kinder von der Hexe, wie im Märchen vom Liebsten Roland (Nr. 56): zugleich ist sie die Frau Holle, aber die Böse, die den verwirrten Flachs spinnen läßt und statt der Speise Steine zu essen giebt. Über das Ganze vergl. J. Grimm, Irmenstraße.

80. Der Tod des Hühnchens.

Aus Hessen. Etwas abweichend in den Kinderliedern (im dritten Bande des Wunderhorns) S. 232—236. Nach einer bayrischen [129] Erzählung, das Hähnl lauft zum Brunnl, sagt „ach Brunnl, gieb mir ein Wässerl, daß mein Hähnl nicht erstickt." Wässerl sagt „geb dir kein Brunnel, bis du zum Lindl gehst und bringst mir ein Blättl." Das Lindl sagt „geb dir kein Blättl, bis du zum Bräutl gehst und bringst mir ein Bändl." Bräutl sagt „geb der kein Bändel, bis du zum Säul gehst und bringst mir ein Bürstel." Säul sagt „geb dir kein Bürstl, bis du zum Müller gehst und bringst mir ein Kleil." Müller sagt „geb dir kein Kleil, bis du zum Bäurl gehst und bringst mir ein Knödel (Klos)." Da giebt der Bauer ein Knödel, nun befriedigt es alle, kommt aber mit dem Wasser zu spät und weint sich tot auf dem Grab. Noch eine andere Erzählung, als Hühnchen soll begraben werden, steigen alle befreundeten Tiere, Löwe, Wolf, Fuchs u. s. w. auf den Wagen. Als er abfahren soll, kommt noch der Floh und bittet um Aufnahme, er sei klein und leicht und werde den Wagen

nicht beschweren. Aber das Gewicht war erschöpft und der Wagen versinkt in den Sumpf. Erzählungen aus Schwaben bei Meier Nr. 71 und 80, aus Holstein bei Müllenhoff Nr. 30, aus Siebenbürgen bei Haltrich Nr. 44, aus Norwegen bei Asbjörnsen S. 98. Über Hahnenberg und Hahnensumpf hat man eine dänische Volkssage (Antiquariske Annaler 1, 331).

81. Bruder Lustig.

Einzelne Teile dieser Sage werden auch wieder für sich als besondere Märchen erzählt, und die Zusammenreihung weicht fast immer mehr oder weniger ab. Wir sind hier einer Erzählung gefolgt, welche zu Wien von Georg Paßy aus dem Munde einer alten Frau aufgefaßt wurde und die vollständigste und lebendigste ist; bloß nach einer zwar übereinstimmenden, nur viel geringhaltigern aus Hessen ist der dort fehlende Zug aufgenommen, daß der Bruder Lustig, nachdem er das Herz gegessen, von dem Apostel Petrus durch das Wasser versucht wird, das jenem bis zu dem Mund geht und ihn doch nicht zum Geständnis bringt. Noch ist aus dieser anzumerken, daß der Soldat einen leeren Grund, warum das Lamm kein Herz habe, anführt, nämlich es sei ein schwarzes Lamm gewesen. Die Arnimische Handschr. von Meistergesängen enthält (Nr. 232) ein hierher gehöriges Gedicht [130] vom Jahr 1550. Zu dem hl. Petrus kommt ein Landsknecht, sie wollen miteinander teilen was sie erwerben, jener durch Predigen, dieser durch Betteln. Der Landsknecht eilt in ein Dorf wo Kirchweih ist, und erbettelt sich die beiden Ermel voll. Der hl. Petrus heilt den Schultheiß vom Fieber, der ihm dafür dreißig Gulden und einen Käs giebt. Beide kommen im Wirtshaus zusammen, der Landsknecht zeigt seine Eßwaren vor und fragt den hl. Petrus was er mit Predigen gewonnen? Dieser holt den Käs hervor. „Nur den Käs hast du gewonnen!" ruft der Landsknecht. Der hl. Petrus bestellt bei dem Wirt ein gebratenes Huhn. Der Landsknecht geht in die Küche und ißt die Leber davon. Wie es auf den Tisch kommt, spricht der hl. Petrus zum Landsknecht „ich glaube du hast die Leber gegessen?" Dieser

vermißt sich, daß er sie nicht gesehen habe. Nun zieht der hl. Petrus die dreißig Gulden heraus, teilt sie in drei Teile und spricht „den dritten Teil soll der haben, der die Leber gegessen!" worauf der Landsknecht alsbald das Geld einstreicht. Viel besser ist die Erzählung in dem Wegkürzer (durch Martinum Montanum. Straßb. o. J. wahrscheinlich von 1551). Der liebe Gott und ein guter Gesell aus Schwaben wandern zusammen. Sie kommen in ein Dorf, wo man zur Hochzeit und zugleich für einen Toten läutet. Der liebe Gott geht dahin, der Schwabe dorthin. Der liebe Gott erweckt den Toten, wofür ihm hundert Gulden gegeben werden, der Schwabe schenkt auf der Hochzeit ein, dafür erhält er am Ende einen Kreuzer. Zufrieden mit seinem Lohn geht er fort und wie er von weitem den lieben Gott sieht, hebt er sein Kreuzerlein in die Höhe und prangt damit. Der liebe Gott lacht darüber und zeigt ihm den Sack mit hundert Gulden, der Schwab, ganz behend, wirft sein Kreuzerlein darunter und spricht „gemein! gemein! wir wollen gemein miteinander haben!" Darauf wird das Lamm geschlachtet, der Schwabe ißt das Leberlein davon und sagt hernach „bei Gott es hat keins gehabt!" Sie kommen in ein anderes Dorf, wo wieder für eine Hochzeit und für einen Toten geläutet wird. Der Schwab will nun den Toten lebendig machen und die hundert Gulden verdienen, sagt wenn er es nicht vollbringe, sollten sie ihn aufhängen ohne Urteil und Recht; aber der Tote regt sich nicht. Nun soll er gehenkt werden, der liebe Gott kommt und sagt wenn er gestehe, daß er das Leberlein gegessen, so wolle er ihn erretten. Aber der Schwabe besteht darauf, das Lamm habe keins gehabt. Der liebe Gott sagt „ich will den Toten [131] lebendig machen und dich erledigen, wenn du die Wahrheit sprichst." Der Schwab aber ruft „henkt mich! henkt mich! es hat keins gehabt!" Wie der liebe Gott sieht, daß er nicht zu bewegen ist, so macht er den Toten lebendig und befreit den Schwaben. Darauf teilt er das Geld in drei Teile, alsbald ruft der Schwab „bei Gott und allen Heiligen, ich hab's gefressen!" Eine andere Erzählung im Büchlein für die Jugend Nr. 9. S. 180—186, bei Pröhle Kinderm. Nr. 16, bei Meier Nr. 10.

62 und 78. Kroatisch in Vogels Großmütterchen S. 27. Darauf bezieht sich das Sprichwort „der Schwabe muß allezeit das Leberle gefressen haben“, das im Zeitvertreiber (1668) S. 152 und in Berkenmeyers Antiquarius (Hamb. 1746) S. 549 angeführt wird. Auch eine Anspielung bei Keisersberg „das Leberlein aus dem Braten ziehen,“ und bei Fischart im Flohhatz 35b.

aber ich bin unschuldig dessen,
doch muß das Leberle ich han gessen,
und muß gethan han die großt Schmach.

82. De Spielhansel.

Aus Weitra in Deutschböhmen. Eine abweichende Erzählung aus dem Münsterischen teilen wir gleichfalls in der dortigen Mundart mit. Hans Lustig was en rieken Mann, he het all sien Vermögen in Karten verspielt, nu mot he erme Dage lieden. Et begann, dat use Herrgott un sünte Peter up Erden göngen, se keimen auk vör sine Döhr un klopten an un seden „guten Owend, Hans Lustig, könn wi wull bie di herbergen?“ „Worüm nig?“ seg Hans Lustig, „wenn ji mit dat Minige tofrerden sied: men ick un mine Frau hebbet nix anders asse enen Schauf Strauh, wenn ji darup liggen willt, den könn ji wull kriegen.“ „Worüm nig?“ sede usse Herrgott un Petrus. Se sedden sick hen un führden von ollen Tieden. Herr Petrus segd „wi hebbet Dorst, Hans Lustig, hahl us 'ne Kruke met Beer, hier hest du Geld.“ Dat was sien Lewen. Wu he an dat Wertshues kam, da hörde he dat Kartenspielen, do spielde he wier met; in en Augenblick was sien Geld wier verspielt. „Wu sall ick dat macken?“ dacht he, „wu krieg ich nu Beer för de Lüde, de sittet in Huse un sint so dörstig?“ [132] He geit no Hues un segd he wör dedahl (auf die Erde) fallen, un siene Krucke wör intwe gohn. Do seg Petrus „vör düt Moel, will ick ju no emol Geld giewen, nu müge ji seihn dat ji 'ne Krucke kriegt, wi sind erschrecklich dörstig.“ „Wu will ick dat macken,“ denkt he, „wenn se wier an't Kartenspielen sind?“ He geit met sine Krucke weg un stopt sick de Ohren to, dat he dat spielen nig hört, un kümmt glücklick met sien Beer to Huse. Asse

usse Herrgott un Petrus nu drunken hebt, do krieget he auk Hunger. „Wu sall ick dat anfangen?" seg die Frau, „ick hebbe kien Mehl, ick mot von Aske enen Pannkoken backen." Do settet se sick tosamen un eiten wat, Hans Lustig führt men ümmer von Kartenspielen, dat das so lustig genk; so führt he so lange bes öhr de Schlop kümmt. Usse Herrgott un Petrus goht up ene Schauf Strauh liggen, un Hans Lustig un sine Frau bie dat Füer. Det Morgens, wu se upstohet, dat usse Herrgott un Petrus weg willt, do giffet he Hans Lustig drei Dehle, een Spiel Karten, wenn he dermet spielt, dann gewinnt he alles: un en Wörpel, wenn he domet wörpelt, so gewinnt he auck alles: un ene Figgeline, wenn he an to spielen fänk, dann sitt alles faste. Hans Lustig spielet wier lustig derup los, he gewinnt alles; he köfft sick wir Hues un Hoff; sine Karten und sine Figgeline dregt he ümmer bie sick. Endliks werd he krank, do kümmt de Daut un seg „Hans Lustig, du most sterwen." „O," seg he, „du gude Daut, plück mi doch no ene Beere ut den Baum, de vör mine Döre steiht." Do de Daut in den Baum sitt, fänk Hans Lustig an sine Figgeline to spielen, do sitt de Daut in den Baum faste. He spielt wier lustig in Karten un Wörpels, do stervt ene von sine Verwandten, nu mot he nafolgen. Wi de erdet is, do beddet Hans Lustig een so'n andächtig Vaterunser. „So," seg de Daut, „do hebbe ick uplueret, dat du dat bedden söst, nu most du deran." Hans Lustig sterpt un klopt an en Himmel. „Well is der vör?" „Hans Lustig." „Du most no de Helle." Wi he vör de Helle kümmt, klopt he an. „Well is der vör?" „Hans Lustig." „Wat wust du hier macken?" „In Karten spielen." „Wor wust du denn üm spielen?" „Üm Seelen". Hans Lustig spielet un gewinnet hunnert Seelen. He nimmt se up'n Nacken un klopt an de Himmels Döhre. „Well is der vör?" „Hans Lustig met hunnert Seelen, nig ene weiniger." „No, goh men wier weg." Kümmt wier vor de Helle un klopt an. „Well is der vör?" „Hans Lustig, wi willt wier spielen um Seelen." He gewinnt wier hunnert Seelen, [133] geit der wier met no den Himmel und klopt an. „Well is der vör?" „Hans Lustig met twe hunnert Seelen, nig ene weiniger oder

mehr: o lotet mi doch emoel in en Himmel kieken." Do mackt Petrus den Himmel los un do schmit Hans Lustig sin Spiel Karten der in. „O lotet mi doch mien Spiel Karten wier kriegen," segt he; hennig settet he sick up sine Karten bes to düsse Tied. Daß diese böhmische und niederdeutsche Erzählung mit dem vorhergehenden Märchen vom Bruder Lustig zusammenhängen, die letztere selbst schon dem Namen nach, ist deutlich. Es gehört in diesen Kreis eigentlich auch jenes von dem Jungen, der ausgeht, das Fürchten zu lernen (Nr. 4). Eine hessische Erzählung aus den Schwalmgegenden verbindet alle drei. Ein armer Soldat, der die Wandernden aufnimmt und sein schwarzes Brot mit ihnen teilt, erhält dafür einen Geldbeutel der nicht leer wird, dann einen Ranzen in den alles hinein muß, was er hinein wünscht, und zum dritten die ewige Seligkeit. Der Soldat kommt in ein Dorf, wo getanzt wird, die schöne Wirtstochter schlägt ihm einen Tanz ab, er geht verdrießlich weg und begegnet dem Teufel. Der verspricht ihm des Mädchens Herz zu ändern, so daß es ihn heiraten werde, dafür solle er sich ihm verschreiben und nach zehn Jahren sein Eigentum sein. Der Soldat geht es ein, heiratet das Mädchen, lebt ein paar Jahre vergnügt und hat Geld so viel er wünscht. Da fällt es ihm ein, daß ihm der König keinen Gnadensold gegeben, den er doch verdient habe, und geht ihn darum Rede zu stellen. Die Wachen wollen ihn nicht einlassen, aber er wünscht sie jedesmal in seinen Ranzen und prügelt sie durch. Der König bewilligt ihm nun gern bei ihm in seinem Schloß zu leben, mit ihm zu essen und zu trinken, doch hofft er heimlich ihn los zu werden und überredet ihn, daß er eine Nacht in einem verwünschten Schloß, in dem noch jeder umgekommen ist, zuzubringen bereit ist. Nun geht das Märchen über in jenes, wo einer das Fürchten lernt (s. die dortige Anmerkung). Er bezwingt alle Gespenster, indem er sie in seinen Ranzen wünscht. Damit befreit er das Schloß und entdeckt einen großen Schatz, den er mit dem König teilt. Als die zehn Jahre herum sind, kommt der Teufel, der Soldat giebt ihm sein Kind und erhält noch zehn Jahre. Als diese herum sind, kommt der Teufel wieder,

aber der Soldat wünscht ihn in seinen Ranzen und hat ihn nun gefangen. Er läßt in einer Scheune von sechs Bauern auf ihn los dreschen und geht, damit noch nicht zufrieden, in eine Schmiede, [134] wo die Schmiedegesellen den Ranzen ausglühen und durchhämmern müssen. Der Teufel ist so zerschlagen, daß er gern verspricht nicht wieder zu kommen, um nur frei zu werden. Indes merkt der Soldat sein herannahendes Ende, er ordnet an, daß ihm der Geldbeutel und Ranzen mit in den Sarg gelegt werden. Als er nach seinem Tode vor den Himmel kommt, will ihn der hl. Petrus nicht einlassen, ihm sei zwar die Seligkeit versprochen, aber er habe sich mit dem Teufel verbunden. Der Soldat geht vor die Hölle, der Teufel erschrickt und will ihn auch nicht einlassen. Er geht wieder zum Himmel und bittet den hl. Petrus die Thüre zu klaffen, damit er nur einmal hineinschauen könne. Jetzt wirft er seinen Ranzen hindurch, wünscht sich hinein und ist nun im Himmel. Das Aushämmern des Teufels, dessen hier schon gedacht wird, führt zu einer andern Bildung der so weit verbreiteten Sage, wornach ein Schmied der Träger derselben ist. Zuerst eine Erzählung aus Tachau in Deutschböhmen nach der besonderen dortigen Mundart. Wöi (wie) der Hr. Jesus nuch mitn hl. Peita (Petrus) af der Welt imgonga is, sau's (sind sie) a (auch) in a Dorf kumma, wau's lata (lauter) reich Bauen gebn haut. Sie geihn von Huef zu Huef un begehrn a Herbirg, un überoll schlogens ihnen d' Thuer voa (vor) der Nasen zou. Endle kummens a zu'n Schmied, der wor a lustiga Vuegl un niet hart (sehr) frum; haut's oba (aber) denna (dennoch) einlaua. Sie hom gessen un trunken, un wöi's fröich san afgstonden, so sogt der Hr. Jesus dem Schmied. er soll sic drei Dinga asbetn, oba a sein arme Seel niet vergessen un eppa (etwa) lata zeitliche Sochen begehrn, daß'n niet e mol der Teufel mögt huln (holen). „Dafür loß der Herr no mi (nur mich) sargen," sogt der Schmied, „un weilt's sua gout sad's (seid) und wollt's mie drei Wünsch derfüllen, so wünsch ich holt z'erst, daß ma Karstenbam (Kirschenbaum) dras (draußen) in Garten immafurt Karsten trägt, un wer affe (hinauf) steigt, nimma unte koa

(kann), bis i's schoff (schaffe, zulasse). Offa (ferner) wünsch i, daß wer si'm mein Sessel dau (da) setzt, nimma afftehin koa, bis i's will. Un z'letzt soll koina as (aus) meina Schmiedtoschen kinna, wer e mol einkrochen is." Der Hr. Jesus thouts wos er versprochen haut, un drauht (droht) 'n Schmied mit der Höll, weil er sua leichtfirti is, un geiht mit'n hl. Peita furt. Der Schmied lebt lusti zou, bis endle sein Zeit as is, daß er starben soll. Dou kinnt der Teufel in sein Stuben un sogt'n, daß er mit ihn in d' Höll geihn mouß. „No, weil's [135] scho sain mouß," sogt der Schmied, „so will i mit enk (euch) geihn, oba (aber) sads so gout un steigt's dras af mein Karstenbam affe un reißt's Karsten o (ab), daß me af'n Weg wos z' essen hobn." Der goute Teufel steigt mie nix die nix afn Bam, pflockt Karsten un koa nimma unte. Dou locht'n der Schmied as un loßt'n Teufel af'n Bam sua long zoppeln, bis er'n verspricht, daß er'n nimma mitnehma will in d' Höll, er soll'n noa (nur) von Bam untelaua. Der Schmied loußt'n as un der Teufel geiht heim in d' Höll un erziehlt woi's 'n ganga haut. Uiber a Weil kinnt a andera Teufel in d' Schmied un sogt'n er sell noa glei mit ihn geihn un niet denken, daß ern a sua oanföien koa (anführen könne) wöi 'n ersten. „Ho ho!" sogt der Schmied, „'s mou jo niet glei san (gleich sein) wart's noa, bis i mi zomgricht (zusammengerichtet, zugerichtet) ho, setzt's enk dawal (dieweil) af'n Sessel durt." 's loußt si der Teufel a wieder oanschmiern, setzt si in Sessel un koa nimma affstein, bis er'n, wöi der vori (vorige), verspricht, daß 'r aloinz hoim will in d' Höll. Wöi der Teufel a wieder zun Luzifer kinnt un koin Schmied mitbringt, wird der böis, schändt (schilt) die Teufel as (aus) un sogt „eiza (jetzt) will i selba geih'n und'n Schmied bringa, mocht's noa (nur) d' Höllthür dawal (dieweil) af, bis i mit ihn kum." Der Luzifer kinnt zu'n Schmied un will'n glei oapocken un fortföien (fortführen). Der Schmied sogt „och, Herr Luzifer, i wa (wäre) jo glei mit'n Teufeln ganga, wenn i mi niet gschamt heit. Sogt's noa selbe ob's niet a Schond is, wenn d' Leut schaua, daß mi der Teufel hult. I will jo rech gern in d' Höll geihn, oba, daß 's d' Leut niet sehrn, so kreicht's dou in ma Schmiedtoschen

ein, i nim enk am Bugel (auf den Buckel) un trog enk in d' Höll, dietz werd's a sua möid sau, un geschehrn (geschehen) koa enk a nex drin." Der Luzifer denkt „'s is woua, as dere (dieser) Schmiedtoschen koa i, wenn i will, dei (die) dehalt mi niet (hält mich nicht fest)." Er kreicht ein, der Schmied nimmt'n am Bugel, un wöi er durch d' Wirkstod geiht, nimmt er en'n Berlik (den größten Schmiedhammer) mit un marschiert imma furt, den Weg zu der Höll, woi 'n der Luzifer as der Toschen oasogt (ansagt). Wöi's niet goua (gar) weit von der Höll san, legt der Schmied d' Toschen af'n Stoa (Stein), nimmt sein Berlik un haut koziämmerle af'n Luzifer zou. Der schreit Zitter a Mord, will imma asse un koa niet. Oba der Schmied schert si nex drim, un wöi stirker der schreit, wöi stirker schlägt der draf lous. Endle, wöi der Schmied denkt, [136] daß 'r gnoug haut (hat), mocht er d' Schmiedtoschen af un loßt 'n as. Der Luzifer springt, was er koa, af d' Höll zou, der Schmied mit'n Berlik nau. D' Teufel, wöi si'n Luzifer schreie heien (hören) un lafen sehrn (sehen), derschrecken un lafen in d' Höll; der Luzifer hinten dran un röift'n Teufeln sie sellen noa gschwind hinter ihn d' Höllthür zoumachen, daß der Schmied niet nau eine koa. Ve (vor) Schrecken wissen döi niet wan's 'n Riegel von der Höllthür hinthoun hoben, un gschwind steckt ene (einer) sa (seine) longa Nosa statt'n Riegel für. Der Schmied denkt, weil's mi niet in d' Höll einlaua, sua geih i holt in Himmel. Er puscht (klopft) on der Himmelsthür oa, un wöi der heili Peita zu der Thür naussieht un den lausen (losen) Schmied dras derblickt, will er d' Thür wiede zouschlogen: oba der Schmied drängt si dazwischen ein un bittn hl. Peita er möcht'n noa an Anblick eine schaue laua. Der hl. Peita laußt'n bißl ein un sogt er sell sie glei wieder asse pocken (hinauspacken). Jo, wöi der Schmied emol drin is, wirft er san Schurzfell nieda, setzt si draf un sogt „eitza sitz i af mein Hob un Gout, i will sehrn, wer mi asse thout." Dou sitzt er nu imma: nu, ma Löiba (mein Lieber), wöi wer'n wir uns wunern emol, wenn mie (wir) affe kumme un der Schmied wird nu durt sitzen. Eine andere Erzählung aus Hessen enthält folgendes. Der Schmied ist durch sein lockeres Leben ganz arm

geworden, geht in den Wald sich an einen Baum zu hängen, aber ein Mann mit einem langen Bart, in der Hand ein großes Buch, tritt ihm entgegen und sagt „schreib deinen Namen dahinein, so soll dir's zehn Jahre lang wohlgehen, hernach bist du mein.“ „Wer bist du?“ fragt der Schmied. „Ich bin der Teufel.“ „Was kannst du?“ „Ich kann mich groß machen wie eine Tanne und klein wie eine Maus.“ „So thu's, daß ich's sehe.“ Der Teufel zeigt sich groß und klein, und der Schmied schreibt sich in das Buch. Von nun an hat dieser Geld im Überfluß, der Teufel kommt nach ein paar Jahren, ist zufrieden mit ihm und schenkt ihm einen ledernen Sack, mit der Eigenschaft, daß, was hinein kommt nicht wieder heraus kann, bis es der Schmied selber heraus holt. Nach zehn Jahren erscheint der Teufel, sein Eigentum wieder in Empfang zu nehmen. Der Schmied zeigt sich bereit, geht mit hinaus, verlangt aber, daß der Teufel, zum Beweis, daß er der rechte sei, sich in großer und kleiner Gestalt vor ihm zeige. Als er sich nun in eine Maus verwandelt, packt ihn der Schmied, steckt ihn in den Sack und prügelt ihn so gewaltig, daß er [137] gern das Blatt mit des Schmieds Namen aus dem großen Buche ausreißen will, wenn er nur wieder von ihm aus dem Sack genommen wird. Voll Ärger geht er in die Hölle zurück, und der Schmied ist frei. Er lebt nun vergnügt, so lang Gott will. Als er krank wird und seinen Tod merkt, befiehlt er, daß ihm zwei gute lange spitze Nägel und ein Hammer mit in den Sarg gelegt werden. Als er drüben anlangt, klopft er an die Himmelsthür, aber der Apostel Petrus will ihn nicht einlassen, weil er mit dem Teufel im Bund gelebt habe. Der Schmied dreht sich um und geht nach der Hölle, aber der Teufel begehrt ihn nicht, er fange doch nur Spektakel an. Nun wird der Schmied bös und lärmt, ein Teufelchen wird neugierig und steckt die Nase ein wenig aus der Thür: der Schmied packt es geschwind daran und nagelt es mit dem einen seiner Nägel an das Höllenthor. Das Teufelchen kreischt wie ein Krautlöwe, es kommt ein zweites und guckt, das packt der Schmied beim Ohr, holt den andern Nagel und nagelt es bei das erste. Nun schreien die zwei so entsetzlich, daß

der alte Teufel selbst gelaufen kommt: bei dem Anblick wird dieser so bös, daß er vor Bosheit zu weinen anfängt, zum lieben Gott läuft und ihn bittet, den Schmied zu sich zu nehmen: er nagle ihm die Teufel an den Nasen und Ohren an, daß er nicht mehr Herr in der Hölle sei. Will der liebe Gott und der Apostel Petrus den Teufel los werden, muß er den Schmied in den Himmel nehmen; da sitzt er nun in guter Ruhe. Eine dritte Erzählung aus dem Hannöverischen hat wieder ihr eigentümliches. Zu einem Schmied der so arm geworden, daß er kein Eisen und keine Kohlen mehr hat, kommt ein Reiter und will das Pferd beschlagen haben; der Schmied sagt, er wolle nur erst im nächsten Dorf Kohlen und Eisen borgen. „Fehlt dir weiter nichts," sagt der Reiter, „so will ich dir bald geholfen haben, unterschreib nur dies Blatt mit deinem Blut." Der Schmied nimmt es ohne Umstände an, geht damit in die Stube, ritzt sich den Finger und unterschreibt. Als er wieder herauskommt, ist der Hof voll Eisen und Kohlen. Er beschlägt das Pferd, worauf der Mann wieder fortreitet, er aber bekommt große Kundschaft und wird bald wieder ein wohlhabender Mann. Darnach einmal reitet einer auf einem Esel herbei und läßt den beschlagen. Als es geschehen ist, sagt der Fremde „Geld habe ich nicht, aber wünsch dir drei Dinge, so sollen sie erfüllt werden." Nun wünscht sich der Schmied einen Stuhl, worin jeder der sich hineinsetzt, sitzen bleibt, einen Birnbaum, von dem niemand, der hinaufgestiegen [138] ist, ohne sein Geheiß wieder herab kann, und einen Sack mit ähnlicher Eigenschaft. Der Mann auf dem Pferd war der Teufel, der auf dem Esel aber der heilige Petrus gewesen. Wie jener nun kommt, das unterschriebene Blatt zeigt und den Schmied als sein Eigentum holen will, läßt dieser ihn auf den Stuhl niedersitzen und peitscht ihn, bis er zum Fenster hinausfliegt. Den zweiten Teufel lockt er auf den Birnbaum, den dritten in den Sack und jagt sie beide mit Schlägen fort. Als der Schmied merkt, daß sein Tod sich nähert, läßt er sich sein Schurzfell umbinden. Er klopft an das Höllenthor, aber die Teufel wollen ihn nicht, er kommt vor den Himmel, der Apostel Petrus will ihn auch nicht,

doch läßt er ihn hineinsehen. Da wirft der Schmied sein Schurzfell in den Himmel, setzt sich darauf und sagt er sitze auf seinem Eigentum, von dem ihn niemand vertreiben könne. Eine vierte Darstellung der Sage aus dem südlichen Deutschland enthält folgendes Buch, Sittlich und Seelen nutzlich Reiß nach Bethlehem von R. P. Attanasy von Dilling (Sulzbach 1700 in 4) S. 153 (mitgeteilt in den Kuriositäten von Vulpius 3, 422—425). Der Hr. Christus und der hl. Petrus kehren bei einem Grobschmied ein. Das alte Weib desselben bewirtet sie nach ihren Kräften, dafür wünschen ihr die Scheidenden alles Gute und versprechen ihr das Himmelreich. Indessen will der Hr. Christus dem Mann auch sich dankbar erzeigen und ihm vier Wünsche erfüllen. Nun wünscht sich der Schmied erstlich, daß von dem Birnbaum hinter seinem Hause niemand gegen seinen Willen herab könne, zweitens, daß von seinem Schmiedstock niemand, der darauf sitze, ohne seinen Willen aufstehen, und zum dritten, daß aus seinem alten Feuerrohr niemand ohne seinen Willen wieder heraus dürfe. Der hl. Petrus zürnt über diese Forderungen und hatte geglaubt, der Schmied werde sich das ewige Leben ausbitten; auf seine Ermahnungen wünscht sich dieser aber zum vierten, daß seine grüne Kappe ihm immer eigentümlich verbleibe und daß, wenn er sich darauf niedersetze, keine Gewalt ihn davon vertreiben könne. Als nun der Tod zu dem Schmied kommt, lockt er ihn auf den Baum und läßt ihn nicht eher herab, als bis er ihm noch zwanzig Jahre Frist verspricht. Das zweite Mal setzt er ihn auf den Schmiedstock und erhält noch einmal zwanzig Jahre. Zum drittenmal kommt der Teufel, den läßt er in das Feuerrohr fahren, hämmert ihn dann mit seinen Gesellen nach Herzenslust, so daß der Teufel schreiend verspricht, er wolle in Ewigkeit [139] nichts mit dem Schmied zu schaffen haben. Endlich kommt der Schutzengel des Schmieds und führt ihn zur Hölle, der Teufel guckt aus dem Fensterlädlein, schlägt schnell zu und will nichts von ihm wissen. Nun gehn sie vor den Himmel, der hl. Petrus will aber den Schmied auch nicht einlassen. Dieser bittet „laß mich nur ein wenig hineinschauen, daß ich sehe wie es drinnen zugeht.“ Kaum

aber ist die Thüre offen, so wirft er seine Kappe hinein, spricht „es ist mein Eigentum, ich muß sie holen.“ Drinnen aber setzt er sich auf die Kappe und bleibt nun im Himmel. Eine fünfte Erzählung aus dem Münsterschen macht die Sage zu einer örtlichen und läßt den Schmied zu Bielefeld leben. Der Schluß hat hier nur einige besondere Züge, als nämlich der Schmied auch von den Teufeln abgewiesen ist, geht er zum zweitenmal vor den Himmel und stellt sich vor das Thor zuzuschauen wie die Seligen von dem hl. Petrus eingelassen werden. Es kommt ein Reiter mit Stiefeln und Sporn und will geradezu hinein, der Apostel aber sagt ihm „glaubst du, daß man mit Stiefeln und Sporn in das Himmelreich dringt, du mußt noch warten.“ Darauf erscheint eine fromme Jungfrau, der öffnet der hl. Petrus gleich das Thor; der Schmied benutzt die Gelegenheit und wirft sein Schurzfell hinter drein. „Was wirfst du das schmutzige Schurzfell in den Himmel?“ sagt der Apostel. „Ich will's wieder herausholen,“ spricht der Schmied, „wenn's euch zu schlecht ist.“ Wie er aber einmal im Himmel ist, breitet er es hinter die Thüre aus und setzt sich darauf. „Nun sitze ich auf meinem Eigentum und gehe davon nicht herab.“ Spricht der Apostel „er hat doch den Armen mit seinem Reichtum viel Gutes gethan, so mag er da hinter der Thüre sitzen bleiben.“ Eine sechste Erzählung aus dem Paderbörnischen spricht gleichfalls von dem Schmiedken von Bielefeld. Der Teufel muß sich vor ihm groß machen wie ein Elefant und klein wie eine Maus, und so packt und steckt er ihn in seinen Handschuh, aus dem er nicht wieder heraus kann, und hämmert ihn auf dem Amboß. Die Teufel wollen ihn hernach nicht in die Hölle einlassen und halten ihr Thor mit Eisenstangen zu, der hl. Petrus versagt ihm auch den Himmel, nun schwebt er zwischen Himmel und Hölle, wie der Spielhans. Es folgt siebentens die Sage von dem Schmied zu Jüterbock, welche in dem stellenweise recht lebendigen Deutschfranzos (Leipz. Ausg. von 1736 S. 110—150. Nürnb. 1772 S. 80—95) sehr gut dargestellt ist. Der fromme Schmied von Jüterbock trug einen [140] schwarz und weißen Rock und hatte eines Abends einen

heiligen Mann gern und freudig geherbergt, der ihm vor der Abreise gestattete, drei Bitten zu thun. Er bittet erstlich, daß seinem Lieblingsstuhl hinter dem Ofen die Kraft eigen sei, jeden ungebetenen Gast auf sich festzuhalten, bis er selbst ihn loslasse. Zweitens, daß sein Apfelbaum im Garten die daraufsteigenden gleicherweise festhalte, drittens, daß aus seinem Kohlensack keiner herauskomme, den er nicht selbst befreie. Nach einiger Zeit kommt der Tod, gerät auf den Sessel und muß, wenn er herunter will, dem Schmied noch zehn Jahre schenken. Als diese Frist verlaufen ist, kommt der Tod wieder und steigt auf den Apfelbaum. Der Schmied ruft seine Gesellen herbei, die ihn mit Stangen jämmerlich zerschlagen. Diesmal wird er nur unter der Bedingung frei, daß er den Schmied ewig will leben lassen. Betrübt, glieder- und lendenlahm zieht der Tod ab, begegnet unterwegs dem Teufel und klagt dem sein Herzeleid, der ihn auslacht und meint mit dem Schmied bald fertig zu werden. Der Schmied verweigert aber dem Teufel Nachtlager: wenigstens werde die Hausthür nicht mehr geöffnet, er müsse denn zum Schlüsselloch einfahren. Das ist dem Teufel ein leichtes, allein der Schmied hatte den Kohlensack vorgehalten, bindet ihn zu, sobald der Teufel darin ist, und läßt nun auf dem Amboß wacker zuschmieden. Als sie sich nach Herzenslust müde geklopft und gehämmert haben, wird der bearbeitete arme Teufel wieder befreiet, muß aber zu demselben Loch hinaus seinen Weg nehmen, wodurch er hereingeschlüpft war. Achtens, eine ähnliche Sage vom Schmied zu Apolda (vergl. Falks Grotesken 1806. S. 3—88) der unsern Herrn samt St. Petrus über Nacht bewirtet und drei Wünsche frei erhält. Er wünscht erstlich, daß dem der in seine Nägeltasche fahre, die Hand stecken bleibe, bis die Tasche zerfalle. Zweitens, daß wer auf seinen Apfelbaum steige, darauf sitzen müsse, bis der Apfelbaum zerfalle. Drittens desgleichen, wer sich auf den Armstuhl setze, nicht eher aufstehen könne, bis der Stuhl zerfalle. Nach und nach erschienen drei böse Engel die den Schmied wegführen wollen, die er sämtlich in die gestellten Fallen lockt, so daß sie von ihm ablassen müssen. Endlich aber kommt der Tod und zwingt ihn

zum Mitgehen, doch erhält er die Gunst, daß sein Hammer in den Sarg gelegt wird. Als er sich der Himmelsthür naht, will sie Petrus nicht aufthun, da ist der Schmied her, geht in die Hölle und schmiedet einen Schlüssel, verspricht auch im Himmel mit [141] allerhand Arbeit nützlich an Hand zu gehen, St. Georgs Pferd zu beschlagen u. dgl. und wird zuletzt eingelassen. Neuntens eine Erzählung aus der Wetterau, die Professor Wigand mitgeteilt hat. Der Schmied lockt den Teufel auf einen Birnbaum, von dem er ihm ein paar schöne gelbe Birnen herabholen soll, wo er aber fest gehalten wird; um herabzukommen, muß er dem Schmied noch zehn Jahre versprechen. Als der Teufel dann wieder erscheint, bittet ihn der Schmied ihm erst aus dem Nagelkasten einen Nagel zu holen, womit er noch etwas festnageln will. Aber die Hand des Teufels bleibt in dem Kasten haften, und er kommt nicht los bis er dem Schmied noch zwanzig Jahre zusagt. Als auch diese Zeit abgelaufen ist und der Teufel sich zeigt, nötigt ihn der Schmied auf einen Sessel, von dem er nicht aufstehen kann, bis er den Schmied ganz frei giebt. Hierauf entweicht der Teufel und nimmt das ganze Dach des Hauses mit. Endlich zehntens eine bayrische, von Schmeller (Mundarten Bayerns 493—496) und Panzer (zur deutschen Mythologie S. 94) mitgeteilte Sage erzählt von dem Schmied von Mitterbach: dieser hält sich einen Kirschenbaum aus, von dem niemand wieder herab kann, einen Sessel, worauf jeder muß sitzen bleiben, wenn er es nicht anders will, endlich einen Beutel, aus dem niemand gegen seinen Willen heraus kann. Hieher gehört noch ein Märchen bei Kuhn Nr. 8, bei Colshorn Nr. 89, bei Pröhle, Kindermärchen Nr. 15 und 16, bei Zingerle S. 43, ein niederländisches in Wolfs Wodana Nr. 2 (vergl. die Anmerk. S. 54), ein norwegisches bei Asbjörnsen Nr. 24. Kopitar erzählte nach Jugenderinnerungen aus Krain eine Sage von Sveti Korant. Dieser hatte einen gefeiten Baum, wer darauf stieg konnte nicht wieder herab, womit er lange den Tod foppte. Als er endlich starb, wollte ihn der Teufel nicht in die Hölle lassen, sondern hielt die Thüre zu, aber seine, die Nägel an des Teufels Fingern standen hervor. Korant,

der Schmied, bog sie um und nagelte sie fest, so daß der Teufel ai! ai! schrie. Darauf ging er zum Himmel, wo ihn Petrus auch nicht einlassen wollte. Korant aber sieht seinen Mantel liegen, den er einst einem Armen geschenkt hatte, springt darauf und ruft „ich bin auf meinem Grund und Boden." Vergl. Keller in der Einleitung zu Li romans des sept sages CLXXXIII folg. und zu Diocletian bei Hans von Bühel S. 54.

Zu der vorhin angeführten mündlichen Erzählung aus Hessen stimmt am meisten das gedruckte Volksbuch mit dem Titel „das [142] bis an den jüngsten Tag währende Elend", wie es scheint aus folgendem französischen übersetzt, Histoire nouvelle et divertissement du bon homme Misère (Troyes. chez Garnier). Wiederum aber deuten manche Umstände auf einem italienischen Ursprung des letzteren, oder wenigstens hat sie de la Rivière in Italien erzählen gehört. Die Apostel Peter und Paul geraten bei schlimmem Wetter in ein Dorf, stoßen auf eine Wäscherin, die dem Himmel dankt, daß der Regen kein Wein sondern Wasser sei, klopfen bei dem reichen Mann an, der sie stolz abweist, und kehren zu dem armen Elend ein. Dieser thut nur den einen Wunsch mit dem Birnbaum, den ihm gerade ein Dieb bestohlen hatte. Der Dieb wird gefangen und sogar noch andere Leute, die aus Neugierde aufsteigen, um den Jammernden zu befreien. Endlich kommt der Tod, und Elend bittet ihn, daß er ihm seine Sichel leihe, um sich noch eine der schönsten Birnen mitzunehmen. Der Tod will als ein guter Soldat seine Waffen nicht aus der Hand lassen und die Mühe selbst übernehmen. Elend befreit ihn nicht eher als bis er ihm zusagt, er wolle ihn bis zum jüngsten Tag in Ruhe lassen, und darum wohnt Elend noch immer fort in der Welt. Ein Bruchstück aus einem Märchen der Maingegenden kann hier angeführt werden, weil es in gleichem Geiste ist. Der Teufel kommt und will einen, der sich ihm verschrieben und dessen Zeit herum ist, abholen; er bringt zugleich eine Menge mit alten Schuhen geladener Wagen herbei. „Was soll das?" fragt der Mensch. „So viel Schuhe haben meine Geister in deinem Dienst zerrissen, jetzt aber bist du mein" antwortet der Teufel. Aber der

Mensch verlangt die Handschrift zu sehen, um sie selbst anzuerkennen, der Teufel tritt näher, sie zu zeigen, da fährt jener schnell mit dem Munde herzu, beißt hinein und verschluckt sie; dadurch wird er frei. Endlich ist noch zu bemerken, daß Coreb und Fabel in dem lustigen Teufel von Edmonton (Tieck, altengl. Theater 2) offenbar die Personen unseres Märchens sind.

Hier ist ein recht vollständiges Beispiel von der Ausbreitung und lebendigen Mannigfaltigkeit einer Sage. An dem Alter darf man nicht zweifeln und denkt man sich unter dem Schmied mit seinem Hammer den Gott Thor, unter dem Tod und Teufel einen plumpen ungefügen Riesen, so gewinnt das Ganze eine wohlgegründete altnordische Ansicht. Auch bei den Griechen finden sich Hinweisungen darauf, der listige Schmied ist auch der listige Sisyphus einer Sage, [143] welche der alte Pherekydes aufbewahrt hat und die dem Sänger der Ilias muß bekannt gewesen sein. Zeus, zornig über den alten Sisyphus, sieht sich die Gelegenheit ab ihn mit starken Banden zu fesseln, und es kann nun niemand sterben; s. Welker zu Schwenks etymol. mytholog. Andeutungen S. 323. 324. Gruber, Mytholog. Wörterb. 3, 522. Vergl. auch die jüdische Tage von David und dem Tod bei Helvicus 1, Nr. 12. Offenbare Verwandtschaft hat das Märchen von dem Armen und Reichen (Nr. 87. Vergl. die Anmerkung). Dort thut ein frommer und ein böser die beseligenden und verderblichen Wünsche; hier wird das Mittel bezeichnet, der Schmied ist gut und bös zugleich, geistlich und weltlich, darum er einen schwarzen und weißen Rock trägt. Er bewirtet den Herrn in seiner Armut mit Freuden, stopft sich die Ohren zu, um nicht zum zweitenmal das zu einem erquickenden Trunk bestimmte Geld zu verspielen und ist von Herzen gut, von Wandel aber leichtsinnig. Darum wird er endlich noch in den Himmel eingelassen, oder im härteren Fall zwischen Hölle und Himmel gestellt. Dieser Schluß knüpft das Märchen an die Sage von den Landsknechten, die im Himmel kein Unterkommen finden können, welche Frey in der Gartengesellschaft (Nr. 44) und H. Kirchhof im Wendunmut (1, Nr. 108) erzählen. Die Teufel wollen sie nicht, weil sie das rote Kreuz in der Fahne

führen, und der Apostel Petrus läßt sie auch nicht ein, weil sie Bluthunde, Armeleutmacher und Gotteslästerer wären. Der Hauptmann aber wirft dem Petrus seine Verräterei an dem Herrn vor, daß dieser schamrot wird und ihnen ein Dorf Beiteinweil (Warteinweil) zwischen Himmel und Hölle anweist, wo sie sitzen, spielen und zechen. Mit welcher Sage dann wieder viele andere von St. Petrus und den Landsknechten zusammenhängen. Wie der Spielhansel zu den Himmelsstürmern gehört, ist in Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie 2, 3 nachgewiesen. Einen Sessel, von welchem der, welcher sich darauf gesetzt, nicht wieder aufzustehen vermag, kennt schon die griechische Sage, Hephästus habe einen solchen für die Hexe geschmiedet; s. Gruber, Mythol. Wörterbuch 2, 57 Anmerk. Die List, die der Schmied gegen den Teufel anwendet, um ihn zu fangen, indem er ihn die Gestalt einer Maus anzunehmen bewegt, kommt ebenso im Märchen von dem Geist im Glas (Nr. 99) und in dem französ. Blaubart vor.

[144] 83. Hans im Glück.

Aus mündlicher Überlieferung mitgeteilt (von Aug. Wernicke) in der Zeitschrift Wünschelrute 1818 Nr. 33. Man erinnert sich dabei jenes Schwankes zwischen Block und dem Schneider Bock (Wunderhorn 2, 347), der sieben Ehlen Tuch kauft zu einem Rock, dann soll's ein Wams geben, dann ein paar Hosen, Strümpfe, Handschuhe, Däumling, endlich einen Gürtel, aber auch diesen bekommt Block nicht heraus. Mit einem andern Schluß, wonach dem Hans der Handel zum Glück ausschlägt bei Zingerle S. 152. Norwegisch bei Asbjörnsen S. 105. Auch ein cornwall. Märchen von Ivan gehört hierher (s. unten).

84. Hans heiratet.

Aus Prätorius Wünschelrute S. 148. 149. Die Prahlerei mit dem schönen Heller des Bräutigams haben wir öfters als einen Scherz erzählen hören. Die Frage „bist du auch auf der Hochzeit gewesen?" und die Antwort darauf ist aus mündlicher Überlieferung zugefügt; dergleichen Scherze werden vielfach, wo sie passen, zum Schluß der Märchen gebraucht.

85. Die Goldkinder.

Aus den Schwalmgegenden in Hessen. Im Grunde die Sage von den beiden Brüdern (Nr. 60), doch mit einer eigentümlichen Einleitung, welche es mit dem Märchen von dem Fischer und seiner Frau verbindet (Nr. 19). Eine andere Erzählung aus Thüringen bei Sommer S. 113. Die Anmerkungen zu Nr. 60 gehören auch hierher. Die wunderbare Geburt, die vollkommene Ähnlichkeit der Brüder bleibt auch in dieser Erzählung. Das Messer, das dort zum [145] Zeichen in den Baum gestoßen wird, ist hier eine Lilie, wie in dem Märchen von den drei Vügelkens (Nr. 96); vergl. die dortigen Anmerkungen. Doch finden wir in einem indischen Volksliede einen ähnlichen Glauben und Gebrauch. Der Mann muß kurz nach seiner Heirat seine junge schöne Frau verlassen. Er pflanzt ein Kewra (Spicanard, Lavendel) in den Garten und heißt sie darauf achten, so lang sie grüne und blühe, gehe es ihm wohl, welke sie aber und sterbe ab, so sei ihm ein Unglück begegnet; s. Broughton selections from the popular poetry of the Hindoos (Lond. 1814). S. 107. Auch in dem persischen Tutinameh (Ikan Nr. 4), die Frau giebt dem Mann einen Blumenstrauß mit auf den Weg, so lange er sich frisch zeigt, ist sie ihm treu geblieben, welkt er, so hat sie eine Untreue begangen.

86. Der Fuchs und die Gänse.

Aus dem Paderbörnischen. In einer hübschen Fabel bei Burkard Waldis Nr. 87. bittet die Gans erst noch einmal nach Herzenslust tanzen zu dürfen, wie bei Pröhle, Märchen für die Jugend Nr. 3. Auch im siebenb. Sachsen wird es erzählt, bei Haltrich Nr. 20. Es ist ein Vexiermärchen, das man auch statt des gewöhnlicheren vom Schäfer erzählt, der viel hundert Schafe über einen breiten Fluß setzen will in einem kleinen Nachen, wo jedesmal nur ein einziges Platz hat. Dieses hat bekanntlich in dem Don Quixote 1, Kap. 20 Cervantes vortrefflich angebracht, und Avellaneda in seiner Fortsetzung (Kap. 21) durch ein ähn=

liches von Gänsen, die über eine schmale Brücke gehen, überbieten wollen. An sich ist es viel älter, schon Petrus Alfonsi erzählt es in der Disciplina clericalis S. 129, und Schmidt giebt in den Anmerkungen weitere Nachweisungen. Man findet es in dem altfranzösischen Castoiement (Méon fabliaux 2, 89—91) und in den novelle antiche Nr. 30. Zu vergleichen ist auch ein artiges plattdeutsches Gedicht in Haupts Zeitschr. 5, 469—512. Eine ähnliche Sage liegt in dem Redner Demades des Äsop (Furia 54. Coray 178) zu Grund. Noch gehört das Sprichwort hierher „wenn der Wolf (das ist hier der Fuchs) die Gänse beten lehrt, frißt er sie zum Lehrgeld (Sailer S. 60)", [146] und aus dem Wartburger Krieg (M. S. 2, 5a), wo Ofterdingen spricht (sie) hânt gense wân, sô si den wolf erkennent unde wellent ûz den ziunen gân.

87. Der Arme und Reiche.

Aus der Schwalmgegend in Hessen. Ein altdeutsches Gedicht (Hagens Gesamtabenteuer Nr. 37 und Anm. 2, 253) erzählt das Märchen folgendergestalt. Ein Mann lebt mit seiner Frau in großer Armut, und sie thun beide vielfache Gebete zu Gott um weltlichen Reichtum. Da schickt Gott endlich einen Engel herab, der ihn vermahnt nicht um etwas zu bitten, das Gott ihm ebenso mit Recht versage als er es andern gewähre. Der Mann aber läßt nicht ab „ich bete so lange", spricht er, „bis Gott Gnade an mir erzeugt und meinen Willen thut." Der Engel antwortet „da du weder dem obersten Gott noch mir glauben willst, so versuche dein Heil, bleibst du hernach arm, so bist du selbst schuld daran; dir sollen nämlich drei Wünsche gewährt sein (habe drîer wünsche gewalt)." Der Mann geht zu seiner Frau und berät sich mit ihr, „was soll ich wünschen? einen Berg von Gold, oder einen Schrein voll Pfennige die nicht abnehmen, wieviel ich davon brauche?" Die Frau verlangt einen Wunsch für sich, „du hast genug an den zweien, du weißt wohl, daß ich meine Beine so viel darum gebogen, und Gott hat es sowohl meines als deines Gebets wegen gewährt." „Das ist billig, einer

von den Wünschen sei dein" antwortete der Mann. Da spricht die Frau „so wünsch ich, daß ich das beste Gewand jetzt an meinem Leibe hätte, wie es noch an keinem Weibe in der Welt gesehen worden." Kaum hat sie den Wunsch ausgesprochen, so ist er erfüllt. Der Mann wird aufgebracht darüber und ruft „so wollt ich, daß das Gewand in deinem Leib wäre!" Alsbald ist der Wunsch in Erfüllung gegangen. Die Frau fängt an zu schreien und schreit mehr und mehr, daß die Bürger es hören und herbeigelaufen kommen. Sie zücken Messer und Schwert und drohen ihm den Tod, wenn er das Weib nicht wieder von der Qual befreie. Da spricht er „so wolle Gott, daß sie sanft von dem Ungemach erlöst werde und gesund sei wie vorher." Dieser dritte Wunsch geht nun auch in Erfüllung, und [147] der Mann ist arm wie zuvor, und obgleich die Frau unrecht gehandelt hat, wird er doch ausgescholten und ihm die Schuld gegeben. Ja, er wird nun gehöhnt und aller Welt zum Spott, so daß er Gott um den Tod bittet und aus Kummer stirbt. Hierauf bezieht sich wohl eine Stelle bei Reinmar von Zweter (M. S. 2, 145) unde het ich drîer wünsche gewalt wie gerade dieselben Worte in der Erzählung vorkommen. Kirchhof teilt im Wendunmut (1581. 1, 178. 179) das Märchen mit, wie es ihm in seiner Jugend die spinnenden Mädchen erzählt haben. Vor alten Zeiten kamen der hl. Peter und der hl. Paulus abends spät in ein Dorf und baten vor einem Haus um Herberge. Aber der Mann war geizig und die Frau noch viel mehr, und sie wurden kurz abgewiesen. Nebenan wohnte ein Armer mit vielen Kindern, den jammerten die beiden Fremdlinge, und er ließ ihnen durch seine Frau sagen sie möchten bei ihm einkehren und mit dem verlieb nehmen, was Gott bescheren würde. Sie traten also in das kleine Haus ein und übernachteten darin. Den folgenden Morgen, als sie weiter ziehen wollten, sprach der hl. Paulus zu dem hl. Peter „dieser fromme Mann hat es gut gemeint und uns nach seinem Vermögen gut gehalten, wir sollten uns dankbar erweisen". Petrus rief also den Mann und die Frau und gab ihnen Gewalt dreimal zu wünschen was sie wollten, es sollte geschehen. Als die

Heiligen fort waren, beratschlagten die Armen was sie sich wünschen sollten, und wurden eins sie wollten von Gott begehren erstlich, daß ihr armes Häuschen mit allem was darin wäre, von Stund an verbrenne, zweitens, daß ein neues an seiner Stelle stehe, in dem, so lange sie lebten, nichts von allem, dessen sie bedürftig wären, mangele, es sei Speise, Trank, Geld, Hausrat &c. Diese zwei Bitten wurden gleich erfüllt. Drittens baten sie nach diesem Leben ewig im Himmelreich bei Gott zu sein. Über diese plötzliche Veränderung der Armut in Reichtum verwunderte und freute sich jedermann im Dorf, nur nicht der Geizige. Seine Frau sprach „führt das Wetter wieder einmal die beiden Alten hierher, so sollten sie sich an uns wenden: wir sind eines neuen Hauses eben so wert als die Bettler". Der Mann hatte dazu auch wohl Lust, wollte aber keine Unkosten daran wenden. Nicht lange darnach, als der Reiche mit seinen Knechten früh ins Holz gefahren war, kamen Petrus und Paulus wieder in das Dorf. Die Frau lief gleich auf sie zu und lud sie in ihr Haus. Die Heiligen sagten, daß [148] sie diesmal hier nicht übernachten wollten, also keiner Herberge bedürften, aber die Frau nötigte sie herein, sie möchten doch einen Bissen bei ihr essen, damit sie ihren Weg desto besser vollbringen könnten. Wollten sie Ruhe haben, so mußten sie es annehmen. Nach der Mittagsmahlzeit dankten sie und sagten wenn sie wiederkämen, wollten sie es miteinander vergleichen. Die Frau dachte „jene haben sie nur einmal gespeist und dafür ein neues Haus bekommen, ich aber soll sie zweimal füttern, das ist mir ungelegen". Sie sprach also „liebe Freunde, wollt ihr etwas geben, so thut's, es ist mir jetzt so lieb als auf eine andere Zeit." Paulus sagt „Bruder Petrus, gieb ihr auch dreier Wünsche Gewalt, wie der andern Frau, das ist es doch was sie verlangt". Also that es Petrus, und die Heiligen gingen fort. Kaum sind sie ihr aus den Augen, so wünscht sie, daß ihr Haus und all ihre Habe bis auf den Grund abbrenne, was sogleich geschieht. Indessen kommt ihr Mann über Feld herangefahren, und als er sieht, daß sein Haus in Flammen steht, läuft er herbei und ruft „Feuerjo, Feuerjo, liebe Freunde, helft löschen"

Die Frau, zornig darüber, daß er löschen will, schreit „ei ruf, daß dir der Brand in Ars fahr"! Alsbald geschieht es, und zwei Wünsche sind angelegt. Der arme Mann mit dem Feuer im Hintern leidet große Pein: kein Löschen will helfen und niemand vermag den Brand herauszuziehen. Wollt ihn die Frau am Leben behalten, so mußte sie mit dem dritten und letzten Wunsch ihn wieder davon befreien. Ein österreichisches Märchen, worin die drei Wünsche dem Armen ebenfalls zum Glück ausschlagen, findet sich bei Ziska Nr. 3 mit der Überschrift „tausendfache Vergeltung", bei Meier in zwei Märchen geteilt Nr. 40 und 65. Lehmann im erneuerten polit. Blumengarten (Frankf. 1640) gedenkt der Sage auf eine etwas derbe Weise S. 371. „Oft geschieht's, daß ein Mensch gut Glück hat, aber keinen Segen dabei, wie das Weib, dem St. Peter drei Wünsch zu ihrer Wohlfahrt erlaubt; denn sie wünscht ihr zuerst ein schön gelb Haar, zum andern eine Würst." Nun thut der Mann der Bürst wegen einen bösen Wunsch, dessen Erfolg er durch den dritten wieder aufheben muß. Diese Darstellung, wo dem Armen die Wünsche mißraten, nähert sich wieder dem Märchen vom Spielhansel (Nr. 82), und bloß diesen Teil erzählt. Perrault (les souhaits ridicules) und die Beaumont (2, 74) nach ihrer Weise; ganz gemeiner Art ist das altfranzösische Fabliau von den quatre souhaits de S. Martin (Méon 4, [149] 386) und die Erzählung in dem *Συντίπας*, die Keller in der Einleitung zu Li romans des sept sages CLXXXI anführt. Bei Hebel im Schätzkästlein (S. 117), so gut sonst die Erzählung, ist in der Sage selbst schon vieles ausgefallen. Die Frau wünscht sich, ohne an die Gabe zu denken, als sie mit dem Mann beim Feuer sitzt, ein gebratenes Würstlein. Es kommt, der Mann wünscht in der Übereilung, daß ihr die Wurst an die Nase angewachsen wäre, und muß nun den dritten Wunsch thun, daß sie von da wieder herabfalle.

Der erste Teil unseres Märchens, die bescheidenen Wünsche der Frommen, bei denen Gott gewohnt hat, enthält offenbar die uralte Sage von Philemon und Baucis (Ovid. met. 8, 617; vergl. die Anmerkung von Voß zu seiner achtzehnten Idylle, der

noch andere anführt). Auch die Indier haben sie in eigentümlicher Gestalt. Der Brahmine Soodam und dessen Weib leben in größter Armut, ohne daß dadurch sein Vertrauen zu Gott geschwächt wird. Sein Geschäft ist das Gebet, und dabei bemerkt er nicht, daß die Arbeit seiner Frau nicht mehr zureichen will, ihnen das tägliche Brot zu verschaffen. Eines Tags erinnert sie ihn, daß Chrisnen auf der Schule und beim Lernen sein Gefährte gewesen und rät ihm nach Dwarka zu gehen, weil Chrisnen gewiß, wie er das Elend bemerke, ihm abhelfen werde. Soodam entschließt sich endlich dazu und als Geschenk nimmt er, was er vermag, ein wenig Reis mit, der mühsam in sein durchlöchertes Kleid gebunden wird. Chrisnen, der Mensch gewordene Gott, empfängt den Brahminen mit Ehrbezeugungen und als einen alten Freund, forscht selbst nach dem üblichen Geschenk und nimmt das armselige mit Zufriedenheit an; ja er thut ein Korn davon in seinen Mund und teilt das übrige aus. Vergnügt über einen solchen Empfang nimmt der Brahmine nach drei Tagen wieder von Chrisnen Abschied, wundert sich aber sehr ohne ein Zeichen von dessen Großmut entlassen zu werden. „Vielleicht,“ denkt er bei sich, „will Gott, daß du arm bleiben sollst,“ unterwirft sich willig und geht ruhig heim. Aber wie erstaunt er, als er anlangt! Chrisnen hatte seinem himmlischen Baumeister aufgetragen ein prächtiges Haus zu bauen, das steht vor ihm, mit allem Zubehör und allem was zu einem bequemen Leben erforderlich ist, ausgerüstet. Anfangs glaubt er sich verirrt zu haben, aber seine Frau mit vielen Dienern kommt ihm entgegen und benachrichtigt ihn von der Freigebigkeit des Gottes. So erzählt Polier (Mythologie des Indous 2, 66—70), [150] und man wird die Ähnlichkeit mit dem Märchen nicht verkennen, die Armut und Frömmigkeit des Mannes, wozu der Gegensatz in der Frau angedeutet ist, die Reichtümer wünscht und ihn zu der Reise nach Dwarka antreibt: die Zusammenkunft mit dem Gott Chrisnen (obgleich diesmal umgekehrt der Arme gegangen kommt), der seine arme Gabe gern empfängt und davon ist. Endlich der daraus fließende Segen, namentlich das neuerbaute Haus. In einer

chinesischen Sage aber ist der ganze Gegensatz und dieselbe Folge unseres Märchens enthalten. Fo ging oft auf die Erde herab, die Herzen der Menschen zu prüfen. Es trägt sich zu, daß er zur Nachtzeit in schlechtem Gewand vor die Hütte einer Witwe kommt und als ein Unglücklicher und Verirrter Herberge begehrt. Die Frau bewirtet ihn freundlich und bereitet ihm eine Schlafstätte. Fo legt sich bald zur Ruhe, sie beleuchtet den Schlafenden mit der Lampe und sieht, daß er kein Hemd anhat, auch sein Kleid zerrissen ist. Da schließt sie ihren Kasten auf und schneidet aus grobem selbstgesponnenem Linnen ein neues Hemd, näht es die ganze Nacht hindurch und morgens früh reicht sie es dem Gast, welcher dankbar die Gabe annimmt und spricht „Gott lohne dir, was du an mir thust, wenn ich geschieden bin, dann müsse dein erstes Beginnen nicht aufhören, bis die Sonne sinkt.“ Als der Gast fort ist, will sie die Rolle Linnen wieder in den Kasten legen, und indem sie denkt, wie viel Ellen es noch sein könnten, beginnt sie an ihrem Arm zu messen, und die Rolle wickelt sich immer auf, ohne dünner zu werden, und so mißt sie bis die Sonne untergeht, da liegt die ganze Stube voll Linnen, und sie ist eine reiche Frau geworden. Dankbar und voll Freude erzählt sie ihrer Nachbarin von dem Glück, das ihr widerfahren. Diese ist geizig und will desselben teilhaftig werden, darum stellt sie sich, die sonst niemals den Armen etwas gegeben, an ihre Hausthür, um den fremden Gast, wenn er vorüberginge, einzuladen. Nicht lange, so kommt er, wird mit offenen Armen von ihr empfangen, köstlich bewirtet und morgens ihm ein feines Hemd angeboten statt des groben, das er an seinem Leib trägt. Fo dankt und verläßt das Haus mit denselben Worten, wie bei der ersten. Freundlich begleitet sie ihn eine Strecke und berechnet schon den unendlichen Reichtum, als sie in Gedanken an einen stehen gebliebenen Eimer stößt. Und weil gerade ihr Schwein grunzt, denkt sie „das Tier bekommt doch den Tag über mein Messen kein Futter, du willst ihm wenigstens das [151] Wasser vorschütten.“ Aber sie gießt und kann nicht aufhören, der Eimer wird nicht leer und sie muß den langen Tag ewig Wasser gießen bis Sonnenuntergang, so daß

die ganze Gegend überschwemmt wird und die Nachbarn spöttisch den Schaden vergütet haben wollen. In der Frau Naubert Volksmärchen 1, 201—209 wird diese chinesische Erzählung schön ausgeführt und dem segensreichen Leinwandmessen ein unseliger Spinnenwebwachstum entgegen gestellt. Ähnliches kommt in einem Märchen vor, das wir in Hessen gehört haben. Ein wandernder Handwerksbursch wird von einer reichen Frau, die er um eine Gabe anspricht, abgewiesen und aus Spott zu einer armen Nachbarin geschickt. Diese nimmt ihn auf und wird bei der Abreise von ihm damit begabt, daß ihr erstes Beginnen gedeihen solle, solange sie nicht darin gestört werde. Die Arme mißt Leinwand und mißt immer zu, bis endlich die reiche Nachbarin zur Stube hineinschaut und die Menge Leinwand erblickt; da hört der Segen auf. Sie erfährt die Ursache und bittet ihr den Handwerksgesellen zuzuweisen, wenn er wiederkehre. Über ein Jahr kommt der Wanderer wieder in das Dorf und kehrt bei der Armen ein, die ihn zwar gern aufnehmen will, aber ihm sagt, daß ihre reiche Nachbarin ihn beherbergen wolle, bei der er auch sich besser befinden werde. Er geht hin und wird übersorgfältig behandelt. Die Frau sucht das feinste Leinen aus, um es gleich zur Hand zu haben. Sie wird bei der Abreise von dem Wanderer ebenso wie die Arme begabt. Voll Begierde und um ungestört messen zu können, schließt sie die Hausthüre ab, und begiebt sich zuvor eilig auf den Abtritt. Hier aber muß sie sitzen bleiben und kann nicht aufhören, der Kot häuft sich auf, sie weiß sich nicht zu retten und schreit in der Not so laut um Hilfe, daß es endlich die arme Nachbarin hört, zum Fenster einsteigt und zu ihr kommt, worauf ein Stillstand eintritt. Hier ist auch eine äsopische Fabel (im zweiten Anhang zu Phädrus Nr. 111), Mercurius et mulieres, zu erwähnen.

Die Sage überhaupt gehört in den Kreis jener von dem Wandern und Reisen der Götter und Heiligen auf Erden. Wo sie gehen, entspringt den Guten und Reinen Heil, den Bösen, Geizigen, Häßlichen Verderben: das Glück das jenen zu teil geworden, erbitten sich diese plump zu ihrem Unglück; damit prüfen die

Götter zugleich das Menschengeschlecht (vergl. Altd. Wälder 2, 25 Anm. 60. Odyssee 17, 485 und das eddische Lied von Rigr). So gehört auch das [152] Märchen von den drei Männlein im Walde (Nr. 13), der Frau Holle (Nr. 24), der schwarz und weißen Braut (Nr. 135) hierher. Über das endlose Anwachsen der Leinwand und des Wassers vergl. die Anmerkung zu dem Märchen vom süßen Brei (Nr. 103).

88. Das singende springende Löweneckerchen.

Aus Hessen. Löweneckerchen ist das westf. Lauberken, niedersl. Leverken, althol. Leeuwercke, Leewerick, Lewerk, Lerk, unser Lerche. Eine andere Erzählung aus der Schwalmgegend hat viel eigentümliches, wie überhaupt dieses Märchen in den mannigfachsten Abweichungen erzählt wird. Ein Kaufmann will auf die Messe ziehen und fragt seine drei Töchter, was er ihnen mitbringen solle. Die älteste will ein schönes Kleid, die zweite ein paar Schuhe, die dritte eine Rose. Die Rose zu verschaffen hält schwer, da es Winter ist. Die Leute, als er darnach fragt, antworten lachend, ob er glaube, daß Rosen im Schnee wüchsen. Das thut dem Kaufmann leid, weil die jüngste sein liebstes Kind ist. Auf dem Rückweg gelangt er zu einem Schloß mit einem Garten, in welchem es halb Sommer und halb Winter ist; auf der einen Seite liegt ein tiefer Schnee, auf der andern ist es warm, alles blüht wie ein Frühjahr, und eine ganze Hecke von Rosen steht darin. Der Mann geht hinein, bricht eine ab und reitet wieder fort. Bald darauf hört er etwas hinter sich herschnauben, er blickt um und sieht mit Schrecken ein großes, schwarzes Tier, das ihm zuruft „gieb mir meine Rose wieder oder du mußt sterben.“ Der Mann antwortet „laß mir die Rose, ich will sie meiner Tochter mitbringen, dem schönsten Mädchen von der Welt.“ „Meinetwegen,“ spricht das Tier, „aber gieb sie mir auch zur Frau.“ „Ach ja,“ sagt der Mann um das Tier los zu werden, und denkt „es wird doch nicht kommen um sie zu holen“; aber es ruft noch hinter ihm nach „in acht Tagen komm ich und hole meine Braut.“ Der Kaufmann langt zu Haus an und bringt

jeder Tochter das gewünschte. Nach einiger Zeit kommt das Tier und holt seine Braut mit Gewalt. Es bringt sie in das Schloß mit dem Sommer- und Wintergarten, wo alles gar schön und wunderbar ist; das Tier erzeigt sich freundlich und thut ihr alles zuliebe. Sie essen zusammen, [153] und es will nicht essen, wenn sie ihm nicht vorlegt; so gewinnt sie es allmählich recht lieb. Einmal wünscht sie zu wissen wie es daheim ihrem Vater und ihren Schwestern gehe. Das Tier führt sie vor einen Spiegel, da erblickt sie ihren Vater wie er krank liegt aus Kummer über sie, und ihre Schwestern die weinen. Das Herz wird ihr schwer und sie bittet das Tier nach Haus gehen zu dürfen. „Ja," sagt es, „doch versprich mir in acht Tagen wieder hier zu sein." Das thut sie und eilt heim zu ihrem Vater, aber der Kummer hatte schon zu sehr an seinem Herzen gefressen, so daß er, nachdem er noch die Freude gehabt sie zu sehen, stirbt. Da trauert sie und weint, und als sie an das Tier denkt, sind längst acht Tage herum. Sie eilt ängstlich hin, wie sie ankommt ist alles verändert, die Musik still, das Schloß ganz mit schwarzem Flor behängt und der Sommergarten von Schnee bedeckt. Das Tier selbst ist fort, sie sucht es allerorten, aber sie kann es nicht finden. Voll Leid darüber geht sie in den Garten und sieht einen Haufen Kohlhäupter, die sind schon alt und faul. Sie legt sie herum und wie sie ein paar umgedreht hat, sieht sie ihr liebes Tier unten wie tot liegen. Sie lauft, schöpft Wasser und gießt das über es hin, da erholt es sich, springt auf und verliert seine alte Gestalt, so daß ein schöner Königssohn vor ihr steht. Nun ist alles in Freuden, der schwarze Flor wird abgerissen, die Musikanten spielen, der Sommergarten blüht wieder, und beide feiern ihre Hochzeit. Eine dritte Erzählung ist aus dem Hannöverischen. Eines Königs drei Töchter werden krank und um zu genesen, sollen sie Wildbret essen. Der Jäger wird in den Wald geschickt, kann aber nirgend ein Stück finden. Da sieht er zuletzt einen Raben, und weil er denkt „das ist auch Wildbret", legt er an, der Rabe aber ruft „Jäger, schieß nicht, denn wo du mir eine von den Königstöchtern versprichst, will ich dir Wild verschaffen, so viel du verlangst." Der

Jäger geht und meldet es dem Könige, der spricht „du kannst's dem Raben immer versprechen, gehalten braucht's doch nicht zu werden." Der Jäger verspricht also dem Raben die Königstochter, der ihm Wild herbeijagt, so viel er schießen will. Die drei Königstöchter essen davon und werden gesund. Es wird ein großes Fest angestellt. Abends, wie ein Fenster offen ist, kommt der Rabe herein und verlangt die versprochene Braut. Der König will sie nicht geben, doch sagt er endlich „ich will meine Töchter fragen ob eine Lust hat deine Frau zu werden." Die älteste und die zweite [154] sagen nein, die jüngste sagt „ja, ich will mit dem Raben gehen, wenn mich meine Kammerfrau begleiten darf." Der Rabe willigt ein, nimmt die Königstochter unter den einen Flügel, die Kammerfrau unter den andern und bringt sie in ein prächtiges Schloß. In der Schlafkammer der Königstochter hängt ein Spiegel, darin kann sie alles sehen was in ihrem heimatlichen Schloß geschieht, nur darf sie nicht die Kammerfrau hineinblicken lassen. Die Königstochter trägt darum allzeit den Schlüssel bei sich, einmal aber läßt sie ihn stecken, die Kammerfrau geht hinein und schaut in den Spiegel. Der Rabe zerreißt sie dafür und sagt zur Königstochter „nun mußt du fort, mußt sieben Jahre dienen und für sieben Mägde Arbeit thun." Und dann erzählt er ihr noch es würde eine alte Frau ihr begegnen, mit der müsse sie die Kleider tauschen und dann würde sie an ein Haus kommen, und eine Frau werde herausschauen und sie schelten, aber sie solle nicht darauf achten. Hierauf zog er sich eine Feder aus, gab sie ihr und sprach „wenn dir eine Arbeit zu sauer wird, so nimm sie hervor und sprich auf des Raben Geheiß soll es geschehen! und die Arbeit wird gethan sein." Aber sie muß ihm auch Treue geloben. Nun geht sie fort, vertauscht ihre schönen Kleider mit den schlechten des alten Weibes und kommt vor das Haus, wo die böse Frau herausschaut. Die Königstochtet bietet ihr Dienste an, jene antwortet „ich habe sieben Mägde gehabt, wie willst du mit deinen zarten Händen die Arbeit thun?" „O doch, ich will es versuchen." Zuerst soll sie einen Stall rein machen, aber bald hat sie Blasen in den Händen, da nimmt sie

die Feder und spricht „auf des Raben Geheiß soll der Stall so rein sein wie er es nie gewesen.“ Alsbald ist die Arbeit geschehen. So hat sie sieben Jahre da gedient, und was ihr zu schwer ward, mit Hilfe der Rabenfeder vollbracht. Diener und Knechte im Haus die wegen ihrer großen Schönheit sich zu ihr drängten und sie plagten, hat sie geneckt. Einmal spricht der Kutscher „darf ich heut Nacht zu dir kommen?“ „Ja,“ antwortet sie; als sie ihn aber kommen hört, holt sie die Feder und spricht „auf des Raben Geheiß soll er auf den Hof gehen und eine Stunde lang sich aus- und anziehen und dann kommen und für das Vergnügen danken.“ Wie sie alle nach der Reihe zu Narren gehalten hat, thun sie sich zusammen und wollen sie mit Ruten schlagen, aber sie nimmt die Feder und spricht „auf des Raben Geheiß sollen sie sich ausziehen und einander bis aufs Blut hauen und [155] dann kommen und sich dafür bedanken.“ So hat sie Ruh, bis die sieben Jahre herum sind, da kommt ein Königssohn in aller Pracht gefahren und holt sie ab; das war der Rabe, dessen Verwünschung nun ihr Ende erreicht hatte. In der jungen Amerikanerin (1, 30—231) ist das Märchen schlecht benutzt. Das Tier ist ein Drache, aus dessen Garten (es ist darin kein Winter) der Vater sich eine Rose bricht und dafür seine Tochter versprechen muß. Die Tochter geht selbst in des Drachen Schloß, der stellt sich dumm und ungeschickt. In der Nacht aber träumt sie von einem schönen Jüngling und allmählich gewöhnt sie sich an ihn, so daß sie ihn endlich lieb gewinnt. Sie besucht ihre Eltern und kommt zurück durch Hilfe eines Rings der ein- und auswärts gedreht wird. Endlich gesteht sie ihm in einer Nacht, daß sie ihn lieb habe, da ist er am Morgen ein schöner Jüngling und sein Zauber gelöst. Es entdeckt sich auch, daß sie nicht des Kaufmanns Tochter, sondern von einer Zauberin untergeschoben ist.

In der Leipziger Sammlung ist es das siebente Märchen (S. 113—130), in dem Büchlein für die Jugend Nr. 4. Aus Schlesien in Wolfs Zeitschrift 1, 310, aus Tirol bei Zingerle S. 391, aus Schweden bei Meier Nr. 57; verwandt ist das Märchen vom Eisenofen (Nr. 127) und die dort in der Anmer-

tung noch mitgeteilten. Auch das singende und klingende Bäumchen in der Braunschweiger Sammlung ist hier anzuführen, wie die drei Tiere bei Musäus. Schwedisch der Graumantel (s. unten), niederländisch in der Wodana Nr. 3. Ungarisch bei Gaal Nr. 15. Im Pentam. haben mehrere Ähnlichkeit, das Zauberkästchen (2, 9), Pintosmauto (5, 1) und der goldene Stamm (5, 4). Bei der Aulnoy der blaue Vogel (Nr. 3), der Widder (Nr. 10) und die grüne Schlange (Nr. 15). Aus den Märchen der Frau von Beaumont gehört das eine von der Schönen und dem Tier in dem 5. Gespräch hierher. Endlich ist noch auf ein aus der heutigen indischen Volkssage genommenes Märchen von des Holzhauers Tochter hinzuweisen, das im Anhang zu Somadeva mitgeteilt wird 2, 191. 211.

In diesen vielfachen Auffassungen wird immer das aus dem Apulejus so bekannte Märchen von der Psyche ausgedrückt. Das Herz wird geprüft und vor der Erkenntnis in reiner Liebe fällt alles irdische und böse nieder. Unsere Erzählung stimmt auch darin, daß Licht das Unglück bringt und die alles entfesselnde Nacht den Zauber [156] jedesmal löst. Schön ist hier, daß die Unglückliche durch die Welt zieht und die ganze Natur um Beistand bittet, endlich auch die Gestirne, die in alten Formen und Sprüchen reden. Ihre Thätigkeit und Mitgefühl erscheint auch in der Erzählung von der Eva in Rudolfs Weltchronik (Kass. Hdschr. Bl. 21 a). Sie bittet Sonne und Sterne, wenn sie zum Orient kommen, dem Adam ihre Not zu sagen und sie vollbringen es. Wie das Mädchen bei Sonne, Mond und Wind Hilfe sucht, so sucht in einem ungarischen Märchen (Molbechs udvalgte Eventyr Nr. 14) der dem seine Frau geraubt ist, erst bei dem Sonnenkönig, dann bei dem Mondkönig, endlich bei dem Sternenkönig Beistand, und Ähnliches erzählt ein serbisches Märchen bei Wuk Nr. 10. Auch sind in dieser Beziehung Rhesas litau. Volkslieder nachzusehen S. 291. Die Federn und die herabfallenden Blutstropfen erinnern an den Volksglauben von den Federnelken, deren eine Gattung im Herzen einen dunklen Purpurflecken hat, das, sagt man, sei ein Tropfen Blut welchen der

Heiland vom Kreuz habe hineinfallen lassen. Ferner die Federn sollten den Weg weisen, der Blutstropfen wohl die Gedanken an den Verzauberten erhalten, und so führt es zu der Sage von den Blutstropfen, über welche Parcifal nachsinnt, und die ihm seine Frau ins Gedächtnis rufen; s. Altd. Wälder Bd. 1, 1. Rosen im Winter erinnern an ein Lied des Kuhländchens, wo auch drei Rosen an einem Zweig gewachsen, blühend zwischen Weihnachten und Ostern verlangt werden (Meinert I. 95): das Hegen und Brechen der Blumen an die Rosengärten der Zwerge, die von mutwilligen Helden zertreten werden, wofür die Zwerge schwere Strafe fordern.

89. Die Gänsemagd.

Aus Zwehrn. Dies schöne Märchen stellt die Hoheit der selbst in Knechtsgestalt aufrecht stehenden königlichen Geburt mit desto tiefern Zügen vor, je einfacher sie sind. Was ihr die Mutter zum Schutz mitgab (aus den Blutstropfen sprechen auch sonst noch Stimmen s. der liebste Roland Nr. 56. Vergl. auch Cl. Brentanos Gründung Prags S. 106 und Anmerk. 45) hat sie unschuldig verloren [157] und der gezwungene Eid drückt sie nieder: aber noch weiß sie windbannende Zaubersprüche und mit stolz-demütigen Gedanken wird sie jeden Morgen unter dem finstern Thor durch das Gespräch mit dem auch im Tod treu bleibenden Pferde erfüllt. Redende kluge Rosse kommen sonst noch vor (vergl. Ferenand getrü Nr. 126); in dem abgehauenen Kopf (wie in Mimers) wohnt die Sprache fort. Selbst aus dem Tacitus (Germ. 10) läßt sich schon anführen proprium gentis equorum praesagia ac monitus experiri — hinnitus ac fremitus observant. Es ist merkwürdig, daß die alten Norden von geopferten Pferden die Häupter aufzustecken pflegten, womit man den Feinden schaden zu können glaubte (Saxo Gramm. 5, 75; vergl. Suhms Fabelzeit 1, 317). Bei den Wenden herrschte ähnlicher Gebrauch, man wollte mit den aufgesteckten Häuptern Seuchen abhalten (Prätorius Weltbeschr. 2, 163). Bekannt ist auch, daß man Menschenköpfe auf die Zinnen oder Stangen steckte

(Haupts Zeitschrift 3, 51 Anmerk.); ein Totenkopf der singt in der Eyrbyggia Sage 219. Ausgebreitet ist der Zug von den goldenen und silbernen Haaren der Schönheit, ein Zeichen königlicher Abkunft (Nr. 114); so auch das Kämmen derselben, wie sich die Sonne gleichsam beim Scheinen strählt. Die unglücklichen Königstöchter kämmen und spinnen ebenso häufig als sie Vieh hüten. Kürdchen kann aus Conrädchen zusammengezogen sein, aber auch an Hirt, Chorder, Horder erinnern. In den Reimen ist etwas abgebrochenes, in gangest, statt gehest, ganz das nordische ganga (wie hangest für häheſt); man hört auch

o Folle (Fohlen), da du hangest,
o schönes Mädchen, da du gangest,
wüßte das die Mutter dein,
ihr Herz zerspräng zu Stock und Stein.

Sich schnatzen, von den Haaren gesagt, heißt sie flechten (zu der nordischen Form snua, wenden, winden, schnüren), so ist auch Schnatz das geflochtene Haar, die Braut geht im Schnatz zur Kirche (s. in Estors teutscher Rechtsgelahrth. von Hofmann Tl. 3, das oberhessische Wörterbuch, und Schaum, braunfelsische Altertümer S. 45; in der Wetterau wird das Wort überhaupt vom Sonntagsputz gebraucht). Sich aufsetzen und Aufsatz wird gleichfalls vom Schmücken und ordnen des Haars gesagt. Rätsel gebrauchte die [158] Erzählerin weiblich, wie das frühere Räterſch bekanntlich auch vorkommt.

Bei einer eigentlichen Erörterung des kerlingischen Mythus von Berta, Pipins verlobter Gemahlin, die durch ihre Dienerin verdrängt wird und in der Mühle spinnt und webt, würde sich ausführen lassen, daß unser dem Hauptinhalt nach sichtbar damit zusammenkommendes Märchen doch noch altertümlicher, schöner und einfacher ist. Man sehe Fr. Wilh. Val. Schmidts reichhaltigen Aufsatz im 3. Band von Bojardos Roland S. 1—42. Besonders merkwürdig in dieser Beziehung ist der Name Falada (die mittlere Silbe kurz), weil Rolands Pferd Valentich, Falerich, Velentin, in den Haimonskindern Pfälz. Hs. 68[a] Volatin heißt, und das Pferd Wilhelms von Oranse bei Türheim Volatin,

Valatin, Valantin. Schwedisch in den Volkssagen und Volksliedern bei Afzelius 1. Ungarisch bei Molbech S. 387. Albanesisch bei Hahn 2, 165. 166. Das russische Märchen von Bulat (Dietrich Nr. 10 vergl. Nr. 5) beruht auf derselben Sage, nur auf einen Jüngling angewendet. In dem Pentamerone die zwei Kuchen (4, 7).

90. Der junge Riese.

Aus der Leinegegend. In diesem Märchen zeigt sich unverkennbar eine Verwandtschaft mit der Sage von Siegfried, dessen gewaltige Riesennatur in seiner Jugend und überhaupt in seinem Leben die Gedichte ähnlich beschreiben. Er fängt die Löwen, bindet sie an den Schwänzen zusammen und hängt sie über die Mauer (Rosengarten 3. Siegfr. Lied 33). Deutlicher ist sein Arbeiten beim Schmied, dem er hier ebenso ungefüg zuschlägt (Lied 5), der, wie Reigen, goldgierig ist und aus Geiz alles allein besitzen will; ferner die Hinterlist des gleichfalls habsüchtigen Amtmanns, der ihn los sein will, welche jener des Reigen entspricht, so wie die gefährliche, verwünschte Mühle [dem Drachennest, wohin er, der den Schrecken nicht kennt (was besonders die nord. Sage hervorhebt, denn Brunhild hatte gelobt keinem andern sich zu vermählen als einem ganz unerschrockenen; s. Sigurdrifas Lied) furchtlos geht und siegreich zurückkommt. Der Riese erscheint ganz in den Sitten welche die alten Gedichte [159] beschreiben, eine Eisenstange ist seine Waffe, und er versucht die Kraft am Ausreißen der Bäume (s. Anmerk. zu den altdän. Liedern S. 493). Ein russisches Lied in Fürst Wladimirs Tafelrunde zeigt in Tschurilo einen ähnlichen Helden (s. unten), und im persischen neigt sich Guschtasp dahin (Firdusi von Görres 2, 246 ff.). Auch Rustem reißt einen Baum aus der Wurzel und trägt ihn als Stock (das. 1, 186). Das unschädliche Herabwerfen der Mühlsteine erinnert lebhaft an Thors Abenteuer mit Skrimnir (Dämis. 38), wie diese wieder an die böhmische Sage vom Riesen Scharmack. Die Erziehung bei Riesen ist gleichfalls ein alter bedeutender Umstand: bei diesen oder bei kunstreichen Zwergen wurden die Helden in die

Lehre gethan, wie Sigurd bei Reigin und Widga (Wittich) in der Wilk. S. Ebenso ist es ein alter Zug, daß der Riese den jungen selber säugt, was auch in Nr. 92 vorkommt. In der Floamanna Sage wird erzählt, daß Thorgil um sein zartes Kind, dessen Mutter ermordet war, zu ernähren, sich in die Brustwarzen schneiden ließ. Zuerst kam Blut, dann Molken, endlich Milch, womit das Kind gesäugt wurde (s. dänische Übersetzung von B. Thorlacius S. 94). Von einem Manne der sein Kind selbst gesäugt hat mit Milch s. Humboldt relation historique 3, c. 4. Siegfried und der Eulenspiegel berühren und nähern sich einander, welches unser Märchen vollkommen zur Gewißheit erhebt, und man darf den jungen Helden darin so gut einen edleren Rieseneulenspiegel als einen spaßhafteren gehörnten Siegfried nennen (ähnliche Helden sind Simson und Morolf und vor allen Gargantua nach den echten Volkssagen von ihm; s. Mémoires de l'acad. celtique 5, 392). Beide Eulenspiegel und Siegfried wandern in die Welt aus, nehmen Dienste und mißhandeln in ihrem Übermut die bloß menschlichen Handwerker; namentlich ist wichtig, daß Eulenspiegel dem Schmied sein Gerät verdirbt und als Küchenknecht bei den Braten gestellt wird, den er abißt wie Sigurd das Drachenherz, das er dem Reigen braten soll; er geht auf dem Harz, fängt Wölfe, um die Leute damit zu schrecken, wie Siegfried den Bären (Nibel. 888, 889). Schon in der Sprache ist der Diener ein Schalk, und der Hofdiener fällt mit dem Hofnarren zusammen. Soini, der finnische Rieseneulenspiegel hieß gerade auch Kalkki (Diener). Drei Nächte alt, trat er sein Windelband auf und man sah, daß ihm nicht zu trauen war, also wurde er ausgeboten. Ein Schmied nahm ihn in seinen Dienst, dem sollte er sein Kind hüten, [160] aber er griff dem Kind die Augen aus, tötete es nachher und verbrannte die Wiege. Drauf setzte ihn der Schmied über einen Zaun, den er flechten sollte, da holte er Fichten im Wald und flocht sie mit Schlangen zusammen. Nun mußte er Vieh weiden, die Hausfrau aus Rache backte ihm einen Stein ins Brot, so daß er sich sein Messer stumpfte: erzürnt rief er Bären und Wölfe, daß sie die Herde fräßen. Aus

den Kühbeinen und Ochsenhörnern aber machte er sich Blashörner und trieb die Wölfe und Bären statt der andern Herde heim. Der nordische Grettir, als er Gänse und Rosse hüten soll, spielt ähnliche Streiche (bernskubraugd Kinderstreiche). Das Heldenmäßige bricht in der Jugendroheit und Nichtachtung des gewöhnlichen Menschentreibens hervor, wie auch Florens im Octavian dem Clemens die Ochsen verschleudert.

Eine Erzählung aus Hessen ist viel unvollständiger, hat aber ihr eigenes. Kürdchen Bingeling hat an seiner Mutter Brust sieben Jahre getrunken, davon er so gewaltig groß geworden und so viel hat essen können, daß er nicht zu ersättigen ist; alle Menschen aber hat er gequält und genarrt. Nun versammelt sich die ganze Gemeinde, will ihn fangen und töten, er aber merkt's, setzt sich unter das Thor und sperrt den Weg gerade wie Gargantua den Berg Gargant nicht weit von Nantes schafft, so daß ohne Hacken und Schippen kein Mensch durchkann und er ruhig weiter geht. Nun ist er in einem andern Dorf, aber noch derselbe Schlingel und da macht sich wieder die ganze Gemeinde auf, um ihn zu greifen, er aber, weil kein Thor da ist, das er verrammeln kann, springt in einen Brunnen. Jetzt stellt sich die Gemeinde herum und ratschlagt, sie beschließen endlich ihm einen Mühlstein auf den Kopf zu werfen. Mit großer Mühe wird einer herbeigeholt und hinabgerollt, wie sie meinen er sei tot, kommt auf einmal der Kopf aus dem Brunnen, den hat er durch das Loch des Steins gesteckt, so daß dieser ihm auf den Schultern hängt, wobei er ruft „ach! was hab ich einen schönen Dütenkragen!" Wie sie das sehen, ratschlagen sie von neuem, und schicken dann hin und lassen ihre große Glocke aus dem Kirchturm holen, und werfen sie auf ihn hinab, die sollte ihn gewiß treffen (ebenso beim Riesen Scharmack). Wie sie aber meinen er liege unten erschlagen und gehen auseinander, kommt er auf einmal aus dem Brunnen gesprungen, hat die Glocke auf dem Haupt, ruft ganz freudig „ach! was eine schöne Bingelmütze!" und lauft davon.

[161] Hieran schließt sich ein Lied vom starken Hans von Wezel in der Zeitschrift Prometheus von Seckendorf und Stoll

1, S. 79. Er begiebt sich zu einem Schmied in die Lehre und schlägt auf den Amboß einen Probeschlag, daß dieser in den Boden fährt. Dann reißt er Eichen mit den Wurzeln aus, wirft Wagen und Gespann übers Thor in den Hof. Endlich begegnet er dem Teufel, der gerade sich damit die Zeit vertreibt Steine in die Luft zu werfen; er sagt er werfe sie den Engeln nach, um sie zu vertreiben. Hans will mit ihm in die Wette werfen, und der Teufel geht darauf ein. Es wird ausgemacht, daß wenn der Teufel verliere, er sich von dem Orte entfernen müsse und ein Kreuz daselbst errichtet werde. Der böse Feind wirft ein Felsenstück, wie eine Kirche groß, erst am Abend kommt es wieder, so hoch hat er es geworfen. Hans faßt einen dreimal größeren Stein und wirft in Gottes Namen. Sie warten drei Tage, der Stein kommt nicht wieder herab. Da sucht der Teufel danach und findet ihn endlich oben auf dem Mond, wo er liegen geblieben ist. Auch in Schlesien erzählt man von dem starken Hans (neues Jahrbuch der Berliner Gesellschaft 1, 288. 290). In Holstein von dem Hans mit der eisernen Stange (Müllenhoff S. 437). Im Harz Johannes der Bär oder Martisbär (Pröhle, Märchen für die Jugend Nr. 29). Bei Kuhn und Schwarz Nr 18.

Eine Erzählung aus Zwehrn hat andere Abenteuer in der Mühle. Wie er hinein kommt, lauft eine Katze auf ihn zu und fragt „was willst du hier?" „Mahlen will ich." Da kommt noch eine und sagt „wir wollen uns an ihn machen," eine dritte ruft „ja das wollen wir." Aber der junge Riese packt sie und schmeißt sie tot. Darauf geht er in eine andere Mühle, da kommen Gespenster auf ihn und rufen „wir wollen den Trichter abnehmen und ihn schleifen." Aber er faßt sie selbst und schleift sie auf den großen Mühlsteinen. Endlich geht er in eine dritte Mühle, da springen wieder zwölf greuliche Katzen auf ihn zu und umringen ihn, dann machen sie ein großes Feuer an, setzen Wasser auf und sprechen „in dem Kessel sollst du nun sieden." „Meinetwegen," sagt er, „aber macht euch vorher einmal lustig, balgt und beißt euch." Da fangen sie an sich zu balgen und beißen, er aber merkt auf, und wie das Wasser siedet, hebt er den ganzen Kessel

ab, schüttet ihn über sie aus und brüht sie alle tot. Endlich aus einer Magdeburger Erzählung ist anzumerken, daß der Furchtlose, wie der große Christoph, [162] in die Hölle zum Teufel geht und ihm darin dienen will. Da sieht er viele Töpfe stehen und schmoren, worin gefangene Seelen stecken. Er hebt alle Deckel auf und läßt sie heraus; worauf ihn der Teufel sofort Dienstes entläßt. Nach einer Bemerkung v. d. Hagens in den Wiener Jahrb. 12, Anzeigeblatt S. 58 ist der größte Teil des Märchens auch in der Ukermark im Brandenburgischen bekannt, wo der Riese Knecht Sülwendal heißt. In einer Überlieferung aus dem Zillerthal bei Zingerle S. 220 der starke Hansl, der auch unter Nr. 166 in einer Überlieferung aus der Schweiz auftritt. Ebenso wird in Jütland von dem starken Hans erzählt, wie Peter Iversom in seiner Schrift über das jütländische Volk bei Riba (herausgegeben von C. Molbech S. 28. 29) bemerkt. Seine Gutmütigkeit ist so groß als seine Stärke. Der Herr bei dem er dient, will ihn gern los sein, seine Tochter muß einen goldenen Ring in einen tiefen Brunnen werfen, und der soll sie zur Gemahlin haben, der hinab steigt und ihn wieder herauf holt. Der starke Hans ist bereit dazu, während er aber unten ist, läßt der Herr einen großen und schweren Mühlstein herbei bringen und in den Brunnen hinabwerfen. Doch glücklicherweise fällt er so, daß das Loch, das mitten im Mühlstein ist, gerade auf den Kopf von Hans kam und der Stein auf seinem Hals sitzen bleibt. Ein andermal zwingt er den Teufel und seine Gesellen für ihn in der Mühle zu mahlen. Niederländisch in der Wodana Nr. 1. S. 47. Serbisch der Bärensohn (s. unten) vollständig, mit trefflicher Steigerung des Ungeheueren bei Wuk Nr. 1.

91. Dat Erdmänneken.

Aus dem Paderbörnischen. Eine andere Erzählung aus der Gegend von Köln am Rhein weicht in einigem ab. Ein mächtiger König hat drei schöne Töchter, einmal, bei einem herrlichen Fest, gehen sie in den Garten spazieren und kommen abends nicht wieder. Als sie am andern Tag auch noch ausbleiben, läßt sie

der König durchs ganze Reich suchen, aber niemand kann sie finden. Da macht er bekannt wer sie wiederbringe, solle eine zur Gemahlin haben und Reichtümer dazu für sein Lebelang. Viele ziehen aus, aber umsonst, zuletzt machen sich drei Ritter auf den Weg und wollen [163] nicht ruhen als bis es ihnen glückt. Sie geraten in einen großen Wald, wo sie den ganzen Tag hungrig und durstig fortreiten, endlich sehen sie in der Nacht ein Lichtlein, das sie zu einem prächtigen Schloß leitet, worin aber kein Mensch zu sehen ist. Weil sie so hungrig sind, suchen sie nach Speise, einer findet ein Stück Fleisch, es ist aber noch roh. Da spricht der jüngste „geht ihr beide und schafft einen Trank, ich will derweil das Fleisch braten.“ Also steckt er den Braten an einen Spieß, und wie er brützelt, steht auf einmal ein Erdmännchen neben ihm mit einem langen weißen Bart bis an die Knie und zittert an Händen und Füßen. „Laß mich beim Feuer meine Glieder wärmen,“ spricht es, „so will ich dafür den Braten wenden und mit Butter begießen.“ Der Ritter erlaubt ihm das, nun dreht es flink den Braten, aber so oft der Ritter wegsieht, steckt es seine Finger in die Bratpfanne und leckt die warme Brühe auf. Der Ritter ertappt es ein paarmal und sagt, es sollt's bleiben lassen, aber das kleine Ding kann nicht und ist immer wieder mit dem Finger in der Pfanne. Da wird der Ritter zornig, faßt das Erdmännchen beim Bart und zaust es, daß es ein Zetergeschrei erhebt und fortläuft. Die zwei andern kommen indes mit Wein, den sie im Keller gefunden haben, und nun essen und trinken sie zusammen. Am andern Morgen suchen sie weiter und finden ein tiefes Loch, „darin“, sagen sie, „müssen die Königstöchter verborgen sein,“ und losen wer sich soll hinunterlassen, die beiden andern wollen dann den Strick halten. Das Los trifft den welcher mit dem Erdmännchen zu thun gehabt hat. Es dauert lang, bis er auf Grund kommt, und unten ist's stockfinster, da geht eine Thüre auf und das Erdmännchen, das er am Bart gezogen, kommt und spricht „ich sollte dir vergelten was du mir Böses gethan, aber du erbarmst mich, ich bin der König der Erdmännlein, ich will dich aus der Höhle bringen, denn wenn

du noch einen Augenblick länger bleibst, so ist's um dich geschehen." Der Ritter antwortet „sollt ich gleich Todes sterben, so geh ich nicht weg, bis ich weiß ob die Königstöchter hier versteckt sind." Da spricht es „sie sind in diesem unterirdischen Stein von drei Drachen bewacht. In der ersten Höhle sitzt die älteste und ein dreiköpfiger Drache neben ihr, jeden Mittag legt er seine Köpfe in ihren Schoß, da muß sie ihn lausen, bis er eingeschlafen ist. Vor der Thüre hängt ein Korb, darin liegt eine Flöte, eine Rute und ein Schwert, und die drei Kronen der Königstöchter liegen auch darin, den Korb mußt du [164] dir erst wegtragen und in Sicherheit bringen, dann fasse das Schwert, geh hinein und hau dem Drachen die Köpfe ab, aber alle drei auf einmal, verfehlst du einen, so wachsen alsbald die andern wieder, und es kann dich nichts mehr retten." Dann giebt er ihm auch eine Glocke, wenn er daran ziehe, wolle er ihm zu Hilfe eilen. Nach der ältesten erlöst er auch die zweite, die ein siebenköpfiger, und die dritte, die ein neunköpfiger Drache bewacht. Dann führt er sie zu dem Eimer worin er herabgelassen war, und ruft seinen Gesellen zu, sie sollten wieder hinaufwinden. Also ziehen sie die drei Königstöchter nacheinander in die Höhe. Wie sie oben sind, werfen die zwei Treulosen das Seil hinunter und meinen, er solle in der Tiefe umkommen. Er zieht aber das Glöckchen, da erscheint das Erdmännchen und heißt ihn auf der Flöte pfeifen, und wie er das thut, kommen aus allen Ecken viel tausend Erdmännchen herbeigelaufen. Da heißt sie ihr König eine Treppe für den Ritter machen, und sagt ihm, oben solle er nur mit der Rute aus dem Korbe auf die Erde schlagen. Also legen sich die kleinen Männer aufeinander und bilden eine Treppe, worauf der Ritter hinaufgeht, oben schlägt er mit der Rute, da sind sie alsbald wieder verschwunden. Eine dritte Erzählung aus dem Hannöverschen enthält folgendes Besondere. Die drei Königstöchter kommen beim Baden fort. Statt des Zwergs erscheint hier den Dreien, welche ausgehen die Königstöchter zu suchen, ein Alter, den der Dritte, als er Essen von ihm fodert, einen Keil aus dem gespaltenen Holz ziehen heißt. Wie sich der Alte nun bückt, so zieht jener die

Axt heraus und klemmt ihn mit dem Barte fest, der in die Spalte hineinhing. Der Alte reißt sich den Bart mit Gewalt aus und lauft fort; sie folgen seiner blutigen Spur und gelangen auf diese Weise zu der Erdhöhle, worin die Königstöchter sitzen. Als der dritte allein zurückgeblieben ist und auf einer Flöte bläst, kommt ein schöner Mann, der bringt ihn durch einen langen Gang die Höhle heraus, giebt ihm die Kleider, in welchen die drei Königstöchter gestohlen waren, und die sie mitzunehmen vergessen hatten, und sagt ihm, er solle zum Hofschneider gehen, sich als Geselle bei ihm verdingen und, wenn eine von den Königstöchtern das Brautkleid bestelle, das ihrige bringen, so würden sie ihn erkennen. Das führt er aus, jede Königstochter verlangt ein Kleid so gemacht wie das worin sie ist gestohlen worden. Der Geselle verspricht's zu liefern, lebt aber mit dem Meister lustig, und als dieser abends endlich [165] an die Arbeit will, sagt er zu ihm, er solle sich nur schlafen legen, er wolle das Kleid schon in der Nacht fertig machen. Die zwei ältesten merken nicht darauf, aber die dritte erkennt ihr Kleid, läßt den Gesellen kommen und hört nun, daß er ihr Erretter ist und vermählt sich mit ihm. Mit dieser Entwicklung, nur daß sie zusammenhängender dargestellt wird, stimmt eine vierte, sonst mit der Paderbörnischen übereinkommende Erzählung aus Steinau im Hanauischen. Das kleine graue Männchen unterwirft sich dem dritten Königssohn nicht eher als bis er es zwischen zwei Eichstöcke geschraubt hat. Darauf entdeckt es ihm den Aufenthalt der Königstöchter, die von drei Riesen in einer Höhle gefangen gehalten werden. Er wird hinabgelassen, zwei Löwen werden durch vorgeworfenes Fleisch beschäftigt; er findet die älteste, die aber erst seine Stärke versucht, indem er einen Eisenstab aufheben muß. Der Riese nähert sich, sie versteckt den Königssohn unter ihr Bett, macht jenen mit süßem Wein trunken, so daß er einschläft, und winkt dann dem Versteckten, der mit dem Eisenstab auf einen Hieb dem Riesen den Kopf entzwei schlägt. Auf dieselbe Weise werden die andern Riesen getötet und die drei Jungfrauen befreiet. Sie ziehen ihre seidenen Oberkleider aus und schenken sie ihm, gleichfalls ihre

goldnen Ringe vom Finger. Als er hernach unten eingesperrt ist, kommt ein Zwerg mit einer großen Schramme auf dem Backen; es ist das graue Männchen, das er zwischen die Eichstöcke geschraubt hatte. Es zeigt ihm eine Öffnung, wo ein tiefer Bach fließt: er setzt sich in ein Schifflein und gelangt wieder an das Tageslicht. Er wird ein Schneidergesell, und als die Königstöchter Kleider verlangen, schickt er ihnen die seidenen Oberkleider, die sie ihm geschenkt hatten. Dann geht er zu einem Goldschmied, und als sie Ringe verlangen, schickt er gleichfalls die goldenen, die er von ihnen in der Höhle bekommen hat. Sie werden dadurch aufmerksam, alles kommt an den Tag, die zwei bösen Brüder werden in einen Sack voll Schlangen eingenäht und in den Abgrund geworfen. Verwandt ist der starke Hans Nr. 166. Eine in Schweden aufgefaßte Erzählung stimmt ganz mit der Deutschen (s. unten). Ungarisch bei Gaal Nr. 5.

Sichtbar ist in unserm Märchen ein Zusammenhang mit der Erlösung der Kriemhild vom Drachenstein. Wie dort, verschwindet sie nach der Köln. Erzählung bei einem Fest, ohne Zweifel als Raub des Drachen. Die beiden andern Schwestern sind Ausdehnungen der [166] einen mythischen Gestalt, ebenso ist unter den dreien, die sie zu befreien ausziehen, der jüngste der eigentliche und einzige. Das Erdmännchen ist Euglin und Alberich, den sich der Held gleichfalls durch Gewalt erst geneigt macht (nach der Köln. Erzähl. zieht er ihn am Bart, wie in den Nibel. 466, 3), und dann auch entdeckt es erst den Aufenthalt der drachenbewachten Königstochter (Lied von Siegfr. 57, 58), der unter der Erde ist (Lied 99). Es folgt die Erlösung wie dort, indem die Drachen, welche auf dem Schoße der Jungfrau ruhen (Lied 21), getötet werden. Die Hilfe des Königs der Erdmänner entspricht jener, die Euglin (Lied 151) und vorher (beim Kampf 89) dem Siegfried nach dem Streit mit dem Riesen leistet; auch indem er ihm Essen bringt (Lied 119). Sie sind ihm überhaupt wie dort unterthänig.

92. Der goldene Berg.

Nach der Erzählung eines Soldaten. Eine andere abweichende aus Zwehrn, ein Fischer soll die Fische liefern, die er schuldig ist, und kann keine fangen. Da kommt der Teufel und er verschreibt ihm für reichen Fischfang seinen Sohn. Am andern Tag führt er ihn hinaus auf eine Wiese, wo ihn der Teufel holen will, aber der Jüngling nimmt die Bibel mit, macht einen Kreis und setzt sich hinein, so daß der Böse sich ihm nicht nähern kann. Der Teufel heißt ihn die Bibel hinwerfen, aber er thut es nicht, da wirft der Teufel ihm den Stuhl um, so daß der Kreis zerbrochen wird und schleppt ihn eine Ecke mit sich; aber jener läßt die Bibel doch nicht fallen, und der Böse muß endlich von ihm weichen. Der Jüngling geht fort und kommt in ein großes Haus, darin ist eine Stube, in der es niemand aushalten kann, er aber legt sich da schlafen. Nachts kommt ein Diener ohne Kopf, der deutet ihm an, es sei eine verwünschte Königstochter in dem Haus, die solle er erlösen, das könne er aber, wenn er sich vor nichts fürchte. Bald kommen Gespenster, die kegeln und packen ihn, ballen ihn zusammen und nehmen ihn zur Kugel und werfen ihn nach den Kegeln. Wie's aber vorbei ist, erscheint ein Geist und bestreicht ihn mit Öl und er ist wieder frisch wie vorher. Die zweite Nacht kommen die Gespenster abermals, werfen Ball mit [167] ihm, daß ihm alle Glieder knacken und brechen, und wie sie aufhören, sagen sie „morgen, wenn du noch da bist, sollst du in Öl gesotten werden." Aber er hat doch keine Furcht, und der gute Geist kommt und heilt ihn wieder. In der dritten Nacht machen die Gespenster ein großes Feuer an, setzen einen Kessel mit Öl darüber und sagen „wenn das siedet, so werfen wir dich hinein." Und über ein Weilchen als es zwölf schlägt, sagen sie „jetzt ist's Zeit!" fassen ihn und werfen ihn nach dem Kessel, aber er fällt neben hin und aller Spuk ist vorbei. Es steht aber eine nackte Jungfrau neben ihm, die dankt ihm und sagt „ich bin eine Königstochter, du hast mich erlöst und sollst mein Gemahl werden." Da reist er fort, sie aber läßt sich überreden und verlobt

sich mit einem andern, der eines Königs Sohn ist. Der junge Fischer begegnet auf dem Weg zweien, die schlagen sich um einen Stiefel, wenn man den anzieht, macht man hundert Stunden mit einem Schritt. Da sagt er zu ihnen „den Streit will ich brechen, stellt euch gegeneinander, wem ich den Stiefel zuwerfe, der soll ihn haben.“ Sie drehen sich um, er aber zieht den Stiefel an, thut einen Schritt, und ist hundert Stunden von ihnen weg. Ebenso erwirbt er einen unsichtbar machenden Mantel. Nun zieht er fort und kommt in die Stadt, wo die Königstochter eben ihre Hochzeit feiern will. Er geht mit seinem Mantel in das Zimmer und stellt sich hinter sie, niemand kann ihn aber sehen. Und wie sie essen will, hält er ihr die Hand, da erschrickt sie, blickt sich um und er streift den Mantel ein wenig vom Kopf, so daß sie ihn erkennen kann. Da geht sie mit ihm hinaus, und er rät ihr dem Königssohn zu sagen, wenn man den alten Schlüssel wieder gefunden, bedürfe man des neuen nicht. Wegen der Teilung der Wundersachen vergleiche das Märchen von den zertanzten Schuhen Nr. 133 nach der in der Anmerkung mitgeteilten paderbörn. Erzählung, wo Löwe und Fuchs sich um solch einen Mantel und Stiefel streiten, ferner in der Erfurt. Sammlung das Goldei, wo sich dreie in einen Wunschmantel nicht zu teilen wissen. Zank der Riesen über den Besitz von Mantel, Stiefel und Schwert auch in einem schwedischen Märchen bei Cavallius S. 182. Bei Pröhle, Kinderm. Nr. 22 streiten zwei um einen Reisesattel, der jeden durch die Luft trägt. Noch merkwürdiger aber ist die Übereinstimmung mit einem tartarischen Märchen, das in den Relations of Ssidi Kur vorkommt, auch im Quarterly Review 1819. 41, 106 mitgeteilt ist. Der Sohn des Chans [168] ist mit einem treuen Diener auf der Fahrt und gelangt in einen Wald, da findet er Kleine, die miteinander streiten. „Was habt ihr vor?“ fragt er. „Wir haben eine Kappe in dem Wald gefunden, und jeder will sie behalten.“ „Wozu dient die Kappe?“ „Sie hat die Eigenschaft, daß der welcher sie trägt, nicht gesehen wird, weder von Gott, noch von den Menschen, noch von den bösen Geistern.“ „Nun geht alle bis ans Ende des Walds,“

sagt der Chansohn, „ich will die Kappe nehmen und sie dem geben, der in dem Wettlauf siegt und zuerst hier anlangt.“ Wie sie aber weg sind, setzt der Chansohn die Kappe auf den Kopf seines Dieners, und wie die Kleinen wieder kommen, ist sie verschwunden und sie suchen vergeblich darnach. Der Chansohn zieht weiter mit seinem Diener und kommt wieder in einen Wald, wo böse Geister sich um ein Paar Stiefel zanken, wer die anhat, befindet sich gleich in dem Land, in welches er sich wünscht. Der Chansohn heißt auch diese weggehen und herbeilaufen, wer zuerst anlange, solle die Stiefeln haben. Allein er giebt sie seinem Diener unter das Kleid, der die Kappe aufthut, wie also die Geister zurückkommen, sind die Stiefel verschwunden. In einer Erzählung der 1001 Nacht (10, 302) wird um eine unsichtbar machende Kappe, eine Trommel und ein Bett gestritten. Zu vergleichen ist ein indisches Märchen bei Somadeva 1, 19. 20 (vergl. Berlin. Jahrb. für deutsche Sprache 2, 265), ein arabisches in der Fortsetzung der 1001 Nacht 563—624 (s. Val. Schmidts Fortunat S. 174 bis 178), ein norweg. bei Asbjörnsen S. 53. 171, ein ungarisches bei Mailath und Gaal Nr. 7.

Das vorangehende, die Verschreibung des Kindes an den Teufel in Unwissenheit und Übereilung ist eine häufige Einleitung der Märchen (s. Anmerk. zu Nr. 55), hier christlich gestellt. Die Übereinstimmung mit Siegfried fängt erst da an, wo der Jüngling, wie er (Wilk. S. Kap. 140. 141, welche diesen Umstand allein hat) auf dem Wasser fortgetrieben wird. Die Königstochter die er befreit, ist nach der deutschen Sage Kriemhild auf dem Drachenstein, sonst aber, besonders nach der nordischen Sage, Brünhild, denn für Gudrun (d. i. Kriemhild) thut er dort, wie in den Nibelungen, nichts. Der Drache, der sie gefangen hält, kommt darin vor, daß sie selbst in eine Schlange verwandelt worden. Das Überwinden der Gespenster durch Schweigen ist ein alter bedeutender Zug (s. altdän. Lieder S. 508). Der Goldberg, den der Held gewinnt, ist der Berg mit dem Goldschatze, der Hort, welchen, nach dem Lied, Siegfried auch im [169] Drachenstein erwirbt; sogar die Wünschelrute des Horts (Nib. 1064) kommt hier

als Wunschring vor. In seiner Verkleidung als Schäfer, wodurch er unerkannt eingehen kann, noch bestimmter hernach in seiner Unsichtbarkeit durch den Mantel in seiner Verwandlung in eine Fliege (wie Loki sich verwandelt, auch der indische Hanuman dringt so zur Sita, Polier 1, 350) erscheinen die unsichtbar machenden Kräfte der Tarnhaut (Nibel. 337) und die Vertauschung der Gestalt in der nord. Sage. Am merkwürdigsten ist die fast ganz mit der alten dunkeln übereinstimmende und sie aufklärende, umständlichere (Nibel. 88—96) Erzählung von der Teilung des Schatzes; dort sind, wie hier, Nibelungs Recken uneinig und rufen ihn als Schiedsmann herbei. Der Wunderdegen ist das herrliche Schwert Balmung. Er bekommt es gleichfalls voraus und geht nun, ohne zu teilen, mit dem erworbenen fort. Jene Wunderkraft des Schwerts ist bedeutend, denn wie alle Köpfe vor ihm fallen, so erstarren alle Lebendige vor dem Ägirshelm (Hildegrein), der nach der nord. Sage ebenfalls zu dem Hort gehörte. In seinem Verhältnis zur Königin scheint auch das mit Brünhild durch; sie weiß, wie in der nord. Sage, daß er unglücklich wird, wenn er von ihr geht, und ihre Verbindung mit ihm hat etwas geheimes. Sie entdeckt es unbesonnen, wie Siegfried der Kriemhild den früher gewonnenen Gürtel Brünhildens gegeben hat (Nibel. 793), und daraus entsteht Unglück, sowie ihre zweite Vermählung (mit Günther) vorkommt. Er ist ihr „Erlöser", den sie hernach doch verderben will. Wie er hier die Geister besiegt, ist er in der nord. Sage durch die Flammen geritten, in der Wilk. Sage (Kap. 148) sprengt er bloß gewaltsam die Thore; er war vom Schicksal dazu bestimmt und erwartet.

93. Die Rabe.

Aus der Leinegegend. Eine andere im einzelnen abweichende Erzählung bei Zingerle S. 239. Auch hier kommt die Befreiung der Brünhild vor. Zuerst wie in dem vorigen (doch aus einer ganz andern Quelle geflossenen) Märchen der Zank der Riesen über ihre Schätze, nur nicht so deutlich. Das goldene Schloß auf dem Glasberg [170] ist der Flammensaal der nordischen Sage,

geradezu übereinstimmend mit dem altdänischen Lied (Altdän. Lieder und Märchen S. 31 und Anmerk. S. 496. 497), wo Bryniel auf dem Glasberge sitzt, welchen nur ein besonderes Pferd (Grani) besteigen kann. Die Verwandtschaft und Vertauschung der Flamme und des schimmernden Glases liegt sehr nah. Der Schlaftrunk, vor dem sie ihm warnt und der ihn überwältigt, ist der Vergessenstrank der nordischen Grimhild.

Eine Annäherung zu den sieben Raben (Nr. 25) ist sichtbar und doch besteht dieses Märchen für sich. In einem der Braunschweiger Sammlung, das sonst ganz anders ist, kommt S. 226 ff. vor, wie die Verwünschte dreimal vorbei fährt und der Ritter der zu ihrer Erlösung wachen soll, weil er aus einer Quelle getrunken, an einer Blume gerochen, einen Apfel genossen, eingeschlafen ist: sie legt ihm jedesmal ein Geschenk zur Seite, ihr Bild, eine Bürste, die Geld schafft, ein Schwert mit der Inschrift „folge mir". Auch ist die Farbe ihrer Pferde jedesmal, wie hier, verschieden. Übrigens beweist diese Gestaltung den näheren Zusammenhang mit dem vorangehenden Märchen vom goldenen Berg, denn der Ritter hat auch vorher die Verzauberte aus ihrer Schlangengestalt durch Schweigen bei furchtbaren Gespenstern erlöst. Über das Kundgeben durch das Werfen des Rings in den Weinbecher vergl. Hildebrands Lied S. 79.

94. Die kluge Bauerntochter.

Aus Zwehrn. Hier hat sich deutliche Spur der alten Sage von Aslaug, Tochter der Brünhild von Sigurd, erhalten. Wiewohl eine königlich geborne, die durch Unglück in die Hände von Bauern geraten ist, nicht ausdrücklich genannt, zeigt sich doch klar dasselbe Verhältnis. Sie ist über ihren Stand und ihre Eltern weise, und der König wird, wie Ragnar auf Kraka (so heißt Aslaug als Bäuerin), durch ihre Klugheit aufmerksam gemacht. Um sie zu prüfen, legt er ihr gleichfalls ein Rätsel vor, das sie durch ihren Scharfsinn glücklich und rasch löst. Der Inhalt des Rätsels selber stimmt nah zusammen, und es sind nur verschiedene Äußerungen desselben Gedankens. [171] Der nord. König ver-

langt von Kraka (Ragnar Lodbroks, S. Kap. 4) sie solle kommen „gekleidet und ungekleidet, gegessen und ungegessen, nicht einsam und doch ohne jemands Begleitung.“ Sie wickelt sich, wie hier, nackt in ein Fischgarn, darüber her ihr schönes Haar, beißt ein wenig in einen Lauch (Zwiebel), so daß man den Geruch davon empfindet, und läßt ihren Hund mitlaufen. Zu vergleichen ist ein ähnliches Rätsel in andern Erzählungen,*) so daß es überhaupt als ein altes Volksrätsel erscheint.

Auch in der fortwährenden Klugheit und wie sie sich des Königs Liebe wieder zuwendet, der die Bäuerin zurückschicken will, gleicht sie der Aslaug. Ragnar war in Schweden beim König Eistein, dessen schöne Tochter Ingeborg ihm gefiel, auch seine

---

*) Nämlich Paulis Schimpf und Ernst enthält einen Schwank, wonach einem die Strafe erlassen werden soll, wenn er kommt „halb geritten und halb gegangen, mit seinem größten Feind und seinem größten Freund“. Der Schuldige kommt mit seinem Pferd, indem er den rechten Fuß in den Steigbügel setzt, mit dem andern auf der Erde fortstelzt: mit seiner Frau, die ihn auf eine Ohrfeige gleich als Mörder anklagt (was er ihr fälschlich als ein Geheimnis anvertraut hatte) und sich so als sein größter Feind ausweist: und mit seinem Hund, der sein größter Freund ist, weil er, nachdem er ihn geschlagen, auf sein Locken wedelnd zurückkehrt. Auch ein altd. Gedicht (pfälz. Hs. 336 Bl. 190) hat diese Sage behandelt. Hans Sachs erzählt die Geschichte sehr gut und in der Sache übereinstimmend (1560. Bl. 78).

Abweichend die Gesta Romanorum (lat. Ausg. Kap. 124, deutsche Kap. 124; s. unten Nr. 12.), wo auch die Aufgabe etwas anders lautet, der Schuldige bringt nämlich kein Pferd, sondern legt das rechte Bein auf den Hund, und weil er noch ferner seinen besten Spielmann mitbringen sollte, hat er sein Kind mitgenommen, als welches ihm, wenn es vor ihm spiele, die größte Kurzweil mache. Ferner kommt dasselbe in einer Erzählung der Cento novelle antiche (Torino 1802) S. 163 vor. Wer zu einem bestimmten Tag „seinen Freund, Feind und Spielmann mitbringt,“ soll die Gnade des Königs und große Schätze haben. Das wird wie dort aufgelöst, nur, daß er halb geritten und halb gegangen kommen soll, fehlt. Hierher gehört ein serbisches Märchen bei Wuck S. 125. 126 und eine Stelle aus Würdtwein (S. 488), „der Sendherr sal kommen mit dritthalben man, mit dritthalben Pferd, und sal nit kommen im Wege oder uswendig des Weges“. Auch die Lalenbürger sollen dem König entgegen kommen, halb geritten und halb gegangen. Die älteste Erwähnung in einer Erzählung bei Ratherius († 975) sermo de octavis paschae. (S. 895 b) folg. D'Achery spicil.), abgedruckt in Haupts Zeitschrift 8, 21. Vergl. die altdeutschen Blätter 1, 149. 154. Ferd. Wolf über die altfranzös. Heldengedichte S. 133.

Leute raten ihm eines Bauern Tochter nicht länger bei sich zu haben. Als er aber [172] nach Haus gekommen ist, und beide zu Bett gegangen sind, kennt durch ihre Vögel (Raben, Geist) Aslaug schon sein Vorhaben, entdeckt ihm ihre königliche Abkunft und gewinnt dadurch wieder seine Neigung. Kap. 8. Unser Märchen findet sich bei Colshorn Nr. 26, bei Zingerle S. 160 und bei Pröhle, Märchen für die Jugend Nr. 49. Auch in Norwegen ist es nicht unbekannt, wie Asbjörnsen in einem Reisebericht vom Jahre 1847 S. 2 bemerkt. Verschieden in der Ausführung, aber verwandt ist ein serbisches Märchen bei Wuck Nr. 25. Tendlau in den jüdischen Sagen S. 54 erzählt, daß eine Frau bei der Scheidung das Beste im Haus mitnehmen sollte, sie ließ den Mann, als er trunken war, in ihres Vaters Haus tragen.

95. Der alte Hildebrand.

Aus dem Österreichischen, wo er auch der alte Ofenbrand heißt. Eine andere Erzählung aus Deutschböhmen hat einige geringe Abweichungen. Die Frau will anfangs den Mann mit der Butte auf dem Rücken durchaus nicht einlassen, sie hat ihre Laden geschlossen und sagt, ihr Mann sei nicht daheim. Aber jener hat durch einen Spalt den Herrn Pfarrer in der Stube sitzen gesehen und spricht endlich „so mag der ehrwürdige Herr drinnen ein gut Wort für mich einlegen". Da erschrickt die Frau und läßt ihn ein. Der Mann stellt die Butte an die Wand, legt sich oben auf den Ofen und thut als schlief er. Nun deckt die Frau den Tisch, bringt Essen und Trinken und macht sich mit dem Herrn Pfarrer lustig. Endlich langt die Frau einen großen Becher herbei und spricht „wer jetzt trinkt, soll erst einen Reim machen". Der Pfarrer fängt an

„ich hab einen Boten ausgesandt, Alleluja!
auf Padua in Wällischland, Kyrieeleison!"

dann die Frau

„ich habe ihm drei Gulden Geld gegeben, A.!
und zwei Laib Brot daneben, K.!"

Nun soll der Mann mit der Butte auch singen, er weigert sich, endlich singt er

„dort steht meine Butte an der Wand, A.!
drin sitzt der alte Hildebrand, K.!"

Dann öffnet er die Thüre an der Butte, der alte Hildebrand steigt zornig heraus und hebt an

„jetzt muß ich aussesteigen, A.!
kann ja nimmer drinne bleiben, K.!"

und jagt sie mit Schlägen fort. Hiermit stimmt auch eine Erzählung aus Hessen. Die Frau will ihren Mann, den alten Hildebrand, gern los sein, weil er klein und schwarz ist; sie schickt ihn daher ins Tellerland, und der Pfarrer giebt ihm sein Pferd und hundert Thaler auf den Weg. Sein Gevattersmann begegnet ihm, öffnet ihm die Augen und nimmt ihn in der Kötze mit zurück. Er fragt die Frau, wo ihr Mann sei, sie antwortet

„ich hab meinen Mann wohl ausgesandt
in das Tik-Tak-Tellerland."

Der Pfarrer sagt

„ich hab ihn gegeben ein braunes Pferd
und hundert Thaler auf den Weg."

Da fängt der Gevatter an

„ach du lieber Hildebrand,
in der Kötze an der Wand."

Nun regt sich der alte Hildebrand und spricht

„ich kann nicht länger stille schweigen,
ich muß aus meiner Kötze steigen."

Ohne Zweifel hängt aber dieser Schwank mit der Sage von dem alten Hildebrand und Frau Ute zusammen; er ist der herumgewanderte, heimkehrende, der seine Hausfrau bald treu, bald treulos findet, gerade wie Ulysses nach einigen Sagen auch von der Penelope betrogen wird; vergl. über diese Zusammenstellung das Hildebrandslied S. 77. So auch im Märchen von der Frau

Füchsin hat der unter der Bank liegende, alte listige Fuchs einmal bloß die Freier, ein andermal Frau und Freier fortzutreiben, und es ist auch hiermit ein Zusammenhang nicht zu verkennen. Vergl. Münster. Sagen S. 215. Meier Nr. 41. Pröhle, Kinderm. Nr. 63.

[174] 96. De drei Vügelkens.

Drei Stunden von Corvei westlich liegt der Keuterberg, Köterberg, Teuteberg (übereinstimmend mit dem nicht weit davon anhebenden Teutoberger Wald), auf dessen Gipfel sich die Corveischen, Hannöverschen und Lippischen Grenzen berühren. Er ist von beträchtlicher Höhe und mag leicht mehr als vierzig Stunden im Umkreis beherrschen, tiefer ist er mit Wäldern bewachsen, die Kuppel selbst ist kahl, hier und da mit großen Steinen besäet, und gewährt dürftige Weide für Schafe. An ihn haben sich natürlich viele Sagen geknüpft und durch ihn erhalten. Rings um den Berg liegen sechs Dörfer, aus einem derselben ist das Märchen ganz in der Mundart mit allen ungleichen zwielichtigen Formen aufgenommen (nur die Schriftsprache hat eine einzige bestimmte, die lebende so häufig mehrere zugleich) z. B. sehde und segde, graut und grot, bede und beide, derde und dride. Teite für Vater, das alte Tatta, wird nur in diesen sechs Dörfern gesagt, sonst immer Vaer. Der Eingang hängt noch mit folgender Sitte zusammen, wenn die Kinder, auf den verschiedenen Seiten des Bergs das Vieh hütend, sich etwas sagen wollen, ruft eins „hela!“ oder „helo! helo! höre mal;“ Dann antwortet das andere von drüben „helo! helo! wat wust du?“ „helo! helo! kum mal to mie herover.“ „Helo! helo! ick kumme glick.“ Vergl. darüber auch Steinen in der westfäl. Geschichte 1, 57. Andere Auffassungen der Überlieferung in Wolfs Hausmärchen S. 168, bei Meier S. 72 und bei Pröhle, Kinderm. Nr. 3.

Unser Märchen stimmt sagenmäßig mit dem der 1001 Nacht von den zwei Schwestern, die auf ihre jüngste eifersüchtig sind (7, 277 folg.); die arabische Erzählung ist nur mehr ausgedehnt, die deutsche einfacher und auch wohl schöner; beide haben ihre Eigentümlichkeiten und beweisen ihre Selbständigkeit damit. Aus jenem

allgemein zugänglichen Buch wäre Auszug und Zusammenstellung bis ins Einzelne überflüssig. Der Derwisch, welchem der Prinz erst Bart- und Augenhaar abschneidet, eh' er redet (eins mit dem Gespenst in deutschen Sagen, welches stillschweigend rasiert sein will), ist [175] hier die hilfreiche alte Frau; sie geht fort und ist erlöst, gleichwie jener stirbt, nachdem er seine Bestimmung erfüllt hat.

Aber nicht bloß als arabisches, auch als altitalienisches erscheint dieses merkwürdige Märchen bei Straparola (4, 3); eine äußere Ableitung von dorther wendet entscheidend der Umstand ab, daß Straparola längst vor dem Übersetzer der 1001 Nacht lebte. Manches ist bei ihm sogar besser, den Kindern fallen, wenn sie gekämmt werden, Perlen und Edelsteine aus den Haaren, wodurch ihre Pflegeeltern reich werden, dort im arabischen heißt es nur einmal (S. 280) „die Thränen des Kindes sollten Perlen sein," aber der mythische Zug selbst ist schon untergegangen und hat nur diese Spur hinterlassen. Die Wunderdinge, welche im ital. verlangt werden, das tanzende Wasser, der singende Apfel und der grüne Vogel kommen mit der 1001 Nacht überein; aber abweichend und begründeter ist, wenn die Schuldigen, von welchen die Kinder ins Wasser geworfen waren, bewirken, daß die Schwester ihre Brüder zu dem gefährlichen Unternehmen reizt, weil sie hoffen, diese sollten dabei umkommen; in der 1001 Nacht bleibt es unerklärt, warum die Andächtige die Neugierde der Schwester rege macht. Dagegen kommt das Verbot, sich nicht umzusehen ohne Not bei Straparola vor, da die Strafe, in Stein verwandelt zu werden nicht darauf steht. Mit dem ital. stimmt bis auf Kleinigkeiten und Ausschmückungen bei der Aulnoy la Belle-Etoile (Nr. 22). Eigentümlich ist das ungarische (bei Gaal Nr. 16), wo alles Böse von der Schiegermutter ausgeht.

Wichtiger als diese Abweichungen der arab. und ital. Sage unter sich, ist es anzuführen wie unsere Deutsche in einigem mit dieser, in anderm mit jener übereinkommt: der sicherste Beweis ihrer Unabhängigkeit, wiewohl schon jeder der die Gegend kennte, wo es aufgenommen ist, überzeugt sein würde, daß jene fremden

Erzählungen niemals dorthin gelangt sind. Mit Straparola stimmt, daß die Kinder einen roten (goldenen) Stern auf der Stirne (altes Zeichen hoher Abkunft, Flamme auf dem Haupt)*) [176] mit zur Welt bringen, wovon die arab. Erzählung nichts weiß. Mit dieser dagegen, daß keine böse Stiefmutter, wie bei Straparola, mitwirkt, sondern bloß die Schwestern, ferner, daß die Kinder in drei Jahren nacheinander, nicht auf einmal zur Welt kommen, und sich die beiden ersten Male der König besänftigt. Eigentümlich dem deutschen und schön ist's, daß aus dem Wasser jedesmal, wie das Kind hineingeworfen ist, ein Vögelchen aufsteigt, welches andeutet, daß der Geist das Leben bewahrt (denn die Seele ist ein Vogel, eine Taube), wie im Märchen vom Machandelboom (Nr. 47); darauf beziehen sich auch die Worte im Vers**) „zum Lilienstrauß". Sie wollen sagen, das Kind war zum Tode bereit (d. i. tot), bis auf weitern Bescheid (Gottes) aber ist es gerettet; die Lilie lebt noch, denn die Lilie ist auch der unsterbliche Geist; s. das Märchen von den zwölf Brüdern Nr. 9, wo statt der Lilie, die ihr gleichstehende weiße Studentenblume, Narzisse, verwandelter Jüngling, vorkommt und das Volkslied im Wunderhorn, wo aus dem Grab, darin Vater, Mutter und Kind liegen, drei Lilien aufsprießen. Das Goldwasser und tanzende Wasser ist hier richtiger Wasser des Lebens, das öfter in den Mythen (auch im rabbinischen findet es sich) gesucht wird; es wird auch in der 1001 Nacht gemeint, da die Prinzessin durch Wasser, das sie gleichfalls oben bei dem Vogel gewinnt, die schwarzen Steine zu Prinzen wieder belebt, wie hier den schwarzen Hund; viel natürlicher ist es endlich, daß es angewendet wird, um die unschuldige Mutter, die im Kerker saß, wieder gesund zu machen. Zum Ganzen vergl. das folgende Märchen.

---

*) Es giebt auch Geschlechter, wo bei jedem Mitglied, wenn es heftig bewegt wird, von Zorn, Scham, ein scharf gezeichneter roter Blutstreif auf der Stirn sich zeigt; so erzählt es von Pappenheim Schiller in der Gesch. des 30jährigen Krieges.

**) Dieser Vers geht in andere Volkslieder der dortigen Gegend über.

97. Das Wasser des Lebens.

Nach einer hessischen und paderbörn. Erzählung. In jener kommt die erlöste Prinzessin gar nicht vor, und es wird zum Schluß gesagt, daß der König, um den Schuldigen aus seinen drei Söhnen zu erforschen, drei Decken machen läßt, eine goldene, eine silberne und eine gewöhnliche: wer über die goldene reiten werde, sei der [177] unschuldige, und das ist dann der jüngste. In der paderbörnischen, die überhaupt viel unvollkommener ist, giebt den drei Prinzen, die zusammen reisen, statt des Zwergs, ein Fischer Auskunft. Sie können in das verzauberte Schloß nicht eher gelangen, bis jeder drei Federn von einem Falken hat, der alle drei Tage dreimal geflogen kommt und jedesmal eine fallen läßt. Im Schloß müssen sie mit einem siebenköpfigen Drachen kämpfen; wer ihn nicht in drei Tagen besiegt, der wird in Stein verwandelt, wer ihn aber tötet, bekommt das Wasser des Lebens. Sie gelangen mit den Falkenfedern ins Schloß, der Kampf wird angeordnet, die Königstochter und der Hof, alles ganz schwarz gekleidet, sehen zu. Die beiden ältesten können dem Drachen nichts anhaben und werden zu Stein; nun kommt der jüngste daran, der in einem Schlag die sieben Köpfe abhaut. Die Prinzessin giebt ihm also das Lebenswasser, und auf seine Bitte den Brüdern das Leben wieder. In einer dritten Erzählung aus dem Hannöverschen verschiedenes Eigentümliche. Die beiden ältesten Söhne verthun auf der Reise ihr Geld und stehlen in der Stadt, wo sie bleiben mußten, einen Schatz, werden aber ergriffen und ins Gefängnis geworfen. Nun zieht der jüngste Sohn aus. Er kommt in jene Stadt und hört, daß zwei Diebe sollen gehängt werden, da bittet er bis zu seiner Wiederkunft damit zu warten, reitet weiter und gelangt in einen Wald, wo das Pferd nicht mehr fort kann. Er steigt ab und findet ein Haus, davor liegt ein Riese, der fragt was er suche. „Das Lebenswasser, weißt du nicht, wo es zu finden ist?“ „Nein,“ antwortet der Riese, „aber vielleicht wissen's meine Hasen und Füchse.“

Da pfeift er, und alsbald kommen von allen Seiten Hasen und Füchse gelaufen, über dreihundert. Der Riese fragt ob sie nichts von dem Wasser wüßten, aber keiner kennt es, da spricht er „wissen's die nicht, so wird's wohl mein Bruder wissen, der wohnt dreitausend Meilen von hier, aber ich will dich hintragen lassen." Ein alter Fuchs muß den Königssohn auf den Rücken nehmen und in wenig Augenblicken bringt er ihn zu seines Herrn Bruder. Dieser ist noch viel größer, weiß aber auch nichts von dem wunderbaren Wasser. Da ruft er sein Feuer und fragt es darnach, und dann seine Winde, aber keiner kennt es, nur der Nordwind, der zuletzt noch kommt, der sagt „ja ich weiß, wo es zu holen ist." Der Nordwind muß den Königssohn zu dem Schloß bringen und zwar zwischen elf und zwölf Uhr, wo das Schloß allein zu sehen ist, denn hernach versinkt es ins Wasser. Auch sagt er ihm [178] alles was geschehen würde und was er zu thun hätte. Er kommt in eine prächtige Stube, darin liegt eine schöne Königstochter und schläft, darauf in eine andere noch prächtigere, darin schläft auch eine schöne Jungfrau, endlich in die dritte, die prächtigste, darin liegt die allerschönste und schläft. Da schreibt er auf ein Blatt seinen Namen und Tag und Jahr und legt sich dann zu ihr ins Bett, und als er wieder aufwacht, nimmt er drei Schlüssel unter ihrem Kopfkissen und geht in den Keller hinab und füllt drei Flaschen mit dem Wasser. Nun steigt er eilig hinauf, und wie er zum Thor hinaus ist, so schlägt's zwölf Uhr und das Schloß verschwindet. Der Nordwind, der auf ihn gelauert hat, trägt ihn zurück zum alten Fuchs, und dieser wieder zu seinem Pferd bei dem ersten Riesen. Nun reitet der Königssohn in die Stadt und will die Diebe sehen aufhängen, da erkennt er seine Brüder und kauft sie los. Jetzt folgt übereinstimmend der Verrat der Brüder. Die Königstochter schreibt einen Brief und verlangt den zum Gemahl, welcher bei ihr gewesen sei. Die beiden andern melden sich nacheinander, aber sie merkt an ihren Reden, daß sie die rechten nicht sind. Der jüngste wird nochmals von ihr gefordert, und es kommt an den Tag, daß er noch lebt. Er geht in den Lumpen, die er hat tragen müssen, zu der schönen

Königstochter, die ein Söhnlein geboren hat und ihn mit Freuden empfängt.

Die Verwandtschaft mit unserm vorigen Märchen Nr. 96, wie mit Nr. 57, mit dem arabischen und ital. fällt sogleich in die Augen: am reinsten ist die Sage hier in dem Umstand, daß Lebenswasser gesucht wird, um einen alten kranken König zu heilen. Im trojan. Krieg Konrads von Würzburg gebraucht Medea, um den Vater des Jason zu verjüngen, Wasser aus dem Paradies (V. 10651) lieht von golde rôt (10658); darin kocht sie den Zaubertrank. Zu Stein werden, ist in der paderbörn. wie in der arab. Erzählung, Strafe dessen, der nicht siegt. Im Plattdeutschen kommt es eigentlich nicht vor, doch der schwarze Hund (denn es sind schwarze Steine in der 1001 Nacht), nach welchem man sich ebenfalls nicht umsehen darf, deutet offenbar darauf; er wird auch hernach in einen schönen Prinzen, wie jene Steine verwandelt. Zugleich giebt dieses zu Stein werden, wozu in der 1001 Nacht kommt, daß die Brüder ihrer Schwester ein Zeichen zurücklassen, namentlich der älteste ein Messer, das bei seinem Leben glänzend, bei seinem Tod sich blutig zeigen wird, eine unleugbare Grundähnlichkeit und Verbindung mit Nr. 60. Hierher gehört [179] in der Erfurter Sammlung das Märchen von der Königin Wilowit, in Wolfs Hausm. S. 54 die Königstochter im Berge Muntserrat, ein dänisches bei Etlar S. 1, ein serbisches bei Wuk Nr. 2, ein schwedisches bei Cavallius S. 191.

98. Doktor Allwissend.

Aus Zwehrn. Es ist auch im Plattdeutschen ein sehr gutes ähnliches Märchen unter dem Volk, das uns aber nicht vollständig konnte erzählt werden. In der Abendzeitung 1819, Nr. 171 steht eine gereimte Erzählung nach einer andern dürftigeren Überlieferung. Ein hungriger Köhler hört, daß dem König ein Schatz gestohlen ist und erbietet sich den Dieb zu entdecken. Der Köhler soll drei Tage lang gespeist werden, hat er es aber dann nicht heraus, so soll er an den Galgen. Wie nun der erste Tag herum ist und der letzte Trunk ihm gebracht wird,

spricht er „das wäre der eine!“ und so weiter am zweiten und dritten Tag. Die Diener, welche die Diebe sind, glauben sich gemeint und entdecken die That. Eine abermals verschiedene Erzählung in der Zeitschrift der Kasseler Bote 1822 Nr. 51, wo der Allwissende Felix Gritte heißt. In der Wetterauer Mundart von Weigand aufgefaßt in Mannhardts Zeitschrift für deutsche Mythologie 3, 36—46 mit einigen Erweiterungen und Zusätzen: ein Fuhrmann, als Mönch verkleidet, bringt einen gestohlenen Ring zum Vorschein. Verwandt ist ein italienisches Märchen bei Straparola (13, 6) und ein persisches in Kisseh=Khun S. 44. Achmed der Schuhflicker macht sich zum Astronomen und entdeckt, wer den Rubin aus des Königs Krone gestohlen hat.

99. Der Geist im Glas.

Aus dem Paderbörnischen. Als Appenzeller Volkssage, angewendet auf den Doktor Paracelsus, wird sie recht gut im Morgenblatt [180] (1817 S. 231) erzählt. Paracelsus geht einmal im Wald, als er seinen Namen rufen hört: die Stimme kommt aus einer Tanne, in welche der Teufel durch ein kleines Zäpflein mit drei Kreuzen eingekerkert ist. Paracelsus verspricht ihn zu befreien, wenn er ihm eine Arznei verschaffe, die alle Kranken heile, und eine Tinktur, die alles in Gold verwandele. Der Teufel sagt ihm das zu, Paracelsus nimmt das Federmesser, faßt damit das Zäpflein und bringt es mit Mühe heraus. Eine häßliche schwarze Spinne kriecht hervor, die am Stamm hinunterlauft; aber kaum berührt sie den Boden, so verschwindet sie, und es richtet sich, wie aus der Erde steigend, ein langer hagerer Mann auf mit schielenden roten Augen in rotem Mantel. Er führt den Doktor auf einen hohen, überragenden Felsen und mit einer Haselrute, die er unterwegs abgebrochen, schlägt er gegen das Gestein. Der Fels spaltet sich krachend in zwei Stücke und der Teufel verschwindet, bald tritt er wieder hervor und reicht dem Paracelsus zwei kleine Gläser, das gelbe enthielt die Goldtinktur, das weiße die Arznei. Dann schlägt er abermals an den Felsen, worauf dieser sich augenblicklich wieder zusammenschließt. Sie gehen nun beide zurück,

der Teufel will gen Inspruck, den der ihn gebannt hatte, zu holen. Paracelsus hat Mitleiden mit dem Banner und denkt ihn zu retten. Wie sie wieder zu der Tanne gelangen, rühmt er den Teufel, daß es ihm möglich gewesen sich in eine Spinne zusammenzuziehen. Der Teufel spricht „ich will vor deinen Augen das Kunststück freiwillig machen," verschwindet und kriecht als Spinne in das bekannte Löchlein hinein. Blitzschnell drückt der Doktor das Zäpflein, das er noch in Händen behalten, wieder drauf, schlägt es mit einem Stein fest und kritzt mit seinem Messer drei frische Kreuze darüber. Wütend schüttelte der Teufel die Tanne wie ein Sturmwind, daß die Zapfen haufenweis auf Paracelsus herabprasseln, aber die Wut ist umsonst; er steckt fest und hat wenig Hoffnung loszukommen, denn der Wald darf wegen der Schneelawinen nicht abgehauen werden, und ob schon er Tag und Nacht ruft, so wagt sich doch eben deshalb niemand in diese Gegend. Paracelsus fand die Fläschchen bewährt, und ward dadurch ein berühmter und angesehener Mann. Beim Fischer (Nr. 19) ward schon die Übereinstimmung unseres Märchens mit einer Erzählung der 1001 Nacht (1, 107) bemerkt, hier ist sie von einer andern Seite noch deutlicher und der lebendige Zusammenhang beider [181] Sagen unleugbar. Dieses Märchen ist also ein merkwürdiges Gegenstück zu dem Simeliberg (Nr. 142), der Harzsage von der Dummburg (Otmar 235), die sich ebenfalls in der 1001 Nacht (6, 342) findet, und zu dem von den drei Vügelkens (Nr. 96). Auch das ungarische Märchen der Weltlohn bei Gaal Nr. 11 gehört hierher. Das Einschließen des Teufels (denn ein böser Geist ist es, wie in der orient. Erzählung) in eine Flasche, kommt mehr vor, z. B. in der Sage vom griech. Zauberer Savilon (Zaubulon, Diabolo), wo Virgilius ihn befreit (s. Reinfr. v. Braunsch. Hannöv. Hs. Bl. 168—171 und Dunlop bei Liebrecht S. 186. 187) und im Galgenmännlein. Die List, wodurch er bezwungen wird, ist dieselbe, wodurch der unerschrockene Schmied (Anmerkung zu Nr. 81) sich befreit.

100. Des Teufels rußiger Bruder.

Aus Zwehrn. Andere Erzählungen bei Müllenhoff Nr. 592, Meier Nr. 74, Zingerle Nr. 18, Pröhle, Kinderm. Nr. 71. Die alte Sage von dem Bärenhäuter, welche schon im Simplicissimus (3, 896) erzählt wird: als eine Österreichische in J. F. hor. subseciv. 4,355 folg., daraus in Happels relat. curios. 2,712. In einer österr. Stadt soll auch noch sein Bild sich finden; vergl. Arnims Tröst Einsamkeit und seine Erzählung „Isabelle von Ägypten". Dort überläßt ihm der Wirt eine seiner Töchter, wegen der künstlichen Bilder, die der Geist für ihn gemalt hatte. Die Idee eines Bärenhäuters giebt schon Tacitus (Germ. 31) an, et aliis Germanorum populis usurpatum raro et privata cujusque audentia apud Chattos in consensum vertit, ut primum adoleverint, crinem barbamque submittere nec nisi hoste caeso exuere votivum obligatumque virtuti oris habitum. Ignavis et im bellibus manet squalor. Auch Baldurs Rächer wäscht sich nicht die Hand, kämmt sich nicht das Haar, bis er Baldurs Feind in die Flammen getragen (Völuspâ 33). Der junge Harald Haarfager thut nach Snorri das Gelübde, sich nicht eher das Haar zu schneiden und zu kämmen, als bis er sich ganz Norwegen unterworfen habe; vergl. P. E. Müller über Snorris Quellen S. 14. 15. Merkwürdig die gar nicht christliche Ansicht [182] der Hölle, worin der Soldat Musik lernt, wie diese in den Venusberg lockt; er selbst dient dem Teufel nur eine Zeit, ist dann frei und glücklich. Die Sage geht gewiß weit in das Altertum zurück. Auch in Irland taucht sie auf, in den Briefen eines Verstorbenen kommt (1, 139) folgende Stelle vor, „ich bemerkte in Irland ein kirchenartiges Gebäude auf der Spitze eines hohen Berges und fragte den Küster was das bedeute. Er erwiderte in holperigem englisch, dies sei das Tabernakel des Königs, und wer sieben Jahre lang sich weder waschen noch die Nägel abschneiden, oder den Bart scheren wolle, dem sei es erlaubt dort zu wohnen, und nach dem siebenten Jahr habe er das Recht nach London zu gehen, wo ihn der König ausstatten und

zum Gentleman machen müsse. Dies tolle Märchen glaubte der Mann im vollen Ernste und schwur auf seine Wahrheit. Verwandt ist eine Sage in Harsdörfers Mordgeschichten (Hamb. 1662) S. 672. Der Teufel kommt in Gestalt eines Jünglings zu einem frommen Mann, der drei Töchter hat, und will eine davon heiraten. Der Vater aber antwortet ihm, sie seien schon an Gott Vater, Sohn und hl. Geist bei der Taufe versprochen. Doch zwei davon gewinnt der Teufel, indem er ihnen große Schätze, Wohlleben und Herrlichkeit anbietet, so daß sie von ihm einen Treuring annehmen; die dritte aber weist ihn ab. Das verdrießt den Teufel und er verklagt sie und den Vater, indem er aber die Anklage von seinem Zettel ablesen will, kommt eine Taube geflogen und zerreißt ihm den Zettel. Da wird er hinweggestoßen zu den zwei Töchtern, die ihn zu lieben versprochen, und fällt mit ihnen in die Hölle. Vergl. das folgende Märchen.

101. Der Grünrock.

Aus dem Paderbörn. Eine selbständige Abweichung der vorigen Überlieferung. Der Teufel erscheint hier in der Sage, welche Hebel (Alleman. Gedichte 50) erzählt, als ein Grünrock (Weltkind): sich ihm ergiebt, braucht auch nur in die Tasche zu greifen, so hat er einen Thaler.

[183] 102. Der Zaunkönig und der Bär.

Aus Zwehrn. Ein schönes in den Kreis von Reinhart Fuchs gehöriges Tiermärchen. Zaunkönig, Sperling und Meise drücken eine Idee aus, die kleine List siegt über die große, und darum muß selbst das ganze, vom Fuchs angeführte Tiergeschlecht dem kleinen Geflügel weichen, wie im Märchen vom Gevatter Sperling (Nr. 58) der Fuhrmann dem Vogel. Der Zaunkönig ist der herrschende, weil die Sage das kleinste wie das größte als König anerkennt. Dies ist wieder der Gegensatz der listigen Zwerge zu den plumpen Riesen, wie man schon zwerghaften kleinen Leuten den Unnamen Zaunschliffer zu geben pflegt. Ähnlich wird in Tuhti Nameh (Fabel 8, bei Iken Nr. 32) das mächtige Tier von

dem kleinen bestraft. Ein Elefant wirft einem Sperling die Eier aus dem Nest, indem er sich an dem Baum, worauf jenes gebaut war, heftig reibt. Der Vogel verbindet sich mit einem andern, Langschnabel genannt, einem Frosch und einer Biene zur Rache. Die Biene setzt sich dem Elefant ins Ohr und quält ihn durch Sumsen so lange bis er wütend wird. Dann kommt Langschnabel und bohrt ihm mit dem spitzen Schnabel die Augen aus. Einige Tage nachher, als der blinde Elefant von Durst gequält vor einem Abgrund steht, fängt der Frosch an zu quaken, der Elefant meint, es sei ein Teich da, und stürzt sich hinab. Verwandt ist der Krieg der Wespen und Esel bei Barachja Nikdani (Wolfs Zeitschrift 1, 1) und das Negermärchen bei Kölle von dem Hahn und Elefant (Nr. 7). Zu vergleichen ist auch der alte Sultan Nr. 48 und der Krieg zwischen den Tieren auf der Erde und in der Luft nach der Erzählung der siebenbürgischen Sachsen bei Haltrich Nr 43.

103. Vom süßen Brei.

Aus Hessen. Einmal die uralte Fabel vom Krüglein, das nie versiegt, und das nur die reine Unschuld in ihrer Gewalt hat; zu vergleichen ist die indische Erzählung von dem Kochtopf, in den man [184] bloß ein Reiskorn zu thun braucht, der daraus unaufhörlich Speise kocht (Polier 2, 45). Dann die Sage vom Zauberlehrling (aus Lucians φιλοψευδής) in Goethes Lied; wiewohl sie eine Darstellung ohnegleichen dort erhalten hat, so tritt doch die eigentliche tiefe Mythe nicht so klar hervor und der Nachdruck ruht auf der Herrschaft des Meisters. Brei wie Brot als ursprüngliche einfache Speise, bedeutet überhaupt alle Nahrung (vergl. Aristophanes Frösche 1073). Sonst war es in Thüringen gebräuchlich zur Fastnacht Hirsenbrei zu essen, weil man glaubte, daß dann durchs ganze Jahr kein Mangel entstehen könnte; s. Prätorius, Glückstopf S. 260. So stiftete auch die weise Frau zur Belohnung der Arbeiter ein Fest des süßen Breies. Hier ist anzuführen ein norwegisches Märchen bei Asbjörnsen Tl. 2 von der Mühle, die alles mahlt.

104. Die klugen Leute.

Aus Hessen. Mit mancherlei Abweichungen bei Zingerle S. 75 der Bauer und die Bäuerin, bei Pröhle Nr. 50 vom langen Winter, bei Meier Nr. 20 und S. 304. 305 der Himmelreisende, bei Müllenhoff Nr. 10. Norwegisch bei Asbjörnsen 1, Nr. 10. Wallachisch bei Schott Nr. 43. Hierher gehört der Schwank von dem fahrenden Schüler im Paradies bei Hans Sachs 3. 3, 18. Nürnb. Ausgabe.

In den bisherigen Ausgaben findet sich hier das Märchen von den treuen Tieren, das aber, seiner genauen Übereinstimmung wegen, die Relations of Ssidi Kur muß zur Quelle gehabt haben, wiewohl die Gesta Romanorum (s. unter Nr. 9) und der Pentamerone 3, 5 und Meier Nr. 14 ein verwandtes enthalten.

105. Märchen von der Unke.

I. Aus Hessen und an mehreren Orten gehört. Die Ringelnatter (coluber natrix) ist gemeint, die sehr gerne Milch trinkt und nicht giftig ist; vergl. Schuberts Naturgeschichte S. 196. Ein [185] ähnliches Märchen bei Ziska S. 51. Offenbaren Zusammenhang damit hat eine Erzählung der Gesta Romanorum Kap. 68 (unten Nr. 11). Ein Ritter wird arm und ist darüber traurig. Da fängt eine Natter, die lang im Winkel seiner Kammer gelebt hatte, zu sprechen an und sagt „gieb mir alle Tage Milch und setze sie mir selbst her, so will ich dich reich machen." Der Ritter bringt ihr nun alle Tage die Milch, und in kurzer Zeit wird er wieder reich. Des Ritters dumme Frau rät aber zum Tod der Natter, um der Schätze willen, die wohl in ihrem Lager sich fänden. Der Ritter nimmt also eine Schüssel Milch in die eine Hand, einen Hammer in die andere und bringt's der Natter, die schlüpft aus ihrer Höhle, sich daran zu erlaben. Wie sie nun trinkt, hebt er den Hammer, trifft sie aber nicht, sondern schlägt gewaltig in die Schüssel; worauf sie alsbald forteilt. Von dem Tag an nimmt er an Leib und an Gut ab, wie er vorher

daran zugenommen hat. Er bittet sie wieder um Gnade, aber sie spricht „meinst du, ich hätte den Schlag vergessen, den die Schüssel an meines Hauptes statt empfangen hat? zwischen uns ist kein Friede.“ Da bleibt der Ritter in Armut sein Lebelang. Dieselbe Sage in Mones Anzeiger 1837 S. 174. 175. Auch gehört hierher eine andere aus der Schweiz von der Schlangenkönigin (Deutsche Sagen 1, 220). Ein armes Hirtenmädchen wird glücklich, weil es eine Schlange, die verschmachten will, mit Milch labt.

II. Aus Hessen. Nach einer anderen Erzählung hatte auf einem Bauernhof die Tochter des Hauses das Geschäft die Kühe auf dem Felde zu melken, welche sie deshalb gewöhnlich unter eine Schattenhütte oder in eine Scheune trieb. Als sie einmal melkte, kroch eine große Schlange unter den Dielen hervor. Das Mädchen füllte ein Tröglein, in welches sie oft Milch für die Katzen goß, mit Milch und stellte es der Schlange hin, welche es völlig austrank. Dies wiederholte sie täglich, auch im Winter. Als das Mädchen Hochzeit hielt, und die Gäste fröhlich bei Tisch saßen, kam die Schlange unerwartet in die Stube und legte vor der Braut zum Zeichen ihrer Erkenntlichkeit eine kostbare Krone von Gold und Silber nieder. Damit stimmt eine Überlieferung aus Tirol bei Zingerle S. 106 und nah verwandt ist das Märchen von der Schlangenkönigin bei Vonbun S. 21. 22. In der Niederlausitz (Büschings wöchentliche Nachrichten 3, 343. 345) glaubt man es gebe einen Wasserschlangenkönig, welcher eine Krone auf dem Haupte trage, die nicht nur an [186] sich köstlich sei, sondern auch dem Besitzer große Reichtümer zuwende. Jemand wagt es und breitet an einem sonnigen Maitag vor dem Schlosse zu Lübenau auf einem grünen Platze ein großes weißes Tuch aus, denn der Schlangenkönig legte gern seine Krone auf reinliche weiße Sachen, um dann mit den andern Schlangen zu spielen. Kaum ist das Tuch gebreitet, so zeigt sich der König, legt seine Krone darauf und zieht dann mit den Schlangen fort zum Spiel. Jetzt kommt der Mann (zu Pferd, um schnell entfliehen zu können) leis herbei, faßt das Tuch, worauf die Krone sich befindet, an den vier Zipfeln und jagt fort. Er hört das durch-

dringende Pfeifen der Schlangen hinter sich, entkommt aber durch die Schnelligkeit seines Rosses auf das Pflaster der Stadt. Bei dem Besitz der köstlichen Krone wird er bald steinreich.

III. Aus Berlin.

106. Der Müller mit dem Kätzchen.

Aus Zwehrn. In eigener Zierlichkeit das Märchen von dem glücklich gewordenen Dummling (s. Anmerkung zu Nr. 63). Die andern Müllersburschen bringen absichtlich und aus großer Verachtung des Dummlings lahme und scheele Pferde, wie die zwei ältesten Königssöhne grobe Leinwand und häßliche Weiber.

Eine andere Erzählung aus dem Paderbörnischen enthält manches Besondere. Der Müller schickt seine drei Söhne aus, wer das beste Pferd bringe, solle die Mühle haben. Der jüngste, der Dummling, begegnet einem grauen Männchen, dient ihm beim Holzhacken ein Jahr treu und ehrlich und erhält dafür das schönste Pferd. Die Brüder begegnen sich auf dem Heimweg, und da von jenen der eine ein blindes, der andere ein lahmes Pferd hat, packen sie den Dummling und stecken ihn in einen Kalkofen. Das graue Männchen kommt aber herzu, zieht ihn heraus und salbt ihn, so daß er Leben und Gesundheit wieder erhält; auch sein Pferd wird ihm wieder gegeben. Er kömmt damit zu dem Vater, dieser giebt ihm aber die Mühle doch nicht, sondern sagt, der solle sie haben, der ihm das beste Hemd bringe. Der Dummling erlangt das Hemd, die Brüder aber binden ihn an einen Baum und schießen ihn tot. Das graue [187] Männchen bringt ihn wieder ins Leben, als er aber mit dem Hemd nach Haus kommt, haben seine Brüder dem Vater gesagt, er stehe mit dem Teufel im Bund. Der Vater behauptet, sie müßten nochmals ausgehen, und wer das beste Brot heimbringe, solle die Mühle erhalten, denn über Brot habe der Teufel keine Gewalt. Dem Dummling begegnet im Wald ein altes Mütterchen, er teilt sein Essen mit ihr, und es giebt ihm dafür eine Wünschelrute. Den andern Tag, als er auf einer Brücke steht und hungrig ist, hält er die Wünschelrute über das Wasser, so kommt ein Schildkröt-

chen heran. „Was kann mir das helfen" denkt er, legt das Tierchen aber doch auf die Brückenmauer. Als er fort geht, ruft es ihm nach „nimm mich mit! nimm mich mit!" Er steckt's in die Tasche, als er hernach von ungefähr hineingreift, findet er ganze Geldrollen darin. Nun geht es ihm wohl, er hält das Schildkrötchen in Ehren, mietet sich in einem Wirtshaus die schönste Stube, legt es da in ein Bett und zieht fort, das beste Brot zu suchen. Nach einem Jahr kommt er zurück ohne es gefunden zu haben; wie er nach dem Schildkrötchen sieht, so hat es zwei weiße schöne Füße bekommen. „Ei was ist das!" denkt er, deckt's aber warm zu. Eines Abends, als er so im Bett liegt und nachsinnt, wie er doch das Brot noch erlangen wolle, sieht er im Schatten, als stände da jemand und knetete Brot in einer Mulde. Nachts träumt ihm, es wäre daraus das beste Brot geworden, und wie er am andern Morgen aufwacht, liegt auch wirklich das schönste Brot vor ihm. Er bringt es heim, und alle müssen ihm den Sieg zugestehen. Da kehrt er zu seinem Schildkrötchen zurück und sieht im Bette eine wunderschöne Königstochter liegen und das Schildkrötchen daneben. Sie sagt ihm, sie sei von ihrer Mutter verwünscht worden und er habe sie erlöst. Darauf verspricht sie ihm seine Gemahlin zu werden, aber zuvor müsse sie heim zu ihrem Vater. „Geh nur immer nach Haus," spricht sie, „wenn du den ersten Kanonenschuß hörst, so ziehe ich mich an, beim zweiten steige ich in den Wagen, beim dritten sieh dich um nach sechs weißen Pferden, damit komme ich gefahren." So trifft alles ein, sie halten Hochzeit und leben lange vergnügt. Da begegnet es ihm unglücklicherweise, daß er das Schildkrötchen, das die Königstochter sorgfältig aufbewahrt, ins Feuer fallen läßt, darüber wird sie so bös, daß sie ihm ins Gesicht spuckt. Er wird sehr traurig und geht gleich fort und gräbt sich fünfundzwanzig Klafter tief unter der Erde eine [188] Höhle, darin will er sein Leben zubringen, und läßt die Inschrift darüber aushauen „hier unten soll mich niemand finden als Gott allein." So lebt er viele Jahre im Gebet. Der alte König aber wird krank, zieht umher, sucht alle Ärzte und braucht alle Mittel, aber umsonst. Da kommt er zufällig zu

dieser Höhle und alsbald ist er gesund. Er sieht sich um, liest die Inschrift und läßt nachgraben, bis sie endlich zu der Höhle gelangen. Er will aber von unten nicht herauf, nur zu Gott will er; doch bewegt ihn der alte König endlich, daß er mit heraufsteigt. Da entdeckt sich's, daß es sein Schwiegersohn ist, er versöhnt ihn mit seiner Tochter und sie leben noch lange vergnügt. Bei Zingerle S. 171. Bei Colshorn Nr. 15. Schwedisch in einem Volkslied (s. unten) und bei Cavallius S. 300. Französisch bei der Aulnoy la chatte blanche (s. unter Nr. 19). Polnisch bei Lewestam S. 101. Albanesisch bei Hahn 2.

107. Die beiden Wanderer.

Nach einer Erzählung aus dem Holsteinischen, die besser und vollständiger ist als die in den früheren Ausgaben unter dem Titel die Krähen sich befindet und einer Überlieferung aus dem Mecklenburgischen folgte. Bei Pauli in Schimpf und Ernst Kap. 464 eine einfache Darstellung. Ein Diener wird von seinem Herrn an einen Baum gebunden: böse Geister, die sich nachts da versammeln, sprechen, daß ein Kraut welches unter dem Baum wächst, das Gesicht wieder gebe. Nachdem er sich geheilt hat, macht er damit eines reichen Mannes Tochter wieder sehend und erhält sie mit großen Gütern zur Ehe. Sein voriger Herr will sich auch solchen Reichtum verschaffen, geht zum Baum, wo ihm des Nachts die Geister die Augen ausstechen. In der Braunschw. Sammlung (S. 168—180) mit dem unsrigen übereinstimmender, aber schlecht erneuert. Krähen die, auf dem Baume sitzend, von Augen aushacken sprechen, auch in Helwigs jüdischen Legenden Nr. 23, hier, indem sie dem Blinden sagen was er thun soll, gleichen sie den Vögeln, die dem Sigurd guten Rat geben (s. Fafnismâl und Anmerk. zu Str. 32). Der frischgefallene Thau, der das Gesicht wieder giebt, ist das Reine, das alles heilt, der Speichel, womit der Herr dem Blinden das Gesicht wieder giebt, und [189] das unschuldige Kinder- oder Jungfrauenblut, wodurch die Miselsüchtigen genesen; vergl. Altd. Wälder 2, 208 und armer Heinrich S. 175 ff. In der Braunschweiger Sammlung kommt das Mär-

chen S. 168—180 vor, in dem Büchlein für die Jugend S. 252 bis 263. Bei Pröhle, Märchen für die Jugend Nr. 1. Dänisch bei Molbech Nr. 6 mit eigentümlichen und guten Abweichungen. Norwegisch bei Asbjörnsen Bd. 2. Böhmisch bei Gerle Bd. 1, Nr. 7 St. Walburgis Nachttraum oder die drei Gesellen. Ungarisch bei Gaal (Nr. 8) die dankbaren Tiere, bei Mailath die Brüder (Nr. 8), bei Stier die drei Tiere S. 65. Serbisch mit einer eigentümlichen Einleitung bei Wuk Nr. 16. Im Heftpeiger des persischen Dichters Nisami kommt eine offenbar verwandte Erzählung vor, welche Hammer in der Geschichte der schönen Redekünste Persiens (Wien 1818) S. 116. 117 aus der Handschrift bekannt gemacht hat. Chair wird von einem treulosen Reisegefährten Scheer, den er für seinen Freund hält, erst seines Vorrats an Wasser, dann auch seiner Augen beraubt und mißhandelt. So bleibt er liegen, bis ein schönes kurdisches Mädchen ihn findet, verpflegt und heilt. Der Jüngling heilt die Tochter des Wesirs und Sultans und läßt sich's wohlgehen, bis er eines Tages seinem alten Gefährten begegnet, dem er verzeiht, der aber von einem Kurden getötet wird.

108. Hans mein Igel.

Aus Zwehrn. Ganz übereinstimmend ward es auch in dem an Steiermark grenzenden deutschen Ungarn gehört. Eine andere Erzählung in Pröhles Märchen für Kinder, der Zaunigel Nr. 13. Bei Straparola (2, 1) König Porc, doch hier besser, phantastischer und ursprünglicher, nur sollte Hans (der wie der Finkenritter reitet) noch einem König den Weg gezeigt haben und betrogen sein, damit er erst, wie bei Straparola, das dritte Mal erlöst würde. Nach Straparola bei der Aulnoy le Prince Marcassin Nr. 24. Igel, Stachelschwein und Schwein sind hier eins, wie Porc und Porcaril: ein nichtwachsendes Kind heißt in der Gegend von Preßburg Igel, Nigel (Preßb. Idiotikon im ungar Magaz. Bd. 4). Unten in einer andern [190] einfachen, aber auch guten Darstellung (Nr. 144) ist es ein Esel. Diese beiden Märchen machen mit Nr. 1. 88. 127 eine Reihe naher Verwandtschaft aus, an

welche sich wieder andere in entfernterer schließen; vergl. die dortigen Anmerkungen. Über die zum Grund liegende Idee eine Anmerkung zu den altdän. Liedern. S. 528, 529.

Leute, welche Gott zu ungestüm um Kindersegen anflehen, werden oft in den Märchen mit solchen Mißgeburten bestraft, die sich hernach, wenn die Eltern gedemütigt sind, noch in Menschen verwandeln; vergl. Rosenöl 1, 210—213 die Geschichte Salomons und der ägypt. Königstochter. Die Rückkehr des Kindes ins väterliche Haus ist wie jene des jungen Riesen in Nr. 4. In einem Tiroler Märchen bei Zingerle S. 173 statt des Igels eine Schlange, wie im Pentamerone (2, 5) und in einem ungar. Märchen bei Gaal Nr. 14. In den irischen Elfenmärchen Nr. 5 der Sackpfeifer. In einem Volkslied vom Jahr 1620 heißt es

ach, lieber Igel, laß mich leben,
ich will dir meine Schwester geben.

Das scheint sich auf unser Märchen zu beziehen.

109. Das Totenhemdchen.

Aus Bayern. Der Glaube, daß Thränen, dem Toten nachgeweint, auf die Leiche im Grab niederfallen und ihre Ruhe stören, erscheint auch in den Liedern des Kuhländchens (Meinert 1, 13), dann in der Edda im zweiten Helgelied (Str. 44), sowie in dem dänischen Volkslied vom Ritter Age und der Jungfrau Else. Bei Müllenhoff S. 144 zwei Sagen, eine aus Helmold 1, 78. Ein ähnliches, wie es scheint, wahrhaftes Ereignis erzählt Schubert in Knapps Christoterpe (1835) S. 278. Vergl. die Zusammenstellungen von W. Wackernagel in den Altdeutschen Blättern Nr. 174 folg. und Anm. S. 197.

[191] 110. Der Jud im Dorn.

Eine mündliche Erzählung aus Hessen leitet anders ein. Der Vater entläßt seine drei Söhne, die auf drei Wegen in die Welt ziehen. Dem einen begegnet der gute Geist und schenkt ihm die drei Wünsche. Er wünscht einen Hut, der aus der Irre auf den

rechten Weg führt, einen Wünschring, eine Geige die alles zum Tanzen zwingt. Darauf die Begebenheit mit dem Juden und dem Richter. Endlich wünscht er sich an den Scheideweg mit seinen Brüdern zusammen und macht sie alle reich. Diese größere Verwickelung scheint aber den Eindruck mehr zu schwächen und eine andere ganz einfache mündliche Erzählung aus dem Paderbörn. und die alten gedruckten Bearbeitungen, welche hier zu Grund liegen, wissen nichts davon. Albrecht Dieterich Historia von einem Bauernknecht und München, welcher in der Dornhecke hat müssen tanzen s. l. 1618. 8 (auf der Götting. Bibl.), ein Lustspiel, das aber vermutlich im 16. Jahrh. verfaßt ist. Etwa gleichzeitig damit J. Ayrers Fastnachtsspiel von Fritz Dölla mit der gewünschten Geigen im opus theatricum Bl. 97—101. Bei Dieterich heißt der Bauernknecht ebenfalls Dulla (der Name erinnert an Till oder Dill Eulenspiegel, den lustigen Schalksknecht; vergl. das schwed. und altnord. Wort thulr homo facetus, nugator Spielmann), auch sonst stimmen beide sehr zusammen, so daß sie aus einer Quelle schöpfen konnten, schwerlich aber sich gegenseitig benutzt haben. Die Wünsche sind wie hier, statt des Juden haben beide einen klosterentlaufenen Mönch. Bei Dieterich hält er die erwähnte Kunst des Knechts für Prahlerei und spricht „in jener Hecke sitzt ein Rab, triffst du den mit deiner Armbrust, so zieh ich mich nackend aus und hol ihn hervor". Bei Ayrer schießt er einen Vogel vom Baum; vom Kleiderausziehen ist keine Rede. Nach Albr. Dieterich die dänischen Reime om Munken og Bondedrengen (Nyerup Morskabsläsning 239—241). Eine Anspielung auf unser Märchen findet Wackernagel in dem Wachtelmäre; s. Maßmann, Denkmäler 1, 112.

Die Sage vom Tanzen in den Dornen ist sehr verbreitet und greift in das Märchen vom Liebsten Roland (Nr. 56) ein. Für die mündliche Überlieferung wird eine von Otmar in Beckers Erholungen [192] (1797) aufgezeichnete Erzählung wichtig, wo sie aber sehr entstellt und in falschen Ton versetzt ist. Ein auf Tod und Leben gefangener Zauberer hat einen nie fehlenden Pfeil und schießt damit einen Falken aus hoher Luft, der in Sumpf und

Dornen fällt. Die Häscher sollen ihn darin suchen, er hebt nun den Schwabentanz zu pfeifen an und sie müssen tanzen, und darnach tanzt das ganze Gericht und alles Volk; so wird er von seiner Hinrichtung befreit. Die letzte Bitte und die Rettung aus dem Tod durch Blasen und Spielen kommt häufig vor (s. oben Nr. 30 das blaue Licht), von Arion bis auf Gunnar, der durch Harfenschlag die Schlangen abhält. Die Kraft Tanz zu erregen, lag auch in Oberons Pfeife, besonders merkwürdig ist das Beispiel in der Herrauds ok Bosa Saga (S. 49—51), wo gar Tische, Stühle, Messer und Becher mit tanzen müssen. Vielleicht stammt selbst das Wort Geige von dem dort auch vorkommenden Gygiarslag (Zauberschlag von Gygur Zauberin, Riesin). Ein Lied, das jeden tanzen macht, Menschen und Pferde, s. Mambriano 3, 62. 63 und Ginguené 259. Man hat vom Fandango eine ähnliche Erzählung, Papst und Kardinäle, die ihn verdammen wollen, müssen ihn anheben und freisprechen.

111. Der gelernte Jäger.

Nach zwei Erzählungen aus Zwehrn, in der zweiten (übrigens aus einem andern Munde) ist der Sache nach einiges abweichend. Der Schütze, als er in den Turm, wo er die Schildwache durch einen Schlaftrunk erst eingeschläfert hat, eingedrungen ist, findet in dem ersten und zweiten Zimmer die Kammerjungfrau der Königstochter schlafend in ihrem Bette. Er küßt jede, geht aber weiter und kommt in das dritte Zimmer, wo die Königstochter selbst liegt, aber nackt; er nimmt ein goldenes Halsgehänge, einen Ring und ein Taschentuch von dem Tisch als Wahrzeichen weg und legt sich dann zu ihr. Sie schläft fort und erwacht auch nicht als er wieder weggeht. Als sich hernach zeigt, daß sie schwanger ist ohne zu wissen von wem, läßt sie ihr erzürnter Vater ins Gefängnis werfen; ein gemeiner Diener giebt sich an, und sie soll ihn heiraten. Darauf wird sie in das Wirtshaus gesetzt. Das übrige stimmt wieder. Eine [193] dritte Erzählung aus Hof am Habichtswald hat denselben Inhalt; Nebenzüge darin sind, daß bei der schlafenden Königstochter ein Kelch gestanden,

aus welchem der Jäger erst zwei Züge thun mußte, um die Kraft zur Führung des Degens zu erlangen. Nach drei Jahren kommt er zurück und in das Wirtshaus, wo die Königstochter sitzt, und das die Überschrift hat „hier zehrt man umsonst, muß aber seinen Lebenslauf erzählen.“ Sie hört nun, daß er der Vater des Kindes ist, das sie geboren hat, und als sie die Wahrzeichen gesehen, entdeckt sie sich. Aus einer vierten, gleichfalls hessischen, ist anzumerken, daß der kunstreiche Schütze mit einem Pfeil dem Riesen gerade in den rechten Daumen schießt.

Die Schützenkünste erinnern sehr an An Bogsweigr (Sagenbibliothek 2, 542), er schießt gleichfalls einem ein Stück Fleisch aus der Hand; zu vergleichen sind die deutschen Sagen 1, Nr. 255, 256 und 257. Das Aufschneiden und Trennen der Kleider der schlafenden Königstochter erinnert an das Zerschneiden des Panzers (slita bryniu) der Brynhild durch Sigurd. Das Zungenausschneiden kommt oft vor, der Hauptmann ist der Truchseß im Tristan. Am Ende geht das Märchen in den König Drosselbart (Nr. 52) über.

112. Der himmlische Dreschflegel.

Aus dem Paderbörn. Eine Erzählung aus dem Münsterischen hat eine andere Einkleidung. Der König läßt bekannt machen, wer am besten zu lügen wisse, solle seine Tochter haben. Die Hofleute versuchen's nach der Reihe, machen's aber alle zu fein und können keine tüchtige, ungewaschene Lüge aufbringen. Da stellt sich ein armer Bauernjunge vor den König und erzählt „Herr König, in unserm Garten stand einmal ein Kohlkopf, der ward groß und immer größer, und fing an in die Höhe zu schießen, daß er endlich bis an den Himmel rührte. Daran stieg ich hinauf, um einmal in den Himmel zu sehen. Nun war eben das Himmelsthor offen und ich sah eine solche Pracht und Herrlichkeit, daß ich geradezu hineinspringen wollte, aber es fuhr mir vor der Nase zu, und ich blieb in den Wolken hangen. Ich ließ mich zwar an einem Strick herunter, aber der brach auf der Hälfte des Wegs, und ich viel herab und gerade in einen

Kieselstein [194], doch besann ich mich bald, lief heim, holte ein Beil und hieb mich wieder los." „Das heißt aufgeschnitten," sagte der König, „das sind ja die gröbsten Lügen, die ich mein Lebtag gehört habe." „Desto besser," antwortete der Bauer, „so ist euere Tochter mein." Dem König ward angst und er gab ihm ein großes Stück Geld, um ihn los zu werden. Das war dem Bauer eben recht, denn er hatte schon gesehen, daß die Königstochter trübe Augen hatte und gewaltig häßlich war. Münchhausen hat den Schluß unseres Märchens gekannt und in seinen Reisen (S. 53) benutzt. Die meisten dieser volksmäßigen Lügen sind nicht von diesem erfunden, sondern uraltes Gut, und brauchen nur in einem andern Ton erzählt zu werden, um in weitverbreitete Mythen einzugreifen, z. B. das Winden eines Seiles aus Spreu ganz übereinkommend mit dem, vinda or sandi síma (Harbardsl. 17), „vinde Reb af Sande og med de Reb op til Maanen löbe" (Danske Viser 1, Nr. 43 und Anmerk.) und dem lat. ex arena funem nectere, ähnlich der aus Wasser und Wein gedrehten Peitsche; s. Wunderhorn 2, 411, das Dietmarsenlied. Ganz in diesem Geist und ohne Zweifel aus einem Volksmärchen stammend, ist, was Calderone in der großen Zenobia dem Persius in den Mund legt (Gries 1, 46. 48). Er sollte Trauben für das Heer in einem Weinberg holen, wo jede Beere so groß als ein Faß war. Um sich vor dem Hüter des Bergs, einem Riesen, zu verbergen, machte Persius listig eine Beere hohl und verkroch sich in die Schale. Der Riese aber bekam Lust zu essen, nahm gerade die Beere, in welcher jener saß und schluckte ihn halbgekaut hinunter. Doch weil er glaubte, der Mensch sei der Kern der Beere, spie er ihn wieder aus, so daß er in einem Bogen bis zum Heer fünfzig Meilen weit geflogen kam. Um auf den Wall zu gelangen, zog er nun mit einem Strick den Gipfel einer davor stehenden Tanne herab, setzte sich darauf, ließ die Schlinge nach, und ward so auf den Wall hinauf geschnellt. Ein Lügenmärchen schon im Modus florum aus dem 10. Jahrhundert in Eberts Überlieferungen 1, 79. Norwegisch bei Asbjörnsen S. 284, serbisch bei Wuk Nr. 1, slawonisch bei Vogl Nr. 2, wendisch bei

Haupt Nr. 2. Vergl. das englische Märchen von Jack und dem Bohnenstengel (s. unten), auch die rabbinischen Mythen bei Helwig Nr. 2 u. 3.

[195] 113. De beiden Künigeskinner.

Aus dem Paderbörnischen. Sehr eigentümlich, gut und vollständig aufgefaßt. Verwandt mit dem Löweneckerchen (Nr. 88) wegen des Überbietens der falschen Braut, wegen der Verfolgung mit dem Fundevogel (Nr. 51) und dem Liebsten Roland (Nr. 56), auch wegen des Vergessens mit letzterm. Zu vergleichen ist der Orangenbaum und die Birne bei der Aulnoy (Nr. 8). Über die Aufgaben vergl. Altd. Wälder 1. Heft 4. Merkwürdig ist der Ausdruck „Arweggers herut", denn in den eddischen Zwergnamen (Dvergaheiti) kommt auch Aurvagur vor, wenn gleich eine Variante und die Völuspâ „Aurvangur" lautet. Der frühwachende ist arvakur, ein Stier- und Pferdenamen (Sigurdrifa Str. 17). Vielleicht giebt aber das Angelsächsische die beste Auskunft, wornach Arwegger so viel als Ohrwürmchen wäre, eine scherzhafte Benennung der Zwerge, wegen ihrer kleinen krabbelichten Gestalt. Dort nämlich heißt earwigga vermis auricularis, engl. earwig. Im Ungarischen ist das Märchen von der gläsernen Hacke sichtbar verwandt (s. unten).

114. Das kluge Schneiderlein.

Aus der Schwalmgegend in Hessen. Ganz im Geist des tapfern Schneiders (Nr. 20); das Raten des Gold- und Silberhaars kommt auch sonst vor. Eine abweichende Erzählung, die manches Eigentümliche hat, in Pröhles Märchen für die Jugend (Nr. 28). In der Bukowina der Zigeuner und der Bär; s. Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie 1, 360.

115. Die klare Sonne bringt's an den Tag.

Aus Zwehrn. Eine andere Erzählung aus Schwaben bei Meier Nr. 13 und bei Pröhle, Märchen für die Jugend Nr. 43. Ein [196] tiefes, herrliches Motiv ist hier bürgerlich ausgedrückt.

Niemand sah der Mordthat zu, keines Menschen Aug, aber doch die Sonne (Gott), das himmlische Auge. Man hat noch andere Sagen von der Sonne, wie sie sich verhüllt und nicht zuschauen will, wenn eine Mordthat geschehen soll, vergl. Odyssee 20, 356 und das eddische Solarlied 23. Beim Boner (Beispiel 61) kommt dieselbe Sage mit einer anderen Wendung vor. Der König verspricht dem Juden, der viel Gold bei sich trägt, Geleit durch einen unsichern Wald. Der Schenk wird dazu aufgeboten, aber diesen treibt die Goldgier selbst zum Mord. Der Jude, als er das Vorhaben merkt, spricht „die Vögel, die hier fliegen, werden den Mord offenbaren." Der Schenk lacht darüber, und als er das Schwert gezogen hat und ein Rebhuhn daher kommt, spricht er spottend „Jude nimm wahr, das Rebhuhn wird's offenbaren." Darauf mordet er ihn, nimmt das Gold und geht heim. Nicht lange, so wird dem König ein Rebhuhn aufgetragen, der Schenk denkt dabei an des Juden Wort und lacht. Der König fragt nach der Ursache, der Schenk offenbart seine That und kommt an den Galgen. Vergl. Liedersaal 2, 601. 602, altd. Blätter 1, 117 bis 119. Hulderich Wolgemuth erzählt die Fabel in seinem erneuerten Äsopus (Frankf. 1623) 2, 465. 466, zwar übereinstimmend mit Boner, doch nicht unmittelbar nach ihm. In den Kranichen des Ibykus liegt wieder dieselbe Idee. Daß die Worte eines Sterbenden Gewalt haben, wird schon in Fafnismâl als alter Glauben bemerkt. Das Sprichwort „es wird nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen" (schon im Boner 49, 55 und bei Otaker 663) ist auch hier zu bemerken.

116. Das blaue Licht.

Aus dem Meklenburgischen. Die Pfeife, woraus der Soldat raucht, ist wohl aus einer Flötenpfeife entstanden, welcher die Erdmänner sonst zu gehorchen pflegen, wie in Nr. 91. Das blaue Licht ist ein Irrwisch, dän. Vättelys (Geisterlicht) und Lygtemand, der Herr des Zwergleins. Schärtlins Ausrufung war „blau Feuer!" welche Worte sich auch mehrmals bei Hans Sachs finden. Ähnlich ist die Sage von Albertus Magnus, der

nachts die Tochter des Königs [197] von Frankreich in sein Bett holte. Der Vater ließ ganz Paris weiß anstreichen, seine Tochter aber mußte die Hände in rote Farbe tauchen und das Haus, in das sie gebracht wurde, damit bezeichnen. So wird der Thäter entdeckt und soll gerichtet werden, aber durch einen Knäuel Garn, in welchem Zauberkräfte stecken, entkommt er; s. Görres Meisterlieder S. 195—208. Bei Pröhle, Kinderm. Nr. 11 und 67. Dänisch bei Andersen, das Feuerzeug Bd. 1. Ungarisch das Tabakspfeifchen bei Gaal Nr. 1.

117. Das eigensinnige Kind.

Hessisch. Das Herauswachsen der Hand aus dem Grabe ist ein weit verbreiteter Aberglaube und gilt nicht bloß von Dieben, sondern von Freblern an gebannten Bäumen (Schillers Tell Akt 3. Sc. 3) und von Vatermördern (Wunderhorn 1, 226). In Paulis Schimpf und Ernst ist noch eine andere Erzählung von einem Arme, der aus dem Grabe hervorreckt (dän. Ausg. S. 218). Es ist nur eine bloße Veränderung der nämlichen Idee, wenn aus dem Hügel und Mund der begrabenen Blumen oder beschriebene Zettel, ihre Schuld oder Unschuld anzuzeigen, hervorwachsen.

Es ist auch Sage und Glaube, daß dem, welcher seine Eltern schlägt, die Hand aus der Erde wachse: so ist der Fuchsturm auf dem Hausberg bei Jena der kleine Finger eines versunkenen Riesen, der Hand an seine Mutter gelegt hatte.

118. Die drei Feldscherer.

Aus Zwehrn. Mit einigen Abweichungen bei Zingerle S. 82. Die Gesta Romanor. (deutsche Ausg. 1489 Kap. 37, lat. Kap. 76) enthalten ein ähnliches Märchen. Zwei geschickte Ärzte wollen, um allen Zank zu schlichten, ihre Kunst aneinander erproben: der sich geringer zeigt, soll des andern Jünger werden. Der eine zieht durch Hilfe einer edlen Salbe ohne Schmerz und Verletzung dem andern die Augen aus, legt sie auf den Tisch und setzt sie ebenso leicht [198] wieder ein. Der andere will dasselbe Kunst-

stück auch vollbringen, zieht jenem mit seinen Salben die Augen heraus und legt sie auf den Tisch. Als er sich aber bereitet sie wieder einzusetzen, kommt ein Rabe durch das offene Fenster, holt schnell ein Auge weg und frißt's. Der Arbeitende ist in Not, denn kann er das Auge nicht wieder einsetzen, wird er dem andern unterthänig. Da schaut er sich um und erblickt eine Ziege, dieser nimmt er eilends das eine Auge und setzt es seinem Gesellen für das fehlende ein. Als er ihn fragt, wie es ihm vorkomme, antwortet er, Verletzung und Schmerz habe er nicht gespürt, aber eins seiner Augen schaue immer über sich zu den Bäumen (wie nämlich die Ziegen nach dem Laub thun), das andere unter sich. Verwandt ist eine altdeutsche Erzählung wie ein künic Isan einer katzen ouge gewan (pfälz. Handschr. Nr. 341 Bl. 274. 275, auch in einer Handschrift zu Wien s. Schlegels Museum 4, 416. Nr. 138). Der König hat ein Auge verloren, ein Meister erbietet sich ihm ein Tierauge dafür einzusetzen. Der König wählt ein Katzenauge, das bei Tag und Nacht sehen könne, der Meister setzt es ihm geschickt ein und wird reichlich belohnt. Wenn nun aber der König bei Tisch oder sonst wo sitzt, so schaut das Katzenauge nur nach den Mäusen in den Winkeln und unter den Bänken sich um, Menschen sieht es nicht an; darüber ist der König höchst ärgerlich. Im Isländischen heißt ein solcher Katzenäugiger freskr, von fres, Kater (s. Biörn Haldorson freskr und ófreskr. Das Einsetzen anderer Augen und eines anderen Herzens kommt merkwürdig auch in dem altschottischen Lied von dem jungen Tamlane vor (Ministrelsy of the scottish Border 2, 200). Das Zauberweib, als er aus ihrer Gewalt befreit ist, spricht zu ihm „hätte ich das gewußt, ich hätte dir deine beiden Augen herausgenommen und dir zwei vom Baum eingesetzt, und ich hätte dir dein Herz von Fleisch genommen und dir eins von Stein eingesetzt"; was auch heißen kann „ich hätte dich in einen Baum und in Stein verwandelt, dir das Leben genommen." Das erinnert an Hrugnirs steinernes und das seinem Bruder Mokurkalfr eingesetzte Pferdeherz: an den Teufel, der den Geisen ihre Augen ausstach und seine eigenen ihnen ein=

setzte (s. des Teufels Getier Nr. 148), endlich ist aus Wolframs Wilhelm (1, 146) eines Bildes zu erwähnen, wie Venus dem Tibald sein Herz ausschneidet und das der Arabele hineinlegt. Hans Sachs (2. 4, 148 Kempt. Ausg.) hat einen dem Märchen ähnlichen, nur etwas bäurischen Schwank. Einem Bauern wird [199] vom Doktor der Magen gereinigt und von einem Raben unversehens weggeholt. Der Doktor heilt ihm dafür einen Saumagen in den Leib. Vergl. Fischarts Geschichtsklitterung (1590) S. 74.

119. Die sieben Schwaben.

Nach einer Erzählung in Kirchhofs Wendunmut (1, St. 274) und einem Meistergesang aus der Handschrift die Arnim besessen hat, (vergl. das daraus entstandene Lied im Wunderhorn 2, 445); an beiden Orten sind es neun Schwaben. Endlich nach einem fliegenden Blatt aus Nürnberg bei Fr. Campe, worauf die sieben Schwaben abgebildet sind und ihre Unterredung in Reimen mitgeteilt ist. Eyering erzählt in seinen Sprichwörtern 2, 227 die Geschichte mit dem Hasen. Dieser läuft vor ihnen über das Querfeld daher, und sie halten ihm den Spieß vor. Der vorderste heißt Nagenohrlin und der letzte der sieben ermuntert ihn zum Vorgehen, aber er antwortet

> ja stündestu he forn als ech,
> du würdest nichten also sprech
> „gangk, Nagenohrlin, gangk ran“,
> ich must gleichwol zum ersten dran
> und wann er mich dan brecht umbs Leben,
> so würd ir all die Flucht thun geben.

Zu Wien sind ihrer drei mit dem langen Spieß vor dem Hasen an ein Haus gemalt, dabei die etwas veränderte Unterschrift

> „Veitla, gang du voran,
> denn du hast Stiefel an,
> daß er dich nit beißen kann.“

S. Tartarus und Elysium von Falk 1806 Nr. 10. Neuerdings

ist erschienen „die Geschichte von den sieben Schwaben“ mit zehn lithographischen Darstellungen Stuttg. 1832. 4. Vergl. das altenglische Gedicht the hunting of the hase bei Weber 3, 277 bis 290. Ähnlich ist was in einem holländischen Volksbuch „von drei stolzen Westfälingern“ steht. Sie waren ausgegangen und hörten eine Hummel [200] brummen, da meinten sie die Trommel des Feindes zu hören und huben an zu fliehen. Im Fliehen trat der hinterste auf eine Hopfenstange, die auf dem Weg lag, daß ihm die Spitze an sein Ohrläppchen traf. Da rief er erschrocken „ich ergebe mich.“ Die vor ihm liefen, als sie das hörten, riefen gleichfalls „wir auch, ihr Leute, Quartier! Quartier!“

120. Die drei Handwerksburschen.

Nach einer Erzählung aus Zwehrn und einer andern aus der Leinegegend. In der letztern begräbt der Wirt den Getöteten, aber ein Freund desselben kommt, entdeckt das Pferd im Wirtsstall, und sein Hund scharrt unter der Dachtraufe, wo der Ermordete vergraben liegt, einen Arm heraus, dessen Kleidung er wieder erkennt. Eine schwäbische Erzählung bei Meier Nr. 64, eine aus Holstein bei Müllenhoff Nr. 22. Eine andere aus dem Harz bei Pröhle, Märchen für die Jugend Nr. 169. Bonaventure de Periers († 1544) schrieb eine Sammlung von Erzählungen wahrscheinlich nach mündlichen Überlieferungen, die zuerst Paris 1558, dann mit Anmerkungen von de la Monnoge 1568 und öfter erschien, in der Ausgabe von Amsterdam 1735 (Contes et nouvelles récréations et joyeux devis 3 Bände in 8) 1, 229—232 unter Nr. 22 befindet sich unser Märchen, de trois frères qui cuidèrent étre pendus pour leur latin. Sie wiederholen beständig die Worte nos tres clerici, pro bursa et pecunia, dignum et justum est. Im Pfaffen Amis kommt ein Schwank vor, der darauf begründet ist, daß er einen bewegt auf alles nichts zu antworten, als „das ist wahr!“ Hierher gehört ein ungarisches Märchen bei Stier S. 25.

121. Der Königssohn, der sich vor nichts fürchtet.

Aus dem Paderbörnischen; doch ist die Überlieferung schon verwirrt oder getrübt. Das ganze erinnert etwas an die Thaten des [201] Herkules. Die Erlösung der Jungfrau wird ähnlich erzählt in einem Märchen aus Thüringen bei Sommer S. 122, auch gehört Nr. 11 bei Müllenhoff hierher.

122. Der Krautesel.

Aus Deutschböhmen. Merkwürdig ist die Verwandelung der Menschen in Esel, die man schon aus dem Apulejus kennt. Hierzu stimmt noch näher eine Volkssage, die Prätorius vielfach gehört hat und in der Weltbeschreibung 2, 452. 455 (vergl. Zeileri epistolae 2, 956 folg. ep. 575) mitteilt. Ein Bürgerssohn aus Brück in Sachsen geht unter die Schweden und liegt eine Zeitlang in einer schlesischen Stadt, wo er eine Liebschaft mit der schönen Tochter einer armen Witwe anfängt und sich mit ihr verlobt. Als er fortzieht und Mutter und Tochter mit Nachholung vertröstet, merkt jene, daß er es nicht aufrichtig meint und spricht „dein Bräutigam wird dich wohl sitzen lassen, ich will ihn dafür zum Esel machen.“ Die Tochter antwortet „will er so untreu handeln, so ist er nichts besseres wert.“ Der Reiter zieht fort, als er aber ein wenig nachreitet und an einen Strauch kommt, meint er, es sei Not einmal abzusteigen; wie er aber abgestiegen ist, wird er alsbald zum Esel, bleibt auch bei seinem Pferde stehen. Nun kommen andere, behalten das Pferd und verkaufen den Esel einem Müller zum Sackträger. Aber er ist mutwillig und wirft alle Säcke herab, so daß ihn der Müller einem andern Müller verkauft, wo aber der Menschesel sich nicht frömmer verhält, ja er schreit einmal laut und schlägt aus, als der Müller mit der Magd scherzen will, und wird nun weiter und gerade in die Stadt verkauft, wo er zum Esel geworden war. Als er einst mit seinem Sacke an dem Hexenhause vorübergeht und eben Mutter und Tochter vor der Thüre stehen, spricht diese „ei, Mutter, seht da unser Eselchen! könnte der nicht wieder zu einem Menschen werden?“ „Ja,“ ant=

wortet die Mutter, „wenn die Lilien blühen und er davon ißt, so kann es geschehen.“ Das hört der Esel und als die Lilien blühen und in der Apotheke ein Topf damit angefüllt etwas hoch steht, wirft er im Vorbeigehen seinen Sack zur Erde, springt hinauf, erschnappt die Lilien [202] und wird alsbald wieder zum Menschen, steht aber nackend da. Nun lassen wir die sehr abweichende Erzählung unseres Märchens aus Zwehrn folgen. Drei Soldaten waren so alt und schwach, daß sie keine Libermilch mehr beißen konnten, da schickt sie der König fort ohne ihnen einen Gehalt auszusetzen, also daß sie mußten betteln gehen. Sie kommen durch einen großen Wald. Abends legen sich zwei nieder, und der dritte muß Wache halten, damit sie nicht von den wilden Tieren im Schlaf zerrissen werden. Wie jener nun da steht, kommt ein klein Männchen in rotem Kleid und ruft „wer da?“ „Gut Freund,“ antwortet der Soldat. „Was für Gutfreund?“ „Drei alte abgedankte Soldaten, die nichts mehr zu leben haben.“ Da schenkt ihm das Männlein einen Mantel, der sah alt aus, aber wenn man ihn umhängte und wünschte etwas, ging es in Erfüllung; doch soll er es seinen Kameraden erst bei Tag sagen. Ebenso erhält der zweite in der nächsten Nacht einen Beutel voll Geld, der nicht leer wird; der dritte in der folgenden ein Horn, wenn man darauf bläst, kommen alle Völker zusammen. Nun ziehen sie eine Zeitlang im Wohlleben umher, endlich wünschen sie sich ein Schloß und dann einen Wagen mit drei Schimmeln. Wie das alles beisammen ist, fahren sie zu einem König, der nur eine Tochter hat, und geben sich für Königssöhne aus. Der eine spielt mit der Jungfrau, und als sie merkt, daß er einen Wunschbeutel hat, so macht sie ihn trunken, bis er einschläft; dann näht sie einen Beutel der jenem ganz gleich sieht und vertauscht ihn damit. Am andern Morgen fahren sie wieder fort, und der Betrug kommt bald an den Tag. „Ach,“ ruft er, „nun sind wir arme Leute!“ „Laß dir keine graue Haare wachsen,“ spricht der andere, „den Beutel will ich bald wieder haben,“ hängt den Mantel um und wünscht sich in die Kammer der Königstochter. Die sitzt da und zählt Geld aus dem Beutel. Wie sie den Mann sieht, erschrickt

sie gewaltig, schreit „Räuber! Räuber!“ so daß der ganze Hof gelaufen kommt und ihn fangen will. In der Hast springt er zum Fenster hinaus und läßt den Mantel hangen, wie er nun wieder zu seinen Gesellen kommt, haben sie nur noch das Horn, doch damit wollen sie sich helfen. Es wird ein ganzes Heer zusammen geblasen, damit rücken sie in das Königreich und lassen dem König sagen, wenn er nicht Beutel und Mantel herausgäbe, solle von seinem Schloß kein Stein auf dem andern bleiben. Der König redet seiner Tochter zu, aber diese will erst List versuchen, zieht sich an wie ein armes Mädchen, nimmt einen Henkelkorb an den Arm und geht hinaus ins Lager, allerlei Getränk zu verkaufen; auch nimmt sie ihre Kammerjungfer als Begleiterin mit. Draußen fängt sie an zu singen, so schön, daß das ganze Heer zusammenlauft sie zu hören, und die Zelte leer werden; auch kommt der welcher das Horn hat, herbei. Nun giebt sie der Kammerjungfer ein Zeichen, die schleicht sich in sein Zelt, nimmt das Horn und lauft ins Schloß. Mit dem Horn kann die Königstochter leicht das Heer überwältigen und hat alle drei Wunschdinge in ihrer Gewalt. Als die drei Kameraden wieder allein beisammen sind, spricht der welcher den Beutel hatte „wir müssen uns trennen, geht ihr dort hinaus, ich will hier hinausgehen.“ Also geht er allein, kommt in einen Wald und legt sich unter einen Baum schlafen; wie er wieder aufwacht, sieht er, daß es ein Apfelbaum ist voll prächtiger Früchte. Vor Hunger bricht er einen ab und ißt ihn und dann noch einen. Da fängt ihn seine Nase an zu wachsen, wächst und wird so lang, daß er nicht mehr aufstehen kann, und wächst durch den Wald und sechzig Meilen noch hinaus. Seine zwei Kameraden gehen aber in der Welt herum und suchen ihn, anf einmal stößt der eine an etwas und tritt auf was weiches. „Ei,“ denkt er, „was soll das sein!“ da regte es sich und war eine Nase. Sprechen sie „wir wollen der Nase nachgehen,“ und so kommen sie endlich in den Wald zu ihrem Kameraden, der liegt da, kann sich nicht rühren noch regen. Sie nehmen eine Stange, wickeln die Nase darum und wollen sie in die Höhe heben, aber es wird zu schwer. Da suchen sie im Wald einen Esel, darauf legen

sie ihn und die lange Nase auf zwei Stangen und führen ihn fort; und wie sie ein Eckchen weit gezogen sind, ist die Last so groß, daß sie ruhen müssen. Da erblicken sie neben sich einen Baum mit schönen Birnen, und hinter dem Baum kommt das kleine rote Männchen hervor und sagt zu dem Langnasigen„ iß eine von den Birnen, so fällt dir die Nase ab.“ Das thut er, und die lange Nase fällt ab, und er behält nicht mehr als er zuvor hatte. Nun spricht das Männlein weiter „bereite ein Pulver von den Äpfeln und den Birnen, wer von jenem ißt, dem wächst die Nase, und wer von diesem ißt, dem fällt sie wieder ab. Hernach geh zur Königstochter und gieb ihr erst von den Äpfeln und von dem Pulver, so wächst ihr die Nase noch zwanzigmal länger als dir; aber halt dich fest.“ Da folgt er dem Rat, geht als Gärtnerbursch an des Königs Hof und sagt, er hätte Äpfel wie in der Landschaft keine wüchsen. Die Königstochter [204] kauft und ißt zwei mit Lust davon. Nun fängt ihr die Nase an zu wachsen, so stark, daß sie vom Sessel nicht aufstehen kann, sondern umfällt. Die Nase wächst aber sechzig Ellen um den Tisch, sechzig um ihren Schrank, hundert ums Schloß und noch zwanzig Meilen zur Stadt hinaus. Der König läßt ausschreiben wer ihr helfen könne, der solle reich gemacht werden. Nun meldet sich der alte Soldat als Doktor und giebt ihr von dem Apfelpulver, da fängt die Nase von neuem an zu wachsen und wird noch zwanzigmal größer. Wie die Angst bei ihr auf dem höchsten Grad ist, giebt er ihr von dem Birnenpulver, da wird die Nase ein wenig kleiner. Aber am andern Morgen, um die Falsche recht in Not zu bringen, giebt er ihr wieder von dem Apfelpulver, so daß die Nase aufs neue wächst und sie vielmehr zunimmt als sie gestern abgenommen hatte. Er spricht sie müßte einmal etwas entwendet haben, wenn sie das nicht herausgäbe, helfe kein Rat. Sie will von nichts wissen, er droht ihr mit dem Tod, da sagt der König „gieb Beutel, Mantel und Horn heraus, die du entwendet hast.“ Da muß die Kammerjungfer die drei Stücke holen, und wie sie der Arzt hat, giebt er der Königstochter von dem Birnenpulver die rechte Menge: alsbald fällt die Nase ab und 250 Männer müssen kommen und sie zerstücken. Er

aber geht vergnügt mit seinen wiedererlangten Wunschdingen heim zu seinen Kameraden. Mit dieser Erzählung stimmt eine andere in Kleists Zeitschrift Phöbus 1808 S. 8—17. Manches abweichende bei Pröhle, Märchen für die Jugend Nr. 18.

Es ist hier am deutlichsten die Sage vom Fortunat, die sich auch als eine deutsche ausweist, denn nach dem Volksbuch ist diese Erzählung offenbar nicht gemacht, wo sie viel altertümlicher und einfacher ist; vergl. Nr. 36 u. 54. Der Wünschmantel und das Horn kommen da gar nicht vor, sondern ein Hut und ein Seckel. Die Gesta Romanor. (lat. Ausg. Kap. 120, deutsche Ausg. Kap. 8) haben alles noch viel einfacher, im Fortunat wachsen statt der Nasen Hörner, dort entsteht der Aussatz. Ebenso kommen in Helwigs jüdisch. Geschichten Nr. 38 zwei Äpfelbäume vor, die Frucht des einen macht aussätzig, die des andern heilt. Da die Alten schon, wie wir, mancherlei Sprichwörter von der langen Nase hatten, so mag ihnen auch eine ähnliche Fabel bekannt gewesen sein, z. B. bei Martial nasus qualem noluerit ferre rogatus Atlas. Der D. Faust kann [205] sich auf eine wirkliche Person gründen, um die sich viele ältere Sagen gesammelt haben, aber sein Name ist mythisch, und weil er den Wünschmantel besitzt, heißt er der Begabte, das Glückskind, Wünschkind faustus wie fortunatus. Das gedruckte Buch wurde zuerst im 15. Jahrh. vermutlich aus Volkssagen spanisch niedergeschrieben, wie schon die Eigennamen darin Andolosia, Ampedo, beweisen. Verwandt ist in der Erfurter Sammlung das Vögelchen mit dem Goldei. Vergl. Fortunatus und seine Söhne von Thomas Decker. Aus dem Englischen mit einem Anhang über das Märchen dieses Kreises von Fr. Wilh. Val. Schmidt. Berlin 1819. Es soll auch ein altfranzösisches Fabliau davon geben.

123. Die Alte im Wald.

Aus dem Paderbörnischen. Das Ganze hat Ähnlichkeit mit Joringel und Jorinde (Nr. 69). Die Alte ist die Hexe im Märchen von Gretel und Hänsel (Nr. 16), eine Circe, welche die Menschen ein=

fängt und in Tiere verwandelt. Die Idee von einem sich belebenden Baum auch in einem Liede des Dürner (M. S. 2, 209[a]),

Mir getroumte ein troum,
des ist nicht lanc:
kunden gesten dîsiu maere diu sag ich.
Wie ein rôseboum
hôch unde kranc
mit zwein blüenden esten umbe vienge mich.
Dar under vant ich viôl und der rôsen smac,
daz erschein ich mir,
sô sie nù mac,
daz ir umbevanc mich bindet halben tac,
gestate ich's ir.

[206] 124. Die drei Brüder.

Aus der Schwalmgegend, doch auch sonst vielfältig gehört, hier am vollständigsten. Es ist ein altes Scherz- und Lügenmärchen und wahrscheinlich sehr verbreitet; in Bayern ist es auch bekannt, wie man aus Schmellers bayer. Mundarten (S. 484. 485) sehen kann. Im 16. Jahrh. kam eine Sammlung solcher Scherze in Frankreich heraus von Philipp d'Alcripe (Picard) Herr von Neri (rien) in Verbos (Vertbois), wo dieses sich auch unter andern findet. In der neu eröffneten Schaubühne menschlicher Gewohn- und Thorheiten (o. O. u. J. wahrscheinlich bald nach dem 30jähr. Krieg) werden S. 88—92 ähnliche Aufschneidereien zusammengestellt. Darin heißt es „damit ich allhier jenes vierjährigen Kindes, welches mit einem schweren breiten Säbel so meisterlich fechten können, daß ihm in vollem Regen kein einziger Tropfen aufs Haupt gefallen, keine Meldung thue." „Item, jener Goldschmied, welcher einer Mucken unter jeden Fuß ein güldenes Hufeisen mit vierundzwanzig Nägeln angeheftet." Vergl. das Märchen von den vier kunstreichen Brüdern (Nr. 129).

125. Der Teufel und seine Großmutter.

Aus Zwehrn. Abweichend ist eine Erzählung aus Deutschböhmen. Die drei Soldaten waren auf ihrer Flucht unter einen

Birnbaum gekommen, wo der eine in der Not ausrief „ich wollte, daß uns der Teufel holte!“ Worauf der Teufel sogleich erschien, den Vertrag mit ihnen abschloß und sie aus ihrer Lage befreite. Sie mußten nun ein Jahr in der Hölle bleiben, bis die Zeit kam, wo ihnen der Teufel die Rätsel vorlegen sollte; doch durften sie zuweilen in der Gegend spazieren gehen. Dem Lucifer (der stets zurückbleibt und nur die Teufel, seine Boten, aussendet) war aber gleichfalls nicht wohl dabei zu Mute, er dachte, der Teufel legt den Kerlen keine rechte Rätsel vor und wird von ihnen geprellt. Eines Tages gingen die dreie spazieren, waren betrübt, sonderlich die beiden, die [207] nichts gesprochen hatten, warfen dem einen vor, daß er sie mit dem leichtsinnigen Wort, das ihm entfahren, ins Unglück gebracht habe. „Du mußt uns nun auch helfen,“ sprachen sie, „sonst soll dir's schlimm ergehen.“ „Ei was,“ antwortete er, „von den drei Rätseln wird sich eins wenigstens raten lassen.“ Ging darauf ein wenig allein, die Sache mit sich selbst zu überlegen, und als er einen hohen Birnbaum bemerkte, stieg er hinauf und besah sich die Gegend. Indem erblickt er den Lucifer und den Teufel, die auch spazieren gingen und sich gerade unter den Birnbaum setzten, da auszuruhen. „Hör einmal,“ sprach Lucifer, „was für Rätsel hast du wohl, die du ihnen aufgeben willst, mir ist bang, sie raten's: so abgedankte Soldaten sind teufelsklug.“ „Da kannst du ruhig sein,“ antwortete der Teufel, „das raten sie nimmermehr. Erstens will ich ihnen eine Bockshaut geben, aber in niederländisch Tuch verwandeln; zweitens will ich auf einem Ziegenbock geritten kommen, der wird ihnen als das schönste Pferd erscheinen; drittens will ich ihnen einen Becher aus Pech zeigen, den sie für den schönsten Goldbecher halten werden.“ Da denkt der oben auf dem Baum „jetzt ist's schon gut,“ sagt aber den zwei andern nichts davon. Am bestimmten Tag kommt der Teufel, die zwei andern werden richtig von ihm genarrt, aber der dritte sagt ihm ins Angesicht „dein niederländisch Tuch ist eine stinkende Bockshaut: dein Pferd ein alter Ziegenbock, für dich gut, für uns zu schlecht: dein Goldbecher ein alter Pechkübel, weiter nichts. Nun verlang ich Geld

von dir Zeit meines Lebens." Da muß der Teufel im höchsten Ärger Folge leisten und Geld, so viel sie begehren, an den Ort hintragen, wo sie den ersten Vertrag geschlossen hatten. Damit vergleiche man bei Pröhle, Kinderm. Nr. 19. Das Märchen ist im Grund ähnlich dem Teufel mit den drei Goldhaaren (Nr. 29), wo ihm das Geheimnis abgelauscht wird, wie dem Rumpelstilzchen (Nr. 55) und dem Fischer in der Hervarar Sage S. 182. Die Peitsche ist eine bei Gold anschlagende Wünschelrute. Das Ganze hat etwas nordisches in seinem Wesen, der Teufel erscheint als ein ungeschickter, überlisteter Jote, vor allem nordisch ist das Rätsel; auch das Verstecken des menschlichen Ankömmlings durch die Riesenfrau, Tochter, ist ein alter Zug (s. Hymisquida Str. 8 Anmerk. 20).

[208] 126. Ferenand getrü un Ferenand ungetrü.

Aus dem Paderbörnischen, doch scheint dies schöne Märchen nicht vollständig, es müßte im Zusammenhang stehen, wenn der Schimmel zuletzt ein Königssohn wird. Der ungetreue Ferdinand läßt sich mit dem ungetreuen Sibich der altdeutschen Sage vergleichen, der durch falschen Rat Verderben stiftet: der getreue dagegen dem Sohne Ermenrichs, den jener in böser Absicht ausschickt, des Vaters Braut zu holen; die Braut will ihn auch lieber als den alten König. Wegen des Schlusses ist die jüdische Sage in der Anmerkung zum Märchen von der Bienenkönigin (Nr. 62) nachzusehen. Der rote Faden am Hals des wieder lebendig gemachten ist sagenmäßig; s. Armer Heinrich S. 192. Über das Gevatter bitten vergl. den Gevatter Tod (Nr. 44). Die Flöte die rettet, gleicht Arions Laute, das getreue Pferd dem Bayard, Falada dem Schemik (altdeutsch Scheming Schimmel, isl. Skemmingur) der böhmischen Sage und dem Grani der nordischen. Zu merken sind die Schriften der Königin, entweder gestickte Kleider, wie das isländ. skript und bökur (Bücher, Zeichnungen, Stickereien) oder Runenstäbe; wenigstens ist die gefundene Schreibfeder gewiß ein solcher. Die Verse, wie gewöhnlich die Reden der Vornehmen, sind hochdeutsch, das pflegen die Er=

zähler fast immer so zu halten, wo sie beide Sprachen verstehen, wie dies im Paderbörn. häufig ist, und die höhere Mundart bezeichnet dann die Sprache der Vornehmen und der Poesie. Im Pentam. Corvetto (3, 7), bei der Aulnoy la belle aux cheveux d'or (Nr. 2), bei Tabart Fortunio (2, 148) sind verwandt.

127. Der Eisenofen.

Aus Zwehrn, eine andere abweichende Erzählung aus Kassel. Ein Mädchen war einmal in einem großen Wald mutterselig allein, da kommt ein Schwan gegangen, der giebt ihm ein Knauel Garn und spricht „ich bin ein verzauberter Königssohn, wenn du das Garn [209] abwickelst, an dem ich fortfliege, so kannst du mich erlösen, aber hüte dich, daß es nicht entzwei bricht.“ Das Mädchen fängt an abzuwickeln, und der Schwan steigt in die Luft: es wickelt den ganzen Tag, so daß das Ende des Fadens schon zu sehen ist, da bleibt er unglücklicherweise an einem Dornstrauch hangen und bricht ab. Das Mädchen weint, und da es Nacht wird, gerät es in Angst, fängt an zu laufen und kommt endlich zu einem Haus, dessen Licht es hatte leuchten sehen. Es klopft an, ein altes Mütterchen tritt heraus, „ei, mein Kind,“ spricht es, „wo kommst du so spät her?“ Es bittet um Brot und Herberge. „Das ist ein schwer Ding, mein Mann ist ein Menschenfresser, kommt der heim, so frißt er dich, und bleibst du im Wald, so fressen dich die wilden Tiere: doch tritt herein, ich will sehen ob ich dir durchhelfen kann.“ Sie giebt ihm ein wenig Brot und versteckt es unter das Bett. Vor Mitternacht, wenn die Sonne völlig untergegangen war, kam jedesmal der Menschenfresser nach Haus, vor Sonnenaufgang ging er wieder hinaus. Wie er eintritt, spricht er gleich „ich wittre, wittre Menschenfleisch!“ greift unter das Bett und zieht das Mädchen hervor, „das ist noch ein guter Bissen!“ „Ach,“ spricht die Frau, „heb dir's zum Frühstück auf, es ist doch nichts da.“ Er läßt sich überreden, und schläft ein. Vor Sonnenaufgang kommt die Alte zum Mädchen und spricht „eil dich und lauf fort, da schenk ich dir ein goldenes Spinnrädchen, ich heiße Sonne“. Das Mädchen geht fort, den

ganzen Tag bis zur Nacht, da kommt es an ein Haus, worin wieder eine Alte und ein Menschenfresser wohnt, und wo es wie am vorigen Abend hergeht. Beim Abschied giebt die Alte ihm eine goldene Spindel und spricht „ich heiße Mond“. Am dritten Abend wiederum dasselbe Ereignis, die Alte schenkt ihm einen goldenen Haspel und spricht „ich heiße Stern“. Dann sagt sie ihm auch, der König Schwan, obgleich das Garn nicht ganz abgewickelt worden, sei doch so weit erlöst, daß er seine menschliche Gestalt wieder erlangt habe und in großer Herrlichkeit in seinem Reich auf dem Glasberg sitze, wo er sich verheiratet habe. Heut Abend werde es an den Glasberg kommen, aber ein Löwe und ein Drache liege davor, die solle es mit Brot und Speck besänftigen, welches sie ihm auch noch giebt. Nun geht das Mädchen fort, bis es zu dem Berg kommt, da wirft es den Ungeheuern das Brot und den Speck in den Rachen, damit sie es durchlassen; so langt es bis ans Schloßthor, aber das wollen ihm die Wächter nicht öffnen. Es setzt sich außen hin und spinnt auf [210] dem goldnen Rädchen, die Königin sieht von oben zu und will das Rädchen haben. Das Mädchen verlangt dafür eine Nacht neben dem Schlafzimmer des Königs zubringen zu dürfen. Da singt es nun, als der König im Bett liegt,

„Denkt der König Schwan
nicht an seine versprochene Braut Julian?
die ist gegangen durch Sonne, Mond und Stern,
durch Löwen und durch Drachen:
will der König Schwan denn gar nicht erwachen?“

Aber der König hört es nicht, weil ihm die listige Königin einen Schlaftrunk gemischt hatte. Das Mädchen giebt für die zweite Nacht seine Spindel und für die dritte seinen goldenen Haspel; weil es aber den Betrug gemerkt hat, so bittet es den Diener diesmal dem König den Schlaftrunk mit einem andern zu vertauschen. Als es nun wieder zu singen anfing, hörte es der König, erkennt die Stimme des Mädchens, und am andern Morgen läßt er sich von seiner bisherigen Gemahlin scheiden, schickt sie zu ihrem Vater zurück und vermählt sich mit dem treuen Mädchen, daß ihn erlöst

hat. Diese Erzählung enthält den Teil des Märchens, in welchem es mit dem Löweneckerchen (Nr. 88) und mit dem Schluß der beiden Königskinder (Nr. 113), auch mit Pintosmauto im Pentamerone (5, 3) verwandt ist. Dagegen enthält eine andere, aus den Maingegenden, auf abweichende Art den Eingang unseres Märchens. Ein König verirrt sich auf der Jagd, ein kleines weißes Männchen erscheint und zeigt ihm den Weg, wofür er diesem seine jüngste Tochter verspricht. „In acht Tagen," ruft es beim Abschied, „komm ich und hol meine Braut." Den König reut das in der Angst gegebene Versprechen, als der bestimmte Tag kommt, wird die Kuhhirtentochter, mit königlichen Kleidern angethan, in das königliche Zimmer gesetzt. Ein Fuchs kommt und spricht zu ihm „setz dich auf meinen rauhen Schwanz, hurleburlebutz! hinaus in den Wald" Das Mädchen folgt und der Fuchs trägt es auf seinem Schwanz hinaus. Wie sie auf einen grünen Platz kommen und die Sonne hübsch warm scheint, spricht er „steig ab und laus mich". Das Mädchen gehorcht. Bei der Arbeit spricht es „gestern um die Zeit war's schöner im Wald" „Wie bist du in den Wald gekommen" spricht der Fuchs. „Ei, da hab ich meinem Vater die Kühe gehütet." „Also bist du nicht die [211] Königstochter! setz dich auf meinen rauhen Schwanz, hurleburlebutz! zurück in das Schloß!" Der Fuchs verlangt nun die rechte Braut vom König und will in acht Tagen wiederkommen. Sie geben ihm aber die verkleidete Gänsehirtentochter, doch die verrät sich auch beim Lausen, indem sie ausruft „wo mögen jetzt meine Gänse sein!" Sie muß wieder auf dem Schwanz des Fuchses zurück, der droht dem König, wenn er nicht die rechte Braut in acht Tagen erhalte. Nun wird sie ihm aus Furcht gegeben. Draußen als sie den Fuchs lausen muß, spricht sie „ich bin eines Königs Tochter und soll einen Fuchs lausen! säß ich jetzt daheim in meiner Kammer, könnte ich in meinem Garten die Blumen sehen!" Da erkennt der Fuchs, daß es die Königstochter ist und verwandelt sich in das weiße Männchen, bei dem muß sie in einer kleinen Hütte wohnen und den Haushalt führen; das Männchen thut ihr aber alles zuliebe. Einmal spricht es zu

ihr, es würden drei weiße Tauben geflogen kommen, die mittelste solle es ergreifen und ihr den Kopf abschneiden, aber ja die mittelste. Das thut es und alsbald verwandelt sich die Taube in einen schönen Königssohn, der sagt, daß er durch Bezauberung sieben Jahre lang habe die menschliche Gestalt verlieren müssen und nur auf diese Art Erlösung erlangen können. Andere Erzählungen bei Müllenhoff Nr. 2, bei Colshorn Nr. 20 urd bei Pröhle, Märchen für die Jugend Nr. 4. Das Unterschieben der falschen Braut, die sich zu leicht an ihres Vaters unkönigliches Handwerk erinnert, kommt in der Volsungasage Kap. 21 schon vor; vergl. Altd. Wälder 1, 71. Der dunkle und feurige Ofen, worein der Königssohn verwünscht ist, bedeutet ohne Zweifel die Hölle, Unterwelt, den Orcus, wo der finstere Tod haust, aber auch die Schmiedeesse steht. Damit erklärt sich die noch jetzt gebräuchliche Redensart „etwas Geheimes dem Ofen sagen, den Ofen um etwas bitten“ In anderen Sagen ist es Stein oder eine Steinsäule, der man das Geheimnis entdeckt. (Büschings Volkssagen S. 66 u. 363). Man gräbt auch ein Loch in die Erde und spricht es hinein (Eyering, Sprichwörter 1, 290); vergl. Wuk, serbische Märchen S. 227. So schwuren die Alten bei der Unterwelt, wo der gerechte Totenrichter, Höllenrichter wohnt Deswegen spricht das Gänsmägdlein zum Ofen (Nr. 89 vergl. Erdmännlein Nr. 91) und enthüllt ihm die geschehene Unthat, die sie keinem Menschen offenbaren darf. Auch das Wort Eisenofen ist altertümlich und nicht sowohl auf einen eisernen zu deuten, als auf das alte Eitofan [212] Feuerofen, Kamin zurückzuführen (von eit Esse, Feuer). Wie man hier über schneidende Schwerter geht, so in einem ungarischen Märchen über eine Brücke von Rasiermessern; s. Mailath 2, 189.

128. Die faule Spinnerin.

Aus Zwehrn. Ähnliche Idee im Pentamerone (4, 4) und in einer altdeutschen Erzählung von der Minne eines Albernen (Altd. Wälder 3, 160—163 und Hagens Gesamtabenteuer 2, 141). Vergl. die drei Spinnerinnen (Nr. 14) und Kap. 125 in

Paulis Schimpf und Ernst (1535 fol.). Der Baum im Walde ist ein Spindelbaum, Spill=Spulbaum, lat. fusarius, franz. fusain von fuseau Spindel, evonymus (Gerberts gloss. theotisca p. 139 Graff, Sprachsch. 5, 334), also ein Glück oder Unglück bedeutender Wünschelbaum; vergl. in Biörns isländ. Wörterbuch hesputré und hespulägt=tré.

129. Die vier kunstreichen Brüder.

Aus dem Paderbörnischen. Verwandt mit dem Märchen von den drei Brüdern (Nr. 124), obgleich dem Inhalte nach verschieden. Näher stehen aber die italienischen in Pentamerone (5, 7), bei Mortini Nr. 80 und bei Straparola (7, 5); auch ein ungarisches bei Stier S. 61 gehört hierher und ein russisches bei Dieterich Nr. 3.

In dem persischen Tuhti Nameh hat die vierte Erzählung des Papageien Ähnlichkeit. Es sind drei Jünglinge, wovon der erste mit der Eigenschaft begabt ist, zu wissen wo etwas Verlornes sich befindet, sowie er auch die Zukunft voraussieht; der zweite hat ein künstliches Pferd von Holz gemacht, womit er nach Gefallen in der Luft herumreiten kann; der dritte ist ein Bogenschütze und sein Pfeil trifft unfehlbar. Sie entdecken durch ihre Künste die schöne Jungfrau, die eine Zauberin auf einen hohen, unersteiglichen Berg gesetzt hat, und führen sie fort, aber es entsteht nun Streit welchem sie angehöre. [213] Vergl. Ssidi Kur und ein Märchen der Neger bei Kölle S. 145.

130. Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein.

Aus der Oberlausitz. Dies schöne Märchen hat Th. Pescheck in Büschings wöchentlichen Nachrichten 2, 17—26 mitgeteilt, woher wir es entlehnt, doch in unsere Weise umgeschrieben haben. Es wird auch am Rhein erzählt, wo es aber acht Schwestern sind, deren jede ein Auge mehr hat. Zweiäuglein ist das Aschenbrödel und die weise Frau, die sich seiner Not erbarmt, wahrscheinlich seine rechte verstorbene Mutter. Auch der Gang des Ganzen hat offenbar Ähnlichkeit, der Gold und Silber abschüttelnde Baum,

der Freier, dessen Verlangen die rechte Braut allein erfüllen kann. Das Eingeweide der Ziege welches eingegraben wird und woraus der Wunderbaum sproßt, ist das Herz, das ja auch von jenem Goldvogel (Nr. 60) und dem Krautesel (Nr. 122) genommen wird und das den Reichtum bringt. Die Idee von einem Auge ist häufig und aus dem Märchen von Polyphem bekannt, Odin ist einäugig und die griechische Mythe kennt einen Jupiter mit drei Augen.

131. Die schöne Katrinelje.

Aus dem Paderbörnischen. Etwas verschieden in Bremen, der Vater Bürstenbinder heißt Ohnethee, der Bräutigam Pichelpachelpaltrie, die Mutter Dorothee, der Bruder Ohnestolz, die Schwester Kieseltraut und die Braut Katherliese. Die Begrüßungen, Fragen und Antworten wie in unserm Märchen, nur die Reime etwas verschieden,

„Wo ist denn die Mutter Dorothee?"
„Sie ist in der Küche und kocht den Thee."
„Wo ist der Bruder Ohnestolz?"
„Er ist im Stall und hackt das Holz."
[214] „Wo ist die Schwester Kieseltraut?"
„Sie ist im Garten und hackt das Kraut."
„Wo ist die Katherliese?"
„Sie ist im Hanf und pflückt Radiese."

Hernach geht die Mutter zu der Gevatterin und spricht „guten Tag, Frau Gevatterin". „Schönen Dank, Frau Gevatterin, wo will sie hin?" „Nach Witzenhausen (in Hessen) Frau Gevatterin." „Was will sie da machen, Frau Gevatterin?" „Rosmarin holen, Frau Gevatterin." „Was will sie damit machen, Frau Gevatterin?" „Weiß sie nicht, daß meine Tochter eine Braut ist, Frau Gevatterin?" „Wen hat's denn, Frau Gevatterin?" „Rat' sie einmal, Frau Gevatterin." „Einen Doktor?" „Viel besser." „Einen Professor?" „Noch besser." „Wohl gar einen Besenbinder?" „Sie hat's geraten." „Was kriegt's alle mit, Frau Gevatterin?" „Eine Metze Hotzeln, eine Metze Schnitzeln, einen Bieterwamsrock, Schürzenfleckeln, einen

Heller an barem Geld. Ist's nicht genug, Frau Gevatterin? kostet eine Tochter nicht viel, wenn sie heiraten thut?" Auch hat man in Bremen noch den Reim

> Bürstenbinders Tochter und Besenbinders Sohn,
> die haben sich versprochen, sie wollen einander hon.
> Die Mutter kam gelaufen und schrie im Laufen laut
> „Viktoria! Viktoria! meine Tochter ist 'ne Braut!
> und wenn's erst zusammen sind und haben dann kein Haus,
> so setzen's sich ins Körbel ein und gucken oben heraus."

In dieser Weise abgefaßt ist auch ein Volkslied aus dem Kuhländchen bei Meinert 1, 241. Noch ist zu vergleichen Kuhn Nr. 2

132. Der Fuchs und das Pferd.

Aus Münster. Verwandt ist das Ganze mit dem Märchen vom alten Sultan (Nr. 48). Hierher gehört auch die 7. Fabel von dem Wolf und dem Esel in den Extravaganten bei Steinhövel (1487, Bl. 50. 51), abgedruckt im Reinhart Fuchs 424.

[215] 133. Die zertanzten Schuhe.

Aus dem Münsterland. Der Zug, daß der Soldat einen Schwamm unter das Kinn bindet, in welchen er den Schlaftrunk laufen läßt, ist aus einer andern paderbörnischen Erzählung aufgenommen, die noch folgendes abweichende hat. Es sind nur drei Königstöchter, deren Schuhe jeden Morgen entzwei gefunden werden. Wer die Ursache herausbringt, soll die jüngste zur Gemahlin haben, wer es aber nicht vermag, das Leben verlieren. Zwölf sind schon aufgehängt, da meldet sich der Soldat als der dreizehnte. Er schleicht ihnen nachts durch den heimlichen Gang nach (den unsichtbarmachenden Mantel hat er noch nicht). Die drei Fräulein gehen bis zu einem See, da stehen drei große Riesen, jeder nimmt eine von ihnen auf den Nacken und trägt sie durch das Wasser zu einem kupfernen Schloß. Der Soldat kann nicht nach, da erblickt er einen Löwen und einen Fuchs, die haben einen Mantel und ein Paar Stiefeln, wenn man die anthut, so kommt man hin, wo man sich hinwünscht. Die beiden streiten sich, wer die Wunschdinge haben soll, da spricht er „geht dreißig

Schritte weit, dann fangt an zu laufen, wer am ersten wieder hier ist, soll sie haben". Kaum sind sie fort, so zieht er die Stiefel an, hängt den Mantel um und wünscht sich zu den drei Königstöchtern. Er setzt sich unsichtbar zu der ältesten und ißt ihr alles vor dem Mund weg. Nach dem Essen fängt der Tanz an, und sie tanzen so lang, bis ihre Schuhe Löcher haben, dann tragen die Riesen sie wieder über den See zurück. Er wünscht sich in sein Bett, so daß sie ihn wie in tiefem Schlafe finden. In der zweiten Nacht geht es ebenso, das Schloß ist silbern und der Soldat setzt sich zu der zweiten. In der dritten Nacht ist es golden, und er sitzt bei der dritten, der zugesagten Braut. Am dritten Tag entdeckt der Soldat dem König alles und erhält die jüngste Schwester und nach des Alten Tod das Reich. Eine dritte Erzählung aus Hessen hat viel Eigentümliches. Eine Königstochter vertanzt alle Nacht zwölf Paar Schuhe, jeden Morgen muß ein Schuster kommen, und zwölf Paar neue anmessen, die abends abgeliefert werden; dazu hält er zwölf Gesellen. Niemand weiß wie die Schuhe nachts zerrissen werden. Als eines Abends der jüngste von den Gesellen die [216] Schuhe herbei trägt und die Jungfrau gerade nicht in ihrer Kammer ist, denkt er „du mußt herausbringen wie die Schuhe zerrissen werden" und legt sich unter ihr Bett. Nachts elf Uhr öffnet sich die Fallthüre, es kommen elf Königstöchter herauf, die küssen sich einander, thun die neuen Schuhe an und steigen dann zusammen hinab. Der Gesell, der sich unsichtbar machen kann, geht nach: sie kommen an ein Wasser, wo sie ein Schiffer in seinen Kahn nimmt. Dieser klagt, daß das Schiff schwerer sei „ach" sagen die zwölf Jungfrauen, „wir haben doch nichts mitgenommen, kein Tuch, kein Päckchen." Sie landen und gehen in zwölf verschiedene Gärten, jeder gehört einer davon; sie brechen die schönsten Blumen und schmücken sich damit. Nun gehen sie zu einem Schloß, wo zwölf Königssöhne sie empfangen und mit ihnen tanzen; alle sind lustig, nur eine nicht, die ist leidmütig (es ist als habe sie den schönen Schusterbuben gesehen und sich in ihn verliebt). Sie kehren wieder zurück, weil die Schuhe durchgetanzt sind. Oben werfen sie die zwölf Paar

zum Fenster hinaus, wo schon ein ganzer Haufen Schuhe liegt. Der Gesell schleicht sich fort, am andern Morgen kommt der Meister und will der Königstochter die neuen Schuhe anmessen, sie liegt aber noch im Bett und heißt ihn wiederkommen. Als er wiederkommt, sagt sie, sie wolle keine Schuhe mehr, sie brauche nur ein Paar, das solle er ihr durch seinen jüngsten Gesellen schicken. Der aber sagt „ich gehe nicht, erst ist die Reihe am ältesten". Dieser putzt sich und geht hin, sie will ihn aber nicht, sondern den jüngsten. Der spricht wieder „ich gehe nicht eher, als bis es an mich kommt." So geht der zweite, dritte und alle einer nach dem andern hin, bis sie den elften auch zurückgeschickt hat. Da sagt der jüngste „soll ich hin, so geh ich wie ich da bin und ziehe keine bessere Kleider an". Wie er hinkommt, fällt sie ihm um den Hals und sagt „du hast mich von den elfen erlöst, in deren Gewalt ich gewesen und von denen ich gepeinigt worden bin, ich liebe dich von Herzen, du sollst mein Gemahl werden." Über den Streit bei den Wunschdingen vergl. die Anmerkung zu dem Märchen vom goldenen Berg (Nr. 92). Daß auf das Mißlingen der Aufgabe Todesstrafe gesetzt wird, kommt ebenso im Rätsel (Nr. 22) und in den sechs Dienern (Nr. 134) vor. Das Märchen ist auch in Polen bekannt (s. unten). Ungarisch bei Stier S. 51.

[217] 134. Die sechs Diener.

Aus dem Paderbörnischen. Siehe die Anmerkungen zu dem Märchen von den sieben Gesellen, die durch die ganze Welt kommen (Nr. 71). Zu dem, vor dessen Augen alles zerspringt, gehört eine merkwürdige Stelle in der Hymisquida der Edda (Str. 12), „entzwei sprang die Säule vor dem Anblick der Joten". Einer der das Gras wachsen hört auch bei Villemarqué Contes bretons 2, 120.

135. Die weiße und schwarze Braut.

Aus dem Meklenburgischen und Paderbörnischen. Nach der einen Erzählung wird der Bruder nicht bloß unter die Schlangen

gesetzt, sondern wirklich umgebracht und unter die Pferde im Stall begraben. Die Ente kommt abends ans Gatterloch geschwommen und singt

> „macht auf die Thür, daß ich mich wärme.
> Mein Bruder liegt unter den Pferden begraben
> hauet den Kopf der Ente ab!"

Hierdurch wird es besser begründet, daß er ihr den Kopf abhaut, weil ihre Lösung daran gebunden war. Am Ende wird der Bruder im Stall ausgegraben und stattlich unter die Erde gebracht; vergl. den singenden Knochen (Nr. 28). Das ganze Märchen liegt einer modernen, schlechten Überarbeitung in den Sagen der böhm. Vorzeit (Prag 1808, S. 141—185) zu Grund. Der Eingang ist von Blumen und Perlenkämmen, wie sonst auch vorkommt. Eigen ist, daß die begabte Schönheit vor freier Luft und Sonnenstrahl gehütet werden muß. Unterwegs nun bricht die böse Hexe das Kutschenfenster, daß Luft und Sonne eindringt, da wird sie in eine goldene Ente verwandelt. Ebenso in der Sammlung von Gerle. Mit viel schönen Zügen kommt das Märchen bei der Aulnoy vor, Rosette (Nr. 6). Dagegen hat Blanchebelle in der Samml. les illustres [218] fées (Cabinet des fées Bd. 5) nur einen schwachen Grund davon. Bei der Marie de France ist der Lai von der Esche (s. unten) verwandt. Am gehaltreichsten und eigentümlichsten ist das finnische Mädchen aus dem Meer bei Bertram (Nr. 2). Im Pentamerone (4, 7) findet sich ein halb aus diesem, halb aus dem Gänsmädchen (Nr. 89) zusammengesetztes Märchen, wie denn auch unser gegenwärtiges genau an die Fabel von der Königin Berta erinnert. Besonders ist der einfache Gegensatz von Schwärze und Weiße, für Häßlichkeit und Schönheit, Sündlichkeit und Reinheit, zu bemerken, da er an die Mythe von Tag und Nacht (und der Nacht Tochter) denken läßt und Berta (die weiße, biort) schon im Wort den Tag und das Tagesbrehen, des Tages Anbruch, ausdrückt. Indem die ins Wasser gestoßene als schneeweiße Ente aufsteigt und fortlebt, erscheint sie als Schwanenjungfrau. Ebenso ist die nordische Schwanhild weiß und schön wie der Tag, im Gegensatz zu ihren

rabenschwarzen Stiefbrüdern; auch giebt es eine altdeutsche Erzählung von einem weißen und schwarzen Dietrich, Zwillingsbrüdern, und eine schwarze und eine weiße Tochter kommen in einem schwedischen Volkslied (Geyer und Afzelius 1, 81) vor. Der Name Reginer ist vermutlich schon alt in dieser Geschichte; aus den alten Marschällen, Stallmeistern und Wagenführern sind in der spätern Volksansicht Kutscher geworden wie aus den Helden Soldaten. Darum, daß der Bruder bei den Pferden ist und unter ihnen begraben wird, erinnert er an das Roß Falada, dessen Stelle er im Märchen vertritt. Der Küchenjung ist wie dort der Hirtenjung. Die Braut fällt ins Wasser, ertrinkt und kommt nachts zurück, sich am Küchenfeuer zu wärmen, weil sie naß geworden ist: gerade so kehren Ertrunkene der altnordischen Sage mit ihren nassen Kleidern nachts heim, setzen sich ans Feuer und winden die Röcke aus; Eyrb. Saga S. 274. 276.

136. Der Eisenhans.

Nach einer Erzählung aus den Maingegenden und in Arnims Märchen Nr. 17; in den früheren Ausgaben „der wilde Mann" nach einer Überlieferung aus dem Münsterland. Hier tritt ganz eigentlich ein männlicher Aschenputtel auf, von dem schon oben zu [219] Nr. 21 die Rede war. Der schlechte Kittel, weshalb er wie Allerleirauh (Nr. 65) allein schlafen muß, sogar die gemeine Küchenarbeit kommen vor, und eben so kehrt er heimlich nach dem königlichsten Leben in seinen alten Zustand zurück, so daß er nur an einem äußeren Zeichen erkannt wird. In Österreich giebt es ein Märchen von einem Stiefelstoß, der in einen Bär verwandelt, unter der Treppe liegt: wer ins Haus geht, stößt und tritt ihn und putzt sich die Stiefel an seinem Fell ab. Wie hier der wilde Mann, so wird nach den jüdischen Sagen Aschmadai mit List gefesselt (Majer, Mythol. Wörterb. 1, 119. 120). Deutsch kommt das Märchen in der Samml. von Vulpius vor, bei Müllenhoff Nr. 12, in Wolfs Hausmärchen S. 269, bei Sommer S. 86. 133. 135, bei Zingerle Nr. 28 und 33. S. 198. Norwegisch bei Asbjörnsen S. 74. Dänisch bei Winther

S. 31, italienisch bei Straparola 5, 1. Russisch bei Dieterich Nr. 4. Böhmisch bei Milenowski Nr. 6. Überraschend wird von dem berühmten norweg. König Harald dem haarschönen, nicht bei Snorri, sondern in dem Flatöbuch, eine unserm Märchen ähnliche Geschichte erzählt. An dem Hofe seines Vaters war ein Jote gefangen gehalten, weil er den Schatz des Königs bestehlen wollte, Harald als fünfjähriges Kind befreite ihn, dafür nahm ihn der Jote mit sich und erzog ihn bis zum 15. Jahr (P. E. Müller über Snorris Quellen S. 13). Das Märchen mag eine alte Grundlage haben und von einem höheren halbgöttlichen Wesen erzählen, das in die Gewalt eines Unterirdischen geriet und niedrige Arbeiten verrichten mußte, bis es wieder zu seiner höheren Stellung gelangte; die goldenen leuchtenden Haare weisen darauf hin.

137. De drei schwatten Prinzessinnen.

Aus dem Münsterland. Der Zauber in seiner Entwicklung oder im Gang zu seiner bestimmten Auflösung durch übermächtige Eingriffe gestört, zieht Verderben oder gänzliche Vernichtung nach sich; vergl. die Anmerkung zum Eselein (Nr. 58). Er will heimlich bleiben, scheut Licht, darum sind die drei schwarz und werden allmählich weiß. Vergl. auch die abweichende Erzählung vom Marienkind [220] Nr. 3. Er scheut auch die Rede, und es ist ganz dasselbe, wenn beim Heben des Schatzes das erste gesprochene Wort ihn siebenmal tiefer zu versinken zwingt.

138. Knoist un sine dre Sühne.

Aus dem Sauerland und in der dortigen Mundart. Wird singend und mit sehr lang gezogenen Silben erzählt. Werrel (Werl) ein Wallfahrtsort in Westfalen, Soist ist Soest. Es wird auch als Rätsel angegeben, und wenn man lang geraten hat und nach der Auflösung fragt, geantwortet „eine Lüge“. Nach einer andern Erzählung gehen sie, nachdem der nackende den gefangenen Hasen in die Tasche gesteckt hat, in die Kirche, wo der „böcken Pastor“ und der „hageböcken Köster“ das Weihwasser austeilen.

„Darauf keimen se bie een graut graut Waater, dat was so breed dat en Haan daröver schret, do wören drei Schippe up, dat eene was leck, dat andere was leck, dat derde was kien Boaden in. In dat wo kien Boaden was, setten se sick alle drei in, de eene versop, de annere verdrank, de derde kam der gar nig wier ut.“ Das Lügenmärchen von den Wachteln hat eine mit unserm Märchen merkwürdig übereinstimmende Stelle. Nach W. Wackernagels Ausgabe,

die hunde sint mit muose behuot,
dâ sint die kirchtüre guot
gemûrt ûx butern, got weiz!
und schînet diu sunne alsô heiz,
daz schadet in niht umbe ein hâr.
ein eichîn pfaffe, daz ist wâr,
ein büechîn messe singet.
swer dâ ze opfer dringet
der antlaz im geben wirt,
daz im der rücke geswirt,
den segen man mit kolven gap.
ze hant huop ich mich herap:
von dem antlaz ich erschrac.
siben wachtel in den sac!

[221] Noch anderwärts Beziehungen darauf,

mîn houpt wart mir gezwagen
mit hagenbuochner lougen.
Liedersaal 3. 553, 80.

drî knütele eichen
ze guoter mâze wol gewegen,
die wâren dô der beste segen.
Hagen und Büsching, Grundriß S. 345.

Auch bei Chaucer (the poetical works Bd. 4.) the Coke's tale of Gamelyn V. 996

Gamelyn sprenith holi watir
all with on okin spire.

Die Wachteln bedeuten Lügen, wie man noch heute hört „er lügt in seinen Sack“; s. Haupts Zeitschrift 4, 578. Zu vergleichen

ist noch das Märchen vom Schlauraffenland und das Dietmarsische Lügenmärchen (Nr. 158 und Nr. 159).

139. Dat Mäken von Brakel.

Aus dem Paderbörnischen. St. Anna nämlich ist die Schutzpatronin von Brakel und ihre Kapelle liegt nicht weit von der Stadt. Mudder ist aus dem Hochdeutschen herübergekommen, Möhme aber der gemeine Ausdruck. Man hat dort noch einen andern Spottvers,

„O hilge sünte Anne,
help mie doch bald tom Manne!
O hilge sünte Viet,
et is ietz de hogeste Tied!"

St. Vitus ist der Schutzpatron des nahliegenden Corvei. Im Hannöverschen wird erzählt, daß, als das Mädchen Gott um ein Zeichen bittet, ein Hirt, der das ganze Gebet hinter einer Hecke mit angehört, einen alten Schuh herüberwirft; wofür es Gott freudiglich dankt. Eine ähnliche Geschichte wird von einem Küster in einem nordholländischen Dorfe Wormer in den Oudheden van Zaanland, [222] Stavoren, Vronen en Waterland door Hendrik Soeteboom (Amsterdam 1702) 1, 376. 377 mitgeteilt. Ein Bäcker in dem Dorf war dafür bekannt, daß er sein Brot zu leicht machte, und verlor deshalb seine Nahrung. Er ging nun oft in die Kirche und verrichtete vor der Jungfrau Maria, die mit dem Jesuskind im Arm an einem Pfeiler stand, seine Andacht und bat sie um ihre Hilfe, damit seine Nahrung wieder besser würde. Der Küster der das bemerkte, stellte sich einmal hinter den Pfeiler, und als der Bäcker wieder sehr eifrig seine Bitte vortrug, rief jener mit einer feinen Kindersprache „Bäcker, ihr müßt euer Brot was schwerer machen!" Darauf antwortete der Bäcker schnell „schweig, Junge, und laß deine Mutter sprechen," und ging damit fort. Von dem hl. Bernhard, Abt von Clairvaux, hat man eine ähnliche Sage (Vorzeit, Taschenb. 1819). Einmal, als er zu Speier war, ging er in den Dom um dem Marienbilde seine Verehrung zu bezeigen. Er fiel dreimal vor ihm auf die Knie

und brach voll Andacht in die Worte aus „o du huldreiche, du milde, du holdselige Mutter Gottes!“ Das Bild fing hierauf an zu reden „sei mir willkommen, mein Bernhard!“ der Heilige aber, den das verdroß, verwies der Himmelskönigin das Reden mit den Worten „schweig, ein Weib soll nicht reden in der Gemeinde!“ Das Bild ist noch im Dom zu sehen, wie die drei metallenen Platten, welche die drei Stellen bezeichnen, wo der heil. Bernhard kniete. Auch eine Sage aus Westfalen gehört hierher. Et was mohl en Meken in Sauste (Soest), dat kneide sick alle Morgen, wenn de Lühe olle nidt de Kerke müren, föhr dat graute steinerne Herrgottsbild un behede. Da was dei Küster nigelig und gink mohl hinner dat Bild stohen. Da seh dat Meken

„o du graute, leiwe Gott von Sauste,
bescher mie doch usen Knecht den Jausten (Jost)!“

Da seh dei Küster „Meken, du krigst en nu nig!“ Da seh dat Meken „o du graute, leiwe Gott, so boit (beiß) mie doch nig!“

[223] 140. Das Märchen vom Hausgesinde.

Aus dem Paderbörnischen. Die vielerlei Abweichungen dieses alten Märchens (gleichsam ein Gespräch mit dem Widerhall) anzuführen, würde hier zu weitläuftig sein, noch unpassender die meistenteils in die alte Sprache und Fabel reichenden, immer sehr poetischen Namen zu erklären. Der Hel (Hölle) Saal heißet in der Edda Eliud, ihr Tisch Hungur, ihr Messer Sultur, ihr Knecht Gangläti, ihre Magd Ganglöt, ihre Schwelle Fallandiforrad, ihr Bett Kaur, ihre Decke Blikandibaul, ihr Acker Hnippinn. In der Gothreks Sage sind andere bedeutsame Familiennamen, der Vater Skapnartungur, die drei Söhne Fiolmodi, Ymsigull, Gillingr, die Mutter samt den drei Töchtern Totra, Snotra, Hiotra, Fiotra und in einer andern Sage der Mann Stedie, die Frau Brynia, die Tochter Smidia, der Sohn Thöllur; man findet in den mythischen Geschlechtsnamen lauter Verwandtschaften. So zählt Vidrich im Lied von Riese Langbein Str. 8. 19. 20 die Namen von Vater, Mutter, Schild, Helm, Schwert und Pferd

auf. In einem altdeutschen Gedicht vom Hausrat heißt der Hund Grin, die Katze Zise, der Knecht Wise, das Pferd Kerne, die Magd Metze. Musäus (Volksm. 5, 130) hat aus einem Volkspilgerlied folgende schöne Stelle aufbehalten, „aus welcher Gegend kommt ihr?“ „Von Sonnenaufgang.“ „Wohin gedenkt ihr?“ „Nach Sonnenniedergang.“ „In welches Reich?“ „In die Heimat.“ „Wo ist die?“ „Hundert Meilen ins Land hinein.“ „Wie heißest du?“ „Springinsfeld grüßt mich die Welt, Ehrenwert heißt mein Schwert, Zeitvertreib nennt sich mein Weib, Spätestagt ruft sie die Magd, Schlechtundrecht nennt sich der Knecht, Sausewind tauft ich mein Kind, Knochenfaul schalt ich den Gaul, Sporenklang heißt sein Gang, Höllenschlund lock ich den Hund, Wettermann kräht (heißt) mein Hahn, Hupfinsstroh heißt mein Floh. Nun kennst du mich mit Weib und Kind und allem meinem Hausgesind.“ Mit einigen Abweichungen in den von F. Pocci und Karl von Raumer herausgegebenen Kinderliedern S. 10. 11, „Widewidewenne heißt meine Putthenne, Kannichtruhn heißt mein Huhn, Wackelschwanz heißt meine Gans, Schwarzundweiß [224] heißt meine Geiß, Dreibein heißt mein Schwein, Wettermann heißt mein Hahn, Kunterbunt heißt mein Hund, Ehrenwerth heißt mein Pferd, Gutemuh heißt meine Kuh, Guckheraus heißt mein Haus, Schlupfheraus heißt meine Maus, Wohlgethan heißt mein Mann, Sausewind heißt mein Kind, Sammettatz heißt meine Katz, Hüpfinsstroh heißt mein Floh, Leberecht heißt mein Knecht, Spätbetagt heißt meine Magd.“ In einem Lied bei Pröhle, Märchen für die Jugend Nr. 57, Unverzagt heißt meine Magd, Leberecht heißt mein Knecht, Schüttelling heißt mein Kind, Zeitvertreib heißt mein Weib, Himundher heißt mein Pferd, Ruhruh heißt meine Kuh, Jägerlein heißt mein Schwein, Trippeltrappel heißt mein Schaf, Langhals heißt meine Gans, Kückelhahn heißt mein Hahn. Aus dem Paderbörnischen mündlich folgendes, „Wie heißt der Wirt?“ „Schmuckelbart, er steht vorm Spiegel, putzt seinen Bart.“ „Die Frau?“ „Juckelpelz, sie steht hinterm Ofen und laust ihren Pelz.“ „Der Koch?“ „Smorlilus, er steht in der Küche und rührt sein Mus.“

„Der Soldat?" „Reicherheld, er sitzt im Wirtshaus und hat viel Geld." „Der Schreiber?" „Federkiel, der sitzt am Tisch und schreibt nicht viel." „Der Knecht?" „Kinkelwurst, er steht im Keller und löscht seinen Durst." „Die Tochter?" „Agnes, sie sitzt in der Kammer und macht die Käs." „Die Magd?" „Flederwisch, sie steht in der Stube und scheuert den Tisch." „Der Junge?" „Galgenstrick, er steht im Stall und streicht sein Vieh." Schütze im holstein. Idiotikon (2, 117 und 4, 156) führt an „Hebberecht so heet min Knecht, Snakfordan so heet min Man, Tiedvördrief so heet min Wif, Luusebung so heet min Jung." In den Kinderliedern (Anhang zum Wunderhorn S. 41—43) „Bibberlein heißt mein armes Hühnelein, Entequentlein die Ente, Wackelschwänzlein die Gans, Schmortopf das Schwein, Klipperbein die Ziege, Gutemuh die Kuh, Guckheraus das Haus, Kegelbahn der Mann, Goldenring das Kind, Hatergsagt die Magd, Haberecht der Knecht, Wettermann der Hahn, Hüpfinsstroh der Floh." Jung Stilling (Jugendleben 1, 62) führt nur eine Zeile an, „Gerberli hieß mein Hüneli", und ein holländ. Volkslied beginnt „koekeloery heet myn haan, prys heet myn hennetjen." Vergl. auch die Österreichischen Lieder von Schottky S. 40. Wenn der Tanhauser (M. S. 2, 67) sein Gesinde Zadel, Zweifel, Schade und Unbereit nennt, so ist das schon der Übergang der epischen Namen in die bewußte Allegorie, wie z. B. in dem [225] Spruch: „Vielborgen hat eine Stiefmutter, heißt Verkaufdeingut, die gebiert eine Tochter, heißt Giebswohlfeil, dieselbige Tochter hat einen Bruder, der heißt zum Thorhinaus." In der Mitte steht noch das bekannte „Sparebrot (Vater) ist tot, Schmalhans heißt der Küchenmeister". Einzelne Namen wie der des Weibes „Zeitvertreib und Leidvertreib" lassen sich in vielen alten Beispielen darthun, z. B. Morolf 159. 1145. Auch „Ruprecht mein Knecht" aus dem Wartburger Krieg gehört hierher. Vergl. die Namen die in der schönen Katrinelje (Nr. 131) vorkommen.

141. Das Lämmchen und Fischchen.

Aus dem Fürstentum Lippe. Das Ende wohl unvollständig und es schwebte nur vor, die Stiefmutter glaubt das Lämmchen gegessen zu haben und verlangt vom Koch auch noch das Fischlein zubereitet. Der Koch aber, als es anfängt zu sprechen und zu klagen, tötet es nicht, bringt's zum Lämmchen und täuscht die Stiefmutter wieder, deren Bosheit dem Vater zu Ohren kommt und bestraft wird. Vergleiche die weiße und schwarze Braut (Nr. 135) und die Anmerkung dazu. Der Eingang vom Abzählen kommt auch in dem Lied der Gräfin von Orlamünde (im Wunderhorn) vor.

142. Simeliberg.

Merkwürdig, daß dieses im Münsterland erzählte Märchen auch am Harz von der Dummburg (Otmar S. 235. 238) oder Hochburg vorkommt und genau mit dem orientalischen von den vierzig Räubern einstimmt (1001 Nacht 6, 345), wo sogar der Felsen Sesam auffallend an die Namen Semsi und Semeli, wie der Berg in den deutschen Sagen heißt, erinnert. Gerade diese Bergbenennung ist uralt in Deutschland, nach einer Urkunde bei Pistorius (3, 642) heißt ein Berg im Grabfeld Similis und in einem Schweizerlied (Kuhns Kühreihen, Bern 1810. S. 20 und Spaziers Wanderungen, Gotha 1790. S. 340. 341) wird ein Simeliberg wiederum [226] erwähnt. Man kann dabei an das schweizerische simel für sinbel, rund denken (s. Stalders Wörterbuch). Bei Meier Nr. 53 Simson thu dich auf. Bei Pröhle, Märchen für die Jugend Nr. 30 Simsimseliger Berg, wo die Erzählung erweitert ist. Es giebt auch ein ähnliches polnisches Märchen (s. unten).

143. Up reisen gohn.

Aus dem Münsterland, eine andere Erzählung aus dem Paderbörnischen enthält neue Scherze. Et was wol en dummer Jungen, de däh jummer wat em sine Möhme heiten hadde, men

jummers unrecht. As he sick nu vermehet (vermietet) hadde, segde em sin Heer he mög up't Feld gahn un säen un seggen dabie „alle Jahre hundertfältige Früchte!“ He gänk hen, do gaimen da grade Luhe met ener Lieke (Leiche) do segde he „alle Jahre hundert!“ As dat de Luhe hören, gaven se em wat drup. He quam to Huus un säe to de Möhme „o Möhme, wo hät mie gahen! ick heve dohn wat mie min Heer heiten hät.“ Do sehde de Moder „häddest mötten seggen sie ruhe in Frieden!“ He gänk wedder hen, darup quam da en Filler her met en daut Pferd, do segde he wedder „sie ruhe in Frieden!“ De Filler verstand dat unrecht und gav em wat drup. He gänk wedder na Hues un klaget sine Möhme, da säe se „du hättest müssen sagen weg mit dem Aas!“ He gänk up en andermal wedder up't Feld, as da grade Hochtitsluhe herkeimen, do fänk he an „weg met dat As!“ Se prugelnt en dugent (tüchtig) dur. „O, Möhme,“ säg he wedder, „wo ist mie gahen“ un vertelde. Se säg „hättest müssen sagen hier ist Lust und Freude.“ He gänk hen, up sinen Wege säh he dat en Hues brenne, do fänk he wedder an „hier ist Lust und Freude!“ Do kregens her un prügeln en, do he dat sine Moder klaget hadde, säe se „hättest müssen einen Eimer voll Wasser nehmen und ausgießen helfen.“ Do dachte he, as he da bie de Immenkörbe kam, an den Emmer mit Water un gütt se daut. De Herr van de Immen nahm en Stoek un segede em dat he leip. „O Möhme, wo schlecht ist mie gahen.“ Se säe „hättest müssen sagen gieb mir was mit.“ Do quam he mol bie enen Kohstall vorbie, de wurde juste utemistet, do nahm he sinen Petzel af un säe „giv mie wat met.“ Ähnlich sind die [227] Volksscherze von dem Harthörigen, der alles verkehrt auslegt, oder von der Schneidersfrau, welche absichtlich ihres Mannes Worte mißversteht, statt Faden Fladen, statt Zwirn Birn kauft u. s. w., worüber im Rollwagenbüchlein eine Erzählung steht. Auch ist der englische Jann Posset (Fastnachtsspiel bei Ayrer Bl. 106—114) zu erwähnen, der es seinem Herrn nicht besser macht.

Merkwürdigerweise stimmen die Streiche, die dem indischen Guru Nudle seine Schüler spielen, zu diesem Märchen. Es sind

ihrer fünfe, Dummbart, Stock, Tropf, Duns und Narr. Als sie einmal mit ihrem Meister über einen Fluß gegangen sind, so zählt einer, und da er sich selbst nicht mitzählt, so bringt er nur fünf heraus, und sie glauben einer sei ertrunken. Ein Reisender giebt jedem einen Schlag auf den Rücken und heißt sie zählen, da kommen die sechse wieder zum Vorschein. Gerade so können die im Kreise sitzenden Lalenbürger ihre Beine nicht finden, bis ihnen darauf geschlagen wird. Guru verliert seinen Turban und ist unwillig, daß ihn die Schüler nicht aufgehoben haben, „man müsse alles aufheben“ sagt er. Einer lauft zurück, holt den Turban, findet aber auch einen Pferdeapfel, hebt ihn auf und thut ihn in den Turban. Guru giebt den Schülern nun ein Verzeichnis von dem, was sie aufheben sollen. Bald darauf fällt er in eine Grube, und nun ziehen sie ihn nicht heraus, weil er nicht im Verzeichnis steht und er muß sich erst unten noch darauf schreiben; gerade wie im Jann Posset.

144. Das Eselein.

Nach einem lateinischen Gedicht in elegischem Silbenmaß aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in einer Straßburg. Handschrift (MSS. Johann. C. 105. 5 Blätter) unter dem Titel Asinarius. Die Erzählung ist wie in dem Raparius (Nr. 146) breit, doch nicht ungefällig. Anfang,

> Rex fuit ignotae quondam regionis et urbis,
> sed regis nomen pagina nulla docet,
> Is sibi consortem regni talamique sodalem
> sortitus fuerat nobilitate parem.

[228] Schluß

> post haec preterea patris sortitur honorem
> sicque regit regum rex duo regna duum.

Über den Inhalt vergl. die Anmerkung zu Hans mein Igel (Nr. 108). Eigentlich müßte nach der Belauschung des geheimnisreichen Zaubers Unglück erfolgen, wenigstens Störung des irdischen Glücks, wie es erfolgt, nachdem Psyche den Amor beleuchtet hat, bei der Melusine, dem Schwanenritter u. a. Bei

dem Hans mein Igel ist die Spur in dem Umstand, daß er schwarz wird und erst muß geheilt werden, hier darin zu erkennen, daß der Jüngling ängstlich entfliehen will.

> ergo gener mane surgit somno satiatus
> pelle volens asini sicut et ante tegi;
> quam non inveniens, multo stimulante dolore,
> de sola cepit anxius esse fuga.

Und indem er dem Alten antwortet

> ita faciam tecumque manebo
> et precor ut finem dent bona cepta bonum.

Serbisch bei Wuk Nr. 9, wo es eine Schlange ist, die nächtlich ihre Haare abstreift. In einer ähnlichen Erzählung bei Wuk Nr. 10 entsteht wirklich Unheil aus dem Verbrennen des Schlangenhemdes. Ein indisches Märchen, daß unserem ganz nahe kommt, ist in den Altd. Wäldern (1, 165—167) mitgeteilt. Im persischen ist es gleichfalls bekannt, wie Firdusi (Görres 2, 441. 442) zeigt.

145. Der undankbare Sohn.

Aus Schimpf und Ernst Kap. 413. Ganz in der Art wie Großvater und Enkel (Nr. 78), der zarten Kindheit vor allen nahliegend und eindringlich. Älter und mehr legendenmäßig bei dem Dominikaner Thomas von Cantimpre aus dem 12. Jahrhundert, der das Märchen als mündliche Überlieferung mitteilt; vergl. Büsching in Schlegels Museum (4, 32. 33), der noch ein anderes Buch [229] anführt, wo es vorkommt. Auch bei Geiler von Kaisersberg Euangelia mit Vßlegung (Straßb. 1517) Bl. 195—196.

146. Die Rübe.

Schon der äußern Form nach ein altes Märchen, es ist nämlich übersetzt aus einem lateinischen Gedicht des Mittelalters und zwar nach der in Straßburg vorhandenen Papierhandschrift (MSS. Johann. C. 102 aus dem 15. Jahrh.), worin es 392

Zeilen in elegischem Versmaß enthält und Raparius überschrieben ist; eine andere gleichzeitige wird zu Wien aufbewahrt (Denis II. 2. p. 1271. Cod. DLXII. R. 3356). Das Gedicht selbst mag indessen bereits im 14. Jahrh. verfaßt sein, ohne Zweifel nach mündlicher Volkssage, vielleicht eben aus dem Elsaß, denn die große Rübe gehört zu den Volksscherzen, und Fischart in der Vorrede zum Ehzuchtbüchlein gedenkt schon der Rüben zu Straßburg. In dem Volksbuch von dem lügenhaften Aufschneider (auch ins Schwedische übersetzt, Lund 1790) heißt es „als ich nun weiter fortwanderte und nach Straßburg kam, sah ich daselbst auf dem Feld eine solch große Rübe stehen als ich noch niemals eine gesehen, und ich glaube, daß einer mit einem Roß in drei langen Sommertagen dieselbe nicht umreiten könne;“ auch in dem Lustspiel im straßburg. Mundart der Pfingstmonat wird (S. 177) das Straßb. Gemüs gerühmt, „Kruttkiph vierdels centnerschwer und zwölfpfündje Retti“. Dem Märchen selbst fehlt es nicht an merkwürdigen Beziehungen. Von dem mißratenen Versuch den Glückserwerb zu überbieten, da doch das unschuldige Herz fehlt, wird auch in andern Märchen erzählt. Die Erlösung aus dem Sack ist genau die aus dem Brunneneimer in der Tierfabel, wo der Fuchs den dummen Wolf berückt, hinunter ins Himmelreich einzugehen, damit ihn dieser herausziehe. Als sie sich unterwegs in den Eimern begegnen, spricht der Fuchs die bekannten spöttischen Worte „so geht's in der Welt, der eine auf, der andere nieder.“ Dieser Sack und Eimer sind ferner auch die Tonne, worin der kluge Mann von den dummen Bauern ersäuft werden soll (s. Nr. 61 und Scarpafico bei Straparola), der aber einem vorbeigehenden Hirten weiß macht, daß wer sich hineinlege zu einer Hochzeit und großen Würde [230] abgeholt werden solle; gerade wie Cassandrin der listige Dieb, als Engel verkleidet, einen Sack des Ruhms vorhält und den Severin hinein kriechen läßt (Straparola 2, 2). In allen diesen Märchen ist der Wünschelsack oder das Glücksfaß von der komischen Seite dargestellt, denn die Sage wandelt gern den Ernst in Schimpf um. An die ernsthafte Seite erinnert aber der Raparius am bedeutendsten: wie hier der Mann

am Baum hangend Weisheit lernt, schwebt der nordische Weise in der Luft und lernt alle Wissenschaft (Runacapituli 141. 144)

> veit ek at ek hêck vindga meidi â.
> natur allar nîo.
> (weiß ich, daß ich hing am winddurchwehten Baum
> ganzer neun Nächte lang.)
> thâ nam ek fravaz ok frôther vera.
> (Da begann ich berühmt und klug zu werden.)

Odin setzt sich unter die Galgenbäume, redet mit den Hangenden und heißt darum hangagod (thyrdrottinn). Dieser mythischen Wichtigkeit wegen möge die darauf bezügliche Stelle des Originals zugleich eine Probe des Stils geben,

> tunc quasi socraticus hunc laeta voce salutat
> et quasi nil triste perpatiatur ait
> „salve, mi frater, hominum carissime, salve!
> huc ades, ut spero, sorte favente bona."
> erigit ille caput stupidosque regirat ocellos,
> ambigit et cujus vox sit et unde sonet.
> dum super hoc dubitat utrum fugiat maneatve,
> huc movet ire timor et vetat ire pudor.
> sic sibi nutantem solidat constantia mentem,
> dixit „item resonet vox tua, quisquis es hic?"
> de sacco rursus auditur vox quoque secundo
> „si dubitas quid sim, suspice, tolle caput;
> in sacco sedeo, sedet sapientia mecum,
> hic studiis didici tempore multa brevi.
> pape! scolas quaerunt longe lateque scolares,
> hic tantum veras noveris esse scolas.
> hic, phas si sit adhuc hora subsistere parva,
> omnia nota dabit philosophia michi,
> [231] ac cum prodiero, puto me sapientior inter
> terrigenas omnes non erit unus homo.
> pectore clausa meo latet orbita totius anni,
> sic quoque siderei fabrica tota poli,
> lumina magna duo complector vi rationis,
> nec sensus fugient astra minora meos.
> sed neque me signa possent duodena latere,
> quas vires habeant, quas et arena maris.

flatus ventorum bene cognovi variorum,
cuilibet et morbo quae medicina valet; *)
vires herbarum bene cognovi variarum,
et quae sit volucrum vis simul et lapidum.
septem per partes cognovi quaslibet artes;
si foret hic Catho cederet atque Plato.
quid dicam plura? novi bene singula jura,
caesareas leges hic studui varias.
qualiter et fraudes vitare queam muliebres, **)
gratulor hoc isto me didicisse loco.
hic totum didici, quod totus continet orbis,
hoc totum saccus continet iste meus;
nobilis hic saccus precioso dignior ostro,
de cujus gremio gratia tanta fluit.
si semel intrares, daret experientia nosse
hic quantum saccus utilitatis habet."

In einem Negermärchen (bei Kölle Nr. 10) steckt der Verstand in einem zugebundenen Sack; ein Wiesel öffnet ihn und nimmt sich davon.

147. Das junge geglühte Männlein.

Von Hans Sachs erzählt (4. 3, 152. 153. Kempt. Ausg.). Neigt sich zu den Volksscherzen. Das Verjüngen alter Greise samt [232] dem mißglückenden Nachahmen erinnert gänzlich an die griechische Fabel von Medea, Äson und Pelias. Das Märchen auch bei Hans Folz; s. Haupts Zeitschrift 8, 537. Norwegisch bei Asbjörnsen S. 537.

148. Des Herrn und des Teufels Getier.

Von Hans Sachs erzählt im Jahre 1557 (Kempt. Ausg. 1. 5, 1006—1007). Die Wölfe als Gottes Hunde stimmen merkwürdig zu den odinischen Hunden (Vidris grey) gleichfalls Wölfen. Über das Einsetzen anderer Augen vergl. die drei Feldscherer (Nr. 118). Die Zeitbestimmung „wenn das Laub abfällt",

*) S. Runacap. 9. — **) S. Runacap. 24. 25.

d. h. im Herbst, ist noch jetzt in der Schweiz üblich, dort heißt es „bis zur Laubriesete“ (Stalder Idiotikon 2, 159). Ein uralter Grund bricht allenthalben durch diese Fabel.

149. Der Hahnenbalken.

Von Fr. Kind (Beckers Taschenbuch von 1812) in einem Gedicht erzählt, doch kennen wir es auch nach einer mündlichen Überlieferung aus dem Paderbörnischen, wo indessen die Rache des Zauberers fehlt. Er hatte darnach dem Hahn einen Strohhalm ans Bein gebunden, und in den Augen der Menschen schien es ein groß Stück Holz. Doch ein Mädchen, daß eine Tracht Klee auf dem Kopf hatte, sah, daß es nur Stroh war, denn es lag ein doppeltes Kleeblatt unter dem Klee, wodurch es vom Zauber frei gehalten wurde. Das ganze hat Ähnlichkeit mit Rübezahls Neckereien. Vergl. eine schwäbische Sage in Mones Anzeiger 1835. S. 408. Der oberste Gipfelbalken im Dachwerk heißt Hahnenbalken, weil der Hahn darauf zu sitzen pflegt (hanboum, Parzival 194, 7). Schwimmen durch Flachsblüte s. Deutsche Sagen 2, 33.

[233] 150. Die alte Bettelfrau.

Ein Bruchstück und verworren. Wird in Stillings Jünglingsjahren erzählt, scheint aber ein altes Volksmärchen, wobei die es vortragende Amme oder Mutter den zuhörenden Kindern vielleicht auch den Gang der krummen gebückten Alten mit dem Stock in der wackelnden Hand vormacht. Der Schluß fehlt, vermutlich rächt sich das Bettelweib durch eine Verwünschung, wie man mehr Sagen von eintretenden pilgernden Bettlerinnen hat, die man nicht ungestraft beleidigt; s. das Bettelweib von Locarno in Heinr. Kleists Erzählungen. Es ist merkwürdig, daß der in Bettlergewand verhüllte Odin unter dem Namen Grimnir in die Königshalle einkehrt und ihm die Kleider am Feuer zu brennen anfangen. Der eine Jüngling bringt ihm ein Horn zu trinken, während ihn der andere hatte zwischen die Flamme sitzen lassen. Zu spät merkt dieser des Pilgers Göttlichkeit, will ihn aus der Flamme ziehen, fällt aber in sein eigen Schwert.

151. Die drei Faulen.

Nach Paulis Schimpf und Ernst Kap. 243, wie es auch Eyering Sprichwörter 2, 615 erzählt. Die Gesta Romanorum (deutsche Ausg. Kap. 3, lat. Kap. 91) ändern die Ordnung, so daß der, welcher sich lieber verbrennen will, der erste ist: welcher sich lieber will aufhenken lassen, der zweite: der dritte aber spricht „läge ich in meinem Bett und mir fielen die Dachtropfen in beide Augen, ehe ich mich auf eine Seite wendete, ehe ließ ich mir von den Tropfen die Augen ausschlagen". In der Bürgerlust Tl. 1. St. 48 wieder andere Beispiele. Drei faule Gesellen stellten miteinander eine Wette an, wer unter ihnen der faulste wäre. Der erste sprach „wenn man mir das Essen auf den Tisch setzte, ich möchte nicht essen". Der andere „und wenn man mir's in den Mund steckte und kaute mir's, ich möchte es nicht hinunterschlucken". Der dritte wollte vor Faulheit kaum den [234] Mund aufthun und sprach gleichwohl „ach wie mögt ihr reden!" und dieser behielt, wie billig, das Gewett. Dasselbe erzählt Abraham a St. Clara (Auserlesene Gedanken. Wien 1812. Tl. 1, 150), nur daß der zweite spricht „wenn man mir auch die Speisen mit Gewalt in den Mund steckte, so würde ich sie doch nicht hinunterschlucken". Mündlich haben wir es auch gehört, drei faule Mädchen sitzen unter einem Nußbaum, das erste spricht, „wenn auch alle die reifen Nüsse herabfielen, ich möchte kein Reis schütteln." Das zweite, „wenn sie auch da lägen, wer wollte sie aufklauben?" Das dritte, „ach, wer mag davon reden". Abraham a St. Clara hat aber das Märchen noch einmal ganz anders gefaßt und dem unsrigen ähnlicher (1, 40. 41). Ein menschliches Faultier hatte drei Söhne und erklärte in seinem letzten Willen denjenigen zum Haupterben, welcher der trägste sein würde. Nach des Vaters frühem Tod werden sie vor Gericht geladen und wegen der Faulheit ins Verhör genommen. Der erste gestand, daß wenn sein Fuß auch auf glühenden Kohlen läge, er ihn nicht einmal zurückziehen würde: der zweite erklärte, daß er auf der Leiter, welche zum Galgen führt, stehen bleiben und selbst den Strang am Halse nicht abschneiden

würde und zwar bloß darum, weil er zu träg wäre ein Messer aus der Tasche hervor zu holen. Der dritte gab vor, daß er zu träge wäre, die Augen zu schließen, geschweige die Hand vorzuhalten, wenn es Nadeln regnete und er auf dem Rücken läge. In Kellers Fastnachtspielen S. 86 soll der erben, der am meisten lügt und die größte Faulheit zeigt. Wenn er unter einer Traufe liegt, so läßt er die Tropfen zu einem Ohr herein, zu dem andern heraus fließen. Darauf bezieht sich eine Stelle in Fischarts Flohhatz 48ᵃ, wo von einer Faulen gesagt wird „sie wendet sich nicht umb ein Hor wie der dems Wasser Troff ins Or“. Auch Straparola hat ein gutes Märchen von drei Faulen, das aber in einer vollständigen Ausgabe stehen muß; mitgeteilt ist es von Rumohr in der Sammlung für Kunst und Geschichte 2, 171 folg. Bei Colshorn Nr. 83. Verwandt ist ein indisches Märchen von vier Brahminen, welche streiten, welcher von ihnen der thörichtste sei; s. Schlegels Indische Bibliothek 2, 265—268. Auch ein türkisches Märchen gehört hierher, das Moritz Hartmann in Konstantinopel erzählen hörte (Kölnische Zeitung 1854 Nr. 175). Einem Mann war die Arbeit so zuwider geworden, daß er sich am Ende nicht mehr entschließen konnte den Arm [235] in die Höhe zu heben. Er lag in der Straße, ließ die Sonne auf sich scheinen und hungerte. Da er arm war, auch keinen Sklaven hatte, der ihm einen Bissen in den Mund steckte, so sah er ein, daß er vor Hunger elendiglich sterben müßte, doch zog er den Tod der Arbeit vor. Durch die Gasse, in der er lag, kam täglich der Henker, wenn er zum Richtplatz ging. Mehrmals wollte er ihn anreden, aber auch dazu war er zu träge, endlich nahm er sich zusammen und sprach „lieber Henker, ich will nicht arbeiten und lieber sterben, nimm mich mit auf den Richtplatz und richte mich hin“. Der Henker erbarmte sich sein und nahm ihn mit. Als sie an das Thor kamen, trafen sie den Kapudan Pascha. „Henker, was hat dieser Mann gethan, den du da zum Richtplatz führst?“ fragte dieser. „Nichts hat er gethan,“ antwortete der Henker, „aber er ist zu träge zum arbeiten, und weil er Hungers sterben müßte, so hat er mich gebeten ihn hinaus zu führen und hinzurichten.

Ich will es ihm zu Gefallen thun, da ich seine Familie kenne." „Laß ihn los," sprach der Kapudan Pascha, „ich habe daheim ein großes Magazin von Zwieback, da setze ihn hinein: er kann essen so viel er will." Der Träge fragte „ja, aber ist auch der Zwieback schon geweicht?" „Nein," antwortete der Pascha. „Also gehen wir unseres Weges" sagte der Träge zu dem Henker. Fischart im Gargantua 79b erzählt einen andern Fall von dem faulen Heinz, „eben wie jener Knecht, da man ihn früh weckt, o de Vägelken pipen schun in den Rörken! oh, lat pipen, sahd he, lat pipen, de Vägelkens hefen klene Höfdken, hefen bale utgeslapen, averst min Höfedken is tomal gar grot, deit ime Noht me to slapen;" vergl. oben die Anmerkung zu Nr. 32.

151.* Die zwölf Faulen.

Aus Kellers Fastnachtspielen des 15. Jahrh. S. 562. 566. Vergl. das Märchen von den zwei Knechten aus der Bukowina in Wolfs Zeitschrift 1, 49.

[236] 152. Das Hirtenbüblein.

Aus Bayern. Ähnliche Fragen in dem altdeutschen Gedichte Strickers vom Pfaffen Amis (98—180). Der Bischof fragt 1) „wie viel des Meeres?" „Ein Fuder." „Wer beweist euch das?" „Heißt alle Wasser erst still stehen, die ins Meer fließen, so will ich's messen und euch zeigen." 2) „Wie viel Tage sind seit Adam verflossen?" „Siebene; sind die zu Ende, so heben sie wieder an, und das wird fortgehen, so lange die Welt steht." 3) „Wo ist die Mitte der Erde?" „Wo meine Kirche steht, laßt euere Knechte mit einem Seil nachmessen, und reicht es an einem Ende halmsbreit vor, will ich die Kirche verloren haben." 4) „Wie weit ist von der Erde zum Himmel?" „So weit ist vom Himmel zur Erde, daß ein Mann gar wohl hinaufrufen könnte, steigt hinauf und wenn ihr nicht meinen Ruf hört, so kommt wieder herab und nehmt meine Kirche zurück." 5) „Wie breit ist der Himmel?" „Tausend Lachter und tausend Ellen, denn nehmt ihr Sonne und Mond ab und was der Himmel an Sternen hat, und rückt ihn dann überall zusammen, so

wird er nicht breiter sein.“ Verschieden sind Fragen und Antworten in dem Büchlein für die Jugend S. 91—94 und in einem schwäbischen Märchen bei Meier in der Anmerkung zu Nr. 28. Im Eulenspiegel, der ohnehin mit dem Pfaffen Amis zusammenhängt, kommen (Kap. 28 bei Lappenberg) dieselben Fragen und Antworten vor; jene werden ihm von dem Rektor der Universität vorgelegt. Verwandt ist damit das altenglische Lied vom König John und dem Abt von Canterbury (bei Percy 2, 305—311). Der König legt ihm drei Fragen vor, die er in drei Wochen bei Verlust von Land und Leben beantworten soll, 1) Was er, der König, mit der goldenen Krone auf dem Haupt, bis zu einem Pfennig wert sei? 2) wie bald er um die ganze Welt reiten könne? 3) was er gerade denke? Der Abt weiß sich nicht zu helfen, da verspricht ein Schäfer seinen Beistand, kleidet sich als Abt, tritt vor den König und giebt nun die Antworten, 1) da der Herr Jesus für dreißig Silberlinge verkauft worden, sei der König nur neunundzwanzig wert. 2) Wenn er mit der Sonne ausziehe und reite, komme er in vierundzwanzig Stunden um die ganze Welt. 3) Der König denke, er sei der Abt von Canterbury und sei doch nur ein armer Schäfer. In Paulis Scherz und Ernst wird erzählt, daß dem Abt von seinem Vogt die Fragen vorgelegt worden, 1) wie hoch er ihn schätze? 2) wo die Mitte der Erde und 3) wie weit Glück vom Unglück entfernt sei? Der Hirt kommt in dem Kleide des Abts und antwortet, 1) achtundzwanzig Silberlinge, weil unser Heiland für dreißig verkauft worden und er den Kaiser zu neunundzwanzig schätze; 2) in seinem Haus, wie beim Pfaffen Amis; 3) nicht länger als eine Nachtzeit sei Glück und Unglück voneinander entfernt, denn gestern sei er ein Hirt gewesen, heute aber sei er ein Abt. Damit stimmt die Erzählung in Eyerings Sprichwörter 1, 165—168. 3, 23—25. Wir haben auch die Geschichte von einem König von Frankreich gelesen, die erste und dritte Frage war wie im altenglischen Lied, nur die zweite lautete gleich der in unserm Märchen, wie viel Sterne am Himmel sein. Ein Müller, der hier die Antwort giebt, nennt eine große bestimmte Zahl und heißt den König nachzählen. Endlich

kommt auch im jüdischen Maasäbuch Kap. 126 (in Helwigs jüdischen Historien Nr. 39) die Sage vor. Einem Rat des Königs werden die drei Fragen vorgelegt, wovon die zwei ersten etwas abweichen, 1) wo die Sonne aufgehe, 2) wie weit es vom Himmel bis zur Erde sei (wie beim Amis). Hierauf folgen durch einen Schäfer die schwachen Antworten, die Sonne gehe gen Morgen auf und gen Abend nieder, und vom Himmel sei es gerade so weit zur Erde als von der Erde zum Himmel. In ähnlichem Geiste enthalten auch die Gesta Romanorum zwei Erzählungen; s. unten den Auszug Nr. 14. Abermals eine andere hat der kurzweilige Zeitvertreiber durch C. A. M. von W. (1668) S. 70. 71. Auch in den Novellen des Franco Sacchetti (um 1370) Nr. 4 kommt das Märchen vor; s. F. W. Val. Schmidt in den Wiener Jahrb. 1822 Bd. 22 Anzeigeblatt S. 54—57. Man vergl. Holzmanns indische Sagen 3, 109 folg. und 1001 Nacht 15, 245. Von der Sitte drei Wahrheiten zu sagen, um sich damit aus der Not zu helfen, handelt P. F. Müller in den Untersuchungen über Saxo Grammaticus S. 145. In einem serbischen Märchen bei Wuk Nr. 45 überlistet ein Hirte den König durch kluge Antworten. Vergl. Schmidt, Taschenbuch der Romanzen S. 83 folg.

[238] 153. Die Sternthaler.

Nach dunkeler Erinnerung aufgeschrieben, möge es jemand ergänzen und berichtigen. Jean Paul gedenkt seiner in der unsichtbaren Loge 1, 214. Auch Arnim hat es in den Erzählungen S. 231. 232 benutzt.

154. Der gestohlene Heller.

Aus Kassel. Vergl. Altdeutsche Blätter 1, 181.

155. Die Brautschau.

Aus der Schweiz, mitgeteilt von Wyß in seinen Sagen S. 321. Aus Schwaben bei Meier Nr. 30, bei Müllenhoff S. 413. Etwas ähnliches hat Schütze holst. Idiot. 1, 334. 335. Ein junger Mann besuchte drei Schwestern und fand ihre Wocken voll Flachs.

Heimlich steckte er einen Schlüssel in den Flachsüberzug der ältesten und fand ihn am folgenden Tage im Flachs wieder. Eben so ging's ihm bei der zweiten. Die dritte aber sagte ihm am nächsten Tage „se hebben eeren Slötel in minen Wocken steeken laten". „Du bist die rechte" sprach er und nahm die Fleißige zur Frau. Ganz anders ist die Weise womit vier Jungfrauen in einer persischen Erzählung (Reise der Söhne Giaffars) geprüft werden. Der einen wirft der Liebhaber Rosenblätter an die Brust, und da ein Rosenästchen dabei ist, das ihr ins Gesicht springt, so stellt sie sich ohnmächtig. Die zweite hält die Hände vor die Augen aus verstellter Schamhaftigkeit, um die Bildsäule eines Mannes nicht zu sehen. Die dritte ruft „Herr, geht weg, denn eure Haare am Pelz stechen mich". Die vierte, wie sie in einem See Fische springen sieht, bedeckt ihr Gesicht, weil Männlein unter den Fischen sein könnten.

[239] 156. Die Schlickerlinge.

Aus dem Meklenburgischen. Gehört zu den Märchen, die auf einfache Art eine alte Lehre geben, wie jenes von der Brautschau (Nr. 155). Das Spinnen ist die eigentliche Arbeit der Hausfrau nach alten Sitten, ihr Leben und Weben.

157. Der Sperling und seine Kinder.

Aus Schuppii Schriften (Fabelhans. S. 837. 838. Wackernagels Lesebuch 2, 210), steht aber früher schon im Froschmeuseler (Mageb. 1595 A. a. V.). Weitere Nachweisungen verwandter Sagen in der Abhandlung über Tierfabeln bei den Meistergesängen (Berlin 1855).

158. Schlauraffenland.

Die Fabel vom Affen- oder Schlauraffenland (s. Glaraff bei Stalder 1, 451; die schlauen klugen sind den dummen Affen, apar òsvinnir, entgegen gesetzt) steigt ohne Frage in ein hohes Alter auf, da schon das gegenwärtige Märchen aus einem altdeutschen Gedicht des 13. Jahrhunderts herrührt (Fragmente und

kleinere Gedichte S. XIV); vergl. Liedersaal 2, 385. Altd. Blätter 1, 163—167. Haupts Zeitschrift 2, 560. Bald wird sie spaßhaft, wie hier und meistenteils, gewendet, aber im Märchen von dem Zuckerhäuschen, das mit Fladen gedeckt, mit Zimt gebalkt ist (Nr. 15), erscheint sie in gläubigem Kinderernst, gleichwohl dieselbe, und schließt sich an die noch tieferen Mythen von dem verlorenen Paradies der Unschuld, worin Milch und Honig strömen. Zu der ersten Art bloß gehört Hans Sachsens bekannter Schwank (s. Häsleins Auszug S. 391) und Fischarts Anspielung im Gargantua S. 96ᵃ, „in dem [240] Land kann ich nicht mehr bleiben, die Luft thut mich in Schlauraffen treiben, dreimal hinter Weihnacht, da sind die Lebkuchenwände, Schweinebratenbalken, Malvasierbrunnen, Milchrahmregen, Zuckererbsenhagel: da wird der Spaß bezahlt und der Schlaf belohnt, da giebt's Bratwurstzäune, Honiggips und Fladendächer.“ Ebenso hat man ein altfranzös. Fabliaux von dem pays de Cocagne (Méon. 4, 176). Im engl. heißt das Land Cockeney, s. Altd. Blätter 1, 369—401. Von Basili in sicilian. Mundart la Cuccagna conquistata. Palermo 1674. Die Beschreibung der alma città di Cuccagna beginnt

> Sedi Cuccagna sutta una montagna
> di furmaggiu grattatu, et havi in cima
> die maccaruni una caudara magna.

Vergl. Fr. Wilh. Val. Schmidt, Beitr. zur Gesch. der romant. Poesie. S. 85. In Österreich wird erzählt, daß man durch einen ungeheuer langen Darm schliefen müsse: wer stecken bleibt ist verloren, wer aber glücklich und standhaft sich durcharbeiten kann, wird in ein Land kommen, wo es nichts als Wohlleben und gute Tage giebt (Höfer 3, 92). Auf der andern Seite schlägt das Märchen in vielen Sagen von den unmöglichen Dingen (Nr. 159) und die gleichfalls alte Geschichte vom Finkenritter ein, dessen Fischart mehrmals gedenkt und woran er vielleicht selbst mitgearbeitet hat (über das Volksbuch vergl. Kochs Grundriß 2). Im Bienenkorb (St. 4, Kap. 4) heißt es unter andern „zur Zeit da die Häuser flogen, die Tiere redten, die Bäche brannten und man

mit Stroh löschte, die Bauern bollen und die Hunde mit Spießen herausliefen, zur Zeit des strengen Finkenritters". Manches in der Zusammenstellung dieser unmöglichen Dinge deutet auf geheime, verloren gegangene Berührungen derselben dennoch hin, und es ist hier, wie in den Traumdeutungen, die Reihe solcher ahnungsvollen Verwandtschaften von den rohen und groben Lügen zu unterscheiden. Ein holländisches Volkslied „de droomende Reyziger", wiewohl modernisiert, hat noch viele alte Strophen und Übereinstimmung mit dem altdeutschen Gedicht, vergl. die Samml. Toverlantarn S. 91—92. Hierher gehört das Dietmarsische Lied von den unmögl. Dingen (Nr. 159), Walafrieds Strabo similitudo imposibilium (Canis. 2, 2. p. 241), Stellen bei Tanhauser 2, 66, Marner 2, 172 [241], Boppo 2, 236, Reinmar von Zweter M. S. Hag 2, 206ᵇ und die verkehrte Welt in Görres Meisterliedern S. 221. Noch fügen wir ein hierher gehöriges Märchen aus dem Paderbörnischen an. Ick gink mol spatzeiern, da kam ick in grauten Wald, do entmode mie (begegnete mir) so en graut Dinges, dat hadde so en langen, langen Stert, de schlörde wall tegen Ellen da hinner her, da was ick so wellmök (mutwillig) un pecke an den dicken Tost Hore un leit der mie so hinnerher schlüren. Dat dürde nich lange, da keimen wie an en graut Schlot, da gink dat Dinges herinner; ick seg nie (nicht) mol wat et bleif, et gink dür so vele Zimmers un schlürde mick in olle Ecken herümer, dat olle de Brudlacken (Spinngewebe) an mie sitten bleiben. Up einmol bleif ick in eine Ecke hangen, un ose ick tosach, do hadde ick en grauten Tost Hore in de Hand, de hadde ick den Dinges utritten, da leh ick sei so gigen mie un bleif do sitten, un de Dören wören up einmol olle ümme mick tau, un ick wuste nie wo dat Ding bliefwen was. Up einmol stund do so'n klein Männeken fur mie, dat segde „guten Obend!" Da seh ick „grauten Dank!" „Worümme küm gi hie her?" Ick seh „für min Plaseier". Da seh dat Männeken „wat he gi anrichtet, gi hewet usen Heren de Macht benumen". „Ick?" seh ick, „et wulle gor nie nohegiwen, da hewe ick en betten von Schwanz utrieten." „Dat wert mol en Unglücke beduen, et liegt do un raudeirt (ringt)

mit den Liewen, et wille olle Fingerlank verrecken." „Wat schert mie den dat, ick wull ment dat ick ut dusen Dinges weder herüter würe." Da seh dat Männeken „ick sin Künig von 16 Twergen, wat gifst du mie, wenn ick die wedder herut bringen lote? Sei sind olle up Scholen west un hewet olles dur studeiert". Da seh ick „mine Möhme hät ne Koh un ick hewe ne Siee (Ziege), eint von den Deilen salst du hewen". Da gingen 8 Twerge mit mie, ose wie fur de Döre keimen, da lag do en grauten Hund, do macken sei en Stock von Höppertänen (Froschzähnen), da schlögen sei em einmol up de Schnute, dat hei wit trüge stauf (zurück stob, fuhr). Da gingen wie ne ganze Ecke Wegs, da keimen wie an en graut Water, da mackten de Twerge en Seil, un dat was macket von Frugenbart (Frauenbart) und Fischhare, un da tröken sei mie mit heröwer. Da gingen wie olltied dür den grauten Walt, un sei wüsten ackrot (accurat) wo ick mit den Dinges her schlürt was. Up den sülvigen Weg was ick bis für miner Möhme Dör, da vertellde ick ur wo ick west was. Da gaf sei mie de Siee, da sette ick [242] de Twerge na de Rige up, de gröteſten eist, bis to lest den kleneſten, do seyten sei na der Rige ose Oergelpipen, und da gaf ick der Siee en Schub, dat sei da hinnen hönne stauf, un ick hewe sei min lewe Dage nie wier seien. In einer Sammlung Schweizer Kuhreihen (3. Aufl. Bern 1818. S. 77) auch die Reise ins Schlaraffenland. Der Floh kommt ins Schlaraffenland, die Küh gehen auf Stelzen, die Geiße haben Stiefeln angelegt, der Esel tanzt auf einem Seil, die Bauern haben ihre Weiber feil von Weihnachten bis Mai, die Kühe fliegen ins Storchneſt und brüten die Eier. Es war ein heißer Sommer, alles ist erfroren. Stuhl und Bänke schlagen sich, der Schrank schreit mörderlich, dem Tisch grauſt deshalb, der Ofen spricht zur Thüre „wären wir draußen"!

159. Das Dietmarsische Lügenmärchen.

Nach Vieths Chronik. Vgl. Altertumszeitung 1813 Nr. 6. S. 29. Ein altes Gedicht von einem Lügner in einer Wiener Hs. (Nr. 428. St. 181) ist ganz in diesem Geist. Vergl. Kellers

Fastnachtsspiele S. 93 folg. Ein Odenwälder Lügenmärchen in Wolfs Hausmärchen S. 422, ein holsteinisches bei Müllenhoff Nr. 32, ein schwäbisches bei Meier Nr. 76, wiederum verschieden bei Pröhle, Märchen für die Jugend Nr. 40, bei Kuhn und Schwarz Nr. 12. Vergl. oben Nr. 138.

160. Rätselmärchen.

Aus einem Volksbuche mit Rätseln aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts mitgeteilt in Haupts Zeitschrift 3, 34. Die Verwandlung in Blumen auf dem Felde kommt auch im Liebsten Roland vor (Nr. 56) und die Auflösung hier erinnert an die Bienenkönigin, die den Honigmund heraus findet (Nr. 62). Andere Rätselmärchen bei Müllenhoff S. 503. 504.

[243] 161. Schneeweißchen und Rosenrot.

Das Märchen von dem undankbaren Zwerg bei Caroline Stahl, dessen Inhalt unten wird mitgeteilt werden, habe ich benutzt, aber nach meiner Weise erzählt. Der Spruch

„Schneeweißchen, Rosenrot,
schlägt dir den Freier tot“

der aus einem Volkslied genommen ist, findet sich in einer Erzählung von Kind in dem Taschenbuch Minerva für das Jahr 1813 S. 32 und mag sich auf das Märchen beziehen. Hier herrscht die boshafte Natur des Zwergs vor, und der Bär scheint an ihm Rache zu nehmen für die Verwandlung in das Tier.

162. Der kluge Knecht.

Quelle ist „der 101. Psalm durch Martin Luther ausgelegt“, Wittenberg 1533 in 4. am Ende „durch Hans Luft 1535“. Bogen G 111 b. Ohne Zweifel kannte Luther das Märchen aus mündlicher Überlieferung.

163. Der gläserne Sarg.

Aus einem Roman, „das verwöhnte Mutter-Söhnchen oder Polidors ganz besonderer und überaus lustiger Lebenslauf auf

Schulen und Universitäten von Sylvano". Freiburg 1728. S. 22. folg. An dem Inhalt ist nichts geändert, aber die breite Erzählung nicht beibehalten; sie beruht gewiß auf einer echten Sage, wenn sie auch überarbeitet und einiges zugesetzt ist.

[244] 164. Der faule Heinz.

Die Grundlage ist genommen aus Proverbiorum copia. Etlich viel hundert lateinischer und deutscher Sprichwörter durch Eucharium Eyering. Eisleben 1601. Bd. 1. S. 70—73. Eine noch ausführlichere Erzählung Bd. 2, 392—394. Der Schluß von der langsamen Schnecke kommt in den Briefen der Elisabeth von Orleans vor, wozu Kellers altdeutsche Erzählungen S. 584 zu vergleichen sind. Eine ähnliche Erzählung findet man im Zeitvertreiber (1668) S. 466. 469. Aber das Märchen war auch im Orient bekannt, man vergleiche Pantchatantra S. 210 und Bidpai (nach der Übersetzung von Philipp Wolf 2, 3), woher es Hans Sachs (4. 3, 54 Nürnberger Ausgabe) genommen hat; es wird da von einem Mönch oder Einsiedler erzählt mit verschiedener Ausführung. Der Mann will von dem Geld für den gesammelten Honig zehn Ziegen kaufen und durch weitere Steigerung endlich ein großes Vermögen erwerben, dann eine schöne Frau nehmen und den Sohn, den sie ihm gebären wird, mit seinem Stab strafen, wenn er nicht gehorcht.

165. Der Vogel Greif.

Diese vortreffliche Auffassung verdanken wir einem Schweizer Friedrich Schmid, von dem wir sie durch Wackernagel erhalten haben. Sie hat einen eigentümlichen Inhalt und gehört doch zu dem Teufel mit den drei goldenen Haaren Nr. 29. Näher verwandt ist ihm das Märchen Nr. 13 bei Müllenhoff und ein dänisches bei Etlar S. 129. Von einem Schiff zu Wasser und Lande giebt es, wie jener bemerkt, in Holstein eine besondere Überlieferung, aber auch in Finnland weiß man von einem goldnen Schiff, das von selbst über Land und Meer fährt; s. Schiefner S. 611. Vielleicht sollte ursprünglich der Lauf der Sonne damit angedeutet werden.

[245] 166. Der starke Hans.

Von einem Schweizer Hagenbach aufgefaßt und von Wackernagel mitgeteilt. Es ist verwandt mit dem Erdmänneken Nr. 91, auch mit einem Märchen aus der Lausitz in M. Haupts Zeitschrift 2, 358—360 und in dem Lausitzischen Magazin von Leopold Haupt 19, 86—90; statt der eisernen Stange trägt der Starke hier einen großen Schmiedehammer. Es ist eine weit verbreitete Überlieferung, man findet sie bei Sommer S. 108, in Stöbers Alsatia 1852. S. 77. 88, bei Meier Nr. 1, bei Müllenhoff Nr. 16, immer mit Abweichungen im einzelnen, aber die übernatürliche Kraft und eine höhere Natur ist, wie bei Siegfried, nicht zu verkennen. In einem walachischen Märchen bei Schott Nr. 119 gerät die Frau in die Gewalt eines Bären. Aus einer slawonischen Erzählung bei Vogl Nr. 6 gehört nur ein Teil hierher.

167. Das Bürle im Himmel.

Von Friedrich Schmid in der Nähe von Aarau auf das beste erzählt.

168. Die hagere Liese.

Nach Kirchhofs Wendunmut (Frankf. 1581) S. 131b bis 132b. Verwandt mit dem faulen Heinz Nr. 164.

169. Das Waldhaus.

Dies Märchen hat Karl Gödeke zu Deligsen bei Alfeld nach mündlicher Überlieferung niedergeschrieben und uns mitgeteilt. [246] Das Zusammenleben der Menschen und Haustiere, wie es die alte Tiersage voraussetzt, ist gut geschildert; sie werden wie zur Familie gehörig betrachtet und gepflegt. Verwandelte Menschen darin zu sehen, war erst später Veranlassung, und der Alte, der die Stelle der Frau Holle vertritt, wollte nur das gute Herz des Mädchens prüfen.

170. Lieb und Leid teilen.

Aus dem Wickrams Rollwagen (1590) Bl. 30ᵇ—31, etwas verschieden in dem Zeitvertreiber (1668) S. 415. 416. Ein humoristischer Volksscherz wie in dem Märchen von dem klugen Knecht Nr. 162.

171. Der Zaunkönig.

Nach einer Auffassung von dem Pastor Musäus, die in den Schriften des Meklenburger Vereins abgedruckt ist, und nach einer andern von K. Gödeke in Lachendorf aufgenommen. Das Märchen ist weit verbreitet und wird in verschiedenen Erzählungen mitgeteilt, in dem Büchlein für die Jugend (1834) S. 242 bis 248, von Halling in Mones Anzeiger 1835. S. 313, in Kuhns Sagen und Märchen S. 293. 294, von Firmenich in der Mundart des Fürstentums Calenberg 1, 186, von Pröhle in den Kindermärchen Nr. 64, von Woeste in den Volksüberlieferungen aus der Grafschaft Mark S. 93. Zu dem Eingang des Märchens vergleiche man die Neuen preußischen Provinzialblätter 1, 436 folg. In Wolfs Zeitschrift 1, 2 ist dargethan, daß das Märchen schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts bei Barachja Nikdani vorkommt. Aber das Alter geht noch weit höher hinauf, wie eine Stelle bei Plinius 10, 74 zeigt, die Maßmann (Jahrbücher der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache 9, 67) nachgewiesen hat, dissident aquila et trochilus, si credimus, quoniam rex appelatur avium; und aus Aristoteles *τρόχιλος ἀετῷ πολέμιος*. Wie Zwerge oder [247] das kluge Schneiderlein starke Riesen durch List besiegen, so gewinnt hier der kleinste Vogel die Oberhand über den Adler. In einem Negermärchen bei Kölle S. 168 siegt ein Vogel in einem Wettstreit mit dem Elefanten.

172. Die Scholle.

Wie das vorige, das hier in das Reich der Fische übertragen ist, von Musäus bekannt gemacht.

173. Rohrdommel und Wiedehopf.

Ebenfalls von Musäus.

174. Die Eule.

Aus Kirchhofs Wendunmut S. 161—163, womit man den Simplicissimus in der Erzählung von der Courage 2, 217 vergleichen muß. Es ist ein guter Lalenbürgerstreich.

175. Das Unglück.

Aus Kirchhofs Wendunmut S. 176, da es aber aus dem Bidpai (Ph. Wolfs Übersetzung 1, 5) abstammt, so wird dafür in der nächsten Ausgabe das Märchen vom Mond (bei Pröhle, Märchen für die Jugend Nr. 182) eingerückt werden. Dieses atmet den Geist der ältesten Zeit und könnte in Kalevala, dem finnischen Epos (Rune 47), vorkommen. Louhi, die auch den Sampo im Kupferberg verbarg, nimmt Sonne und Mond gefangen, und in einem Märchen aus der Gegend von Archangel (Rudbeck 2, 1—28. [248] Schiefner 605) sind Sonne, Mond und Morgenrot schon drei Jahre in der Gewalt dreier Drachen. Sie leuchten nur so lange als die, welche sie geraubt haben, aus dem Meer ans Ufer kommen, um eine Königstochter in Empfang zu nehmen. Die drei Drachen werden nacheinander von drei kühnen Jünglingen mit Hilfe von Wölfen getötet, und damit Morgenrot, Mond und Sonne der Welt wiedergegeben.

176. Die Lebenszeit.

Dieses Märchen erzählte ein Bauer aus Zwehrn bei Kassel auf dem Feld im Jahr 1838. Merkwürdigerweise kommt es auch bei Babrius vor (Nr. 74, bei Furia 278, Coray 149) mit einigen Abweichungen. Nicht Esel, Hund und Affe treten darin auf, sondern Pferd, Stier und Hund. Sie erscheinen zitternd vor Frost bei dem Hause des Menschen, der ihnen seine Thüre öffnet und an seinem Feuer sich wärmen läßt. Dem Pferd giebt er Gerste, dem Stier Hülsenfrucht, dem Hund Speise von seinem

Tisch. Dankbar für die erwiesene Wohlthat, machen sie dem Menschen ein Gastgeschenk, indem sie ihm einen Teil ihrer Lebensjahre überlassen. Das Pferd sogleich, darum ist der Mensch in der Jugend übermütig, dann der Stier, darum müht sich der Mensch in der Mitte des Lebens und sammelt Reichtümer. Der Hund schenkt die letzten Jahre, darum sind die Alten immer mürrisch, schmeicheln nur dem, der ihnen Nahrung giebt und achten die Gastfreundschaft gering. Unser Märchen ist bedeutungsvoller an sich und innerlich zusammenhängender als das griechische: die Abgabe der Jahre wird natürlicher begründet, denn man weiß dort nicht wie der Mensch, dessen Alter man nicht erfährt, und dem Mut und Freudigkeit nicht zu fehlen scheint, Gebrauch von dem Geschenk des Pferdes machen soll. Ein hebräisches Märchen in einem Gedicht des Jehuda Levy Krakau Ben Sef (in der Zeitschrift Hamaßef, Königsberg 1788. 2, 388), worin ebenfalls Esel, Hund und Affe erscheinen und einen Teil ihrer Lebensdauer zu Gunsten des dennoch nicht befriedigten Menschen abtreten, weist Gödeke zu Gengenbach S. 588 nach.

[249] 177. Die Boten des Todes.

Nach Kirchhofs Wendunmut 2, Nr. 123, und daraus auch bei Colshorn Nr. 68. Ferner in Paulis Schimpf und Ernst Kap. 151, im Äsop von Huldrich Wolgemut Fab. 198 und in einem Meistergesang der Colmarer Handschrift (v. d. Hagen, Sammlung für altdeutsche Litteratur 187. 188). Der letzte Teil auch in dem lateinischen Äsop von Joach. Camerarius (1564) S. 347. 348 und von Gregor Bersmann (1590), doch weder griechische noch römische Fabeldichter wissen etwas davon. Schon im 13. Jahrhundert war das Märchen bekannt, denn Haug von Trimberg erzählt es im Rener 23666—23722.

178. Meister Pfriem.

Nach einer Erzählung in der Neusten Kinderbibliothek (Hildburghausen 1827) 2, 143. 144; vergl. Märchenwald von L. Wiese (Barmen 1841). Ich kann eine mindestens dreihundert

Jahr ältere Auffassung nachweisen. Im 16. Jahrh. dichtete Martin Heineccius ein lateinisches Lustspiel, das er hernach ins Deutsche übersetzte. Es erschien unter dem Titel Hans Pfriem oder Meister Kecks ohne Angabe des Orts (unter der Vorrede steht 1852) und ward zu Leipzig 1603 und zu Magdeburg 1606 wieder abgedruckt (Gottsched Nöthiger, Vorrat zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst 1, 119. 2, 244). In der Vorrede erzählt der Verfasser das Märchen, das seinem Gedicht zu Grunde liegt, und bemerkt am Schluß, daß Dr. Luther es gekannt und Wohlgefallen daran gehabt habe, wie man aus seinen Predigten über das 15. Kapitel des ersten Briefs an die Korinther sehen könne. Es war vorzeiten ein Fuhrmann, Hans Pfriem genannt, ein seltsam wunderlicher alter Kunde, der seines Kopfs war: meinte jedermann müsse sich nach ihm richten, er aber nach niemand. Nun weil der Hans Pfriem so gar unerträglich und unruhig, ja so gar überklug war, bedurfte man seiner [250] im Paradies nicht, und ward verboten, wenn er stürbe, ihn einzulassen. Er stirbt aber und flickt sich hinein wie er kann, ehe man's innen wird. Da man ihn heraustreiben will, giebt er gute Worte, sagt zu er wolle fromm sein; man läßt es geschehen. Bald aber im Nu, da er allerlei sieht wie man handelt im Paradies, da es alles auf besonders himmlische Weise zugeht, dessen er nichts verstehen noch in seinen Kopf bringen kann, wird er in sich selbst unwillig und wünscht schier er wäre nie hinein kommen. Denn es thut solchen Leuten faul (sie werden ärgerlich), wenn sie Köpflein nicht brauchen sollen (es nicht nach ihrem Kopf geht). Gleichwohl verbeißt er des Dinges viel und läßt sich nichts merken, ohne daß er mit sich selbst wundert, wenn er siehet wie die Jungfräulein in Stuben Wasser schöpfen: etliche tragen es in alte löcherige Fässer, die, obgleich es raus läuft, doch allezeit voll bleiben; das kann er nicht verstehen, ist ihm gar seltsam Ding. Dergleichen er sonsten viel mehr siehet und darf es doch nicht tadeln. Eines Males sieht er sie mit einem langen Zimmer (gezimmerten Balken), das sie auf den Achseln tragen zu einem Gäßlein zu, da sie die Quer mit dem Holze hindurch wollen.

Das möchte ihm den Tod thun, doch darf es nicht schnappen lassen. Endlich stößt er auf einen Fuhrmann, der mit Pferd und Wagen im tiefsten Schlamm in einem Pfuhl steckte, konnte weder hinter sich noch vor sich: spannte die Pferde zwei hinten und zwei vorne an und hieb darauf. Das konnte Hans Pfriem nicht vertragen, weil es seines Handwerks war: schreit zum Fuhrmann ungestümlich ein und straft ihn wegen des närrischen Vornehmens, als er meinte: hieß ihn die Pferde zusammen spannen und antreiben; das brach ihm den Hals. Denn alsbald es kund wird, daß er den Vertrag gebrochen und seiner Zusage vergessen hätte, schickte man eilend hin und läßt ihn erinnern, daß er das Paradies räume. Da wird er erstlich verzagt, faßt aber hurtig einen Mut und erkühnet: wird frech und trotzig wider alle der Heiligen Seelen, die ihn hinauszuweisen an ihn treffen. Rückt sämtlichen und sonderlichen ihre Gebrechen auf, damit sie auf der Welt beschrien waren: dem seligen Schächer, so zu der Seiten Christi gekreuzigt ward, wirft er den Galgen vor, der Maria Magdalena ihre Unzucht und die sieben Teufel, Zachäo seine Untreue, Diebstahl und Finanzerei, St. Petro sein Verleugnen, schwören und Meineid und anderes, St. Paulo seine Verfolgung und Gotteslästerung, Moysi [251] seinen Unglauben und Zweifel, dadurch er das gelobte Land verscherzet, ja auch sein Grab, das Gott nicht hat wollen wissen lassen. Mit solcher Weise schützt sich Hans Pfriem und macht aller Heiligen Stimmen an ihm zu Schanden, so daß ihr keiner vermag ihn auszutreiben, sintemal sie alle selbst große Sünder, sowohl als Hans Pfriem sich bekennet, gewesen waren. Wie thun sie ihm aber? sie schicken die unschuldigen Kinder an ihn, die Herodes ermordet hatte, als sie in kindlicher Unschuld wären und aller begangenen Sünden frei. Die weiß Hans Pfriem nichts zu zeihen, aber damit er sich noch schütze auch vor ihnen, erdenkt er geschwinde den Rank und teilt ihnen Pfefferkuchen aus, Äpfel damit man die Kinder beschweigt, und führt sie hernach mit sich hinaus spazieren, da er ihnen Äpfel und Birn unter ander Obst schüttelt, mit ihnen spielt und kurzweilt, daß sie also vergessen ihn auszutreiben. Hier also weigert

sich Pfriem den Himmel zu verlassen und weiß geschickt und listig zu verteidigen, legt aber in den Vorwürfen, die er den Heiligen macht, seine widerstrebende Gesinnung an den Tag. Er ist hier kein Schuhmacher, sondern ein Fuhrmann, und wird in den Personen des Lustspiels als Fuhrpech bezeichnet, Schusterpech wäre an sich angemessener, zu seinem Handwerk paßt auch der Name Pfriem (subula Ahle). In Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie (2, 2—7) ist nachgewiesen, daß er eigentlich zu den Himmelsstürmern gehört.

179. Die Gänsehirtin am Brunnen.

Nach einer Erzählung von Andreas Schuhmacher in Wien in Kletkes Almanach Nr. 2.

180. Die ungleichen Kinder Evas.

Nach Hans Sachs, der diese Überlieferung dreimal behandelt hat, zweimal dramatisch im Jahre 1553 (Nürnb. Ausg. 3. 1, 243. 1. 1, 10) und einmal als Schwank 1558 (2. 4, 83), in diesem am [252] besten. Im ganzen stimmen sie überein; die dramatischen Dichtungen sind umständlicher angelegt und ausgeführt: die Verschiedenheiten werden in Haupts Zeitschrift 2, 258 bis 260 angegeben, wo man noch weitere Nachweisungen findet. Hans Sachs nennt den Philipp Melanchthon und dessen lateinisches Gedicht als seine Quelle, doch von diesem ist das Märchen nicht ausgegangen: in einem Brief an den Grafen Johann IV. von Wied erzählt er es wahrscheinlich nach einer lateinischen Quelle. Von Hans Sachs weicht er in einigen Stücken ab. Kein Engel bringt die Botschaft von Gottes vorhabendem Besuch, sondern Eva schaut zum Fenster aus und sieht ihn mit den Engeln nahen. Sie hatte gerade wegen eines bevorstehenden Festtags die Kinder zu waschen begonnen, war aber noch nicht mit allen fertig geworden. Die ungewaschenen heißt sie also sich in Heu und Stroh verstecken, aber die gewaschenen dem Herrn entgegentreten. Mit ihnen hält nun Gott eine förmliche Kinderlehre. Abel sagt das Credo weitläuftig her, nach ihm wer-

den Seth und die Schwestern geprüft; alle bestehen aufs beste. Dann aber befiehlt der Herr auch Cain und die übrigen herzurufen, deren Abwesenheit dem Allwissenden nicht entgangen war. Cain erscheint trotzig mit Strohhalmen und Heufasern im ungekämmten Haar, er kann das Credo nur verkehrt und verstümmelt herausbringen und äußert sich frech. Darauf läßt der Herr den Abel herantreten, legt ihm die Hände auf und weiht ihn zum Priester, den Seth zum König, den bäurischen Cain aber zum Knecht. Als Eva wehklagt, tröstet sie Gott, reicht den Kindern beim Abschied die Rechte und wird von der Mutter noch eine Strecke weit vom Haus begleitet, bis er sie heimkehren heißt und in eine Wolke gehüllt gen Himmel steigt. Weiter zurück, auf das Jahr 1528 weist eine Erzählung in Agricolas Sprichwörtern (in der plattdeutschen Magdeburger Ausgabe Bl. 127ᵇ Nr. 264), die sich mehr zu dem Schwank als zu den dramatischen Gedichten und Melanchthon neigen. Geringer ist eine Darstellung in Georg Rudolph Widmanns wahrhaftigen Historien von den grewlichen und abschewlichen Sünden, so D. Joh. Faustus hat getrieben (Hamburg 1799) 1, 237. 238. Gleichwohl zeigen Abweichungen, daß Widmann weder aus Hans Sachs noch aus Melanchthon schöpfte, sondern einem andern schriftlichen oder mündlichen Bericht folgte. Der Herr findet das Haus verschlossen und klopft an; Adam und Eva erschauen ihn durch eine Lücke. Auch bei Melanchthon schaut Eva durch das Fenster und [253] sieht Gott von weitem kommen, während ihn bei Hans Sachs eine Botschaft des Engels verkündigt. Den von Widmann und Agricola vorgegebenen Beweggrund, daß Eva wegen der Menge ihrer Kinder Verweis von Gott fürchtet und einen Teil davon zu bergen sucht, kennen Melanchthon und Hans Sachs nicht; es ist viel mütterlicher, daß Eva die schönen ausliest, die häßlichen versteckt. Doch stimmen darin Agricolas und Melanchthons Erzählungen, daß Eva beim Waschen der Kinder für den Festtag von dem Besuch überrascht wird. Bei Hans Sachs läßt erst nach empfangener Botschaft Adam den Befehl zum Scheuern des Hauses, zum Streuen der Maien und Schmücken der Kinder ergehen.

Die Katechisation mangelt in der letzten Darstellung ganz, doch wird in ihr das Verstecken und hernach der Unterschied der Ämter mehr im einzelnen ausgeführt. Die Erzählung Eyerings in seinen Sprichwörtern 1, 773—774 stimmt im ganzen mit dem Schwank des Hans Sachs. Aber es giebt noch ein älteres Zeugnis von dem Dasein des Märchens. Im Jahr 1509 ward zu Freiberg in Sachsen in einem öffentlichen dramatischen Spiel die Geschichte von den Kindern Adams und Evas, wie sie Gott der Herr angeredet und examiniert, dargestellt. Die Nachricht davon ist in der Abhandlung bei Haupt ausführlich mitgeteilt. Dort wird denn auch das Märchen an das eddische Lied von Rigr dem Wanderer geknüpft, unter welchem der Gott Heimdallr zu den drei Menschenpaaren zieht und den Unterschied der Stände begründet. Die uralte Sage trug sich zuletzt auf Adam und Eva über.

181. Die Nixe im Teich.

Nach einer Erzählung aus der Oberlausitz in Haupts Zeitschrift 2, 257—267. Hier ist es noch eine böse Nixe, während in andern Märchen ähnlichen Inhalts, wie etwa in Nr. 34, der Teufel ihre Stelle vertritt, aber die gutmütige Alte, die der Unglücklichen beisteht, fehlt nicht.

[254] 182. Die Geschichte des kleinen Volks.

Von Sommer in Halle aufgefaßt S. 81—86. Das Abscheren des Haupthaars und Barts durch Geister kommt auch anderwärts vor, unter andern in einem Märchen bei Musäus. Die Elfen, zumal wenn sie erzürnt werden, geben zur Strafe gern dem Menschen eine häßliche Gestalt und entstellen ihn. Wie hier der Goldschmied seiner Habgier wegen einen zweiten Höcker vorn auf die Brust erhält, so wird in dem irischen Märchen (Nr. 3) dem tückischen Hans Maden noch ein zweiter zu dem, den er schon hat, aufgesetzt, der ihn zu tot drückt. In einer Erzählung aus der Bretagne (bei Souvestre S. 180), die mit der irischen im ganzen übereinstimmt, wird der Geizige doch nur mit Einem Höcker bestraft.

In der vorigen Ausgabe stand die Erbsenprobe, ist aber herausgenommen, weil sie wahrscheinlich aus Andersen (S. 42) stammt; auch bei Cavallius S. 222 kommt sie vor.

183. Der Riese und der Schneider.

Bei Ziska S. 9—13. Gehört zu dem tapfern Schneider Nr. 20.

184. Der Nagel.

Nach einer Erzählung im Büchlein für die Jugend S. 71. 72. Ein ähnlicher Gedanke in einem Spruch bei Freidank 79, 19—80, 1.

ich hore sagen die wîsen
ein nagel behalte ein îsen,
ein îsenz ros, ein ros den man,
ein man die burc, der strîten kan:
[255] ein burc daz lant betwinget,
daz ez nâch hulden ringet.
der nagel der ist wol bewant
der îsen ros man burc unt lant
solher êren geholfen hât
dà von sîn name sô hôhe stât.

185. Der arme Junge im Grab.

Nach einer Erzählung im Büchlein für die Jugend S. 71. 72. Zu vergleichen ist Hans in der Schule in Vogls Großmütterchen S. 100—103.

186. Die wahre Braut.

Aus der Oberlausitz in Haupts Zeitschrift 2, 481—486.

187. Der Hase und der Igel.

Nach mündlicher Überlieferung in der Gegend von Osnabrück aufgefaßt; näheres darüber in Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie 1, 381—383. Firmenich hat es aufgenommen 1, 210. 211. Het Wetloopen tüschen den Haasen und den Swinegel up de Buxtehuder heid in Bildern von Gust. Sus.

Düsseldorf ohne Jahr; dem niederdeutschen Text ist eine hochdeutsche Übersetzung beigegeben. De Swinegel als Wettrenner. Ein plattdeutsches Märchen, neu illustriert und mit einem Nachwort versehen von J. P. T. Leyser. Hamburg ohne Jahr. In einem hübschen Gedicht erzählt es Klaus Groth im Quickborn S. 185—189. Das hohe Alter des Märchens ist nicht zu bezweifeln, denn ein abweichendes, aber in den Grundzügen mit dem plattdeutschen Märchen zusammenkommendes altdeutsches Gedicht, das Maßmann (Haupts Zeitschrift 398—400) bekannt gemacht hat, gewährt [256] eine Auffassung des 13. Jahrhunderts, wo der listige Fuchs von dem kleinen Krebs betrogen wird. Der Fuchs sieht den Krebs im Grase liegen und spottet seines langsamen Ganges „wann wollt ihr über die Wiese kommen? Ihr könnt besser rückwärts als vorwärts gehen." Der Krebs antwortet stolz, er könne besser als die Götter laufen, und bietet ihm einen Wettlauf von einer Meile an, von Lune bis Toslan. Der Fuchs willigt ein, und es wird ein Pfand gesetzt. Der Krebs will etwas voraus geben und hinter dem Fuchs laufen. Dieser kehrt ihm also den Hinterteil zu, und der Krebs packt seinen Gegner, ohne daß dieser es merkt, mit der Schere an den Schwanz. Der Fuchs läuft was er kann, und als er am Ziel angelangt ist, kehrt er sich um und ruft „wo ist nun der Krebs. Dieser, der vor ihm steht, antwortet „da bin ich, wie seid Ihr so langsam gelaufen." Damit hat der Fuchs die Wette verloren. Wenig abweichend ist eine märkische Sage bei Kuhn S. 243, nur der Schluß wird etwas verschieden erzählt, der Krebs, als sie an dem Ziele nahe sind, kneipt den Fuchs in den Schwanz, so daß dieser wütend um sich schlägt und jener an das Ziel geschleudert wird, der jetzt als Sieger „Krebsjuchhe!" schreit. An der Stelle ward nachmals ein Dorf gebaut, das den Namen Krebsjuchhe erhielt, woraus späterhin Krebsjauche entstanden ist. Hier ist das Sprichwort „der Krebs will einen Hasen erlaufen" anzuführen, das Eyering 2, 447 anführt. Diesem nahe steht wieder ein wendisches Märchen bei Leop. Haupt 2, 160. Der Fuchs kommt zu einem Teich und will trinken. Ein Frosch quakt ihn an und der

Fuchs droht „geh weg, oder ich verschlinge dich.“ „Nicht so hochmütig,“ erwidert der Frosch, „ich bin hurtiger als du.“ Der Fuchs lacht ihn aus und spricht „wir wollen in die Stadt laufen, da wird es sich zeigen.“ Der Fuchs kehrt sich um und der Frosch springt in seinen Schwanz. Reinhart fängt nun an zu laufen, als er nahe beim Thor ist, dreht er sich um und will sehen ob der Frosch nachkomme: in dem Augenblick springt dieser von dem Schwanz herab und in das Thor hinein. Als der Fuchs sich wieder umgekehrt hat und in das Thor kommt, sitzt der Frosch schon am Ziel und ruft ihm zu „bist du endlich da? ich bin schon auf dem Heimweg und dachte du würdest gar nicht kommen.“

Mit einer andern, aber guten Wendung erzählt Burkard Waldis im Esopus S. 172b (Buch 3, Fab. 76) und daraus Eyering [257] Sprichwörter 3, 154 den Wettlauf zwischen dem Hasen und der Schnecke.

Ein Has belacht ein arme Schneck
und sprach „du liegst so tief im Dreck,
soltest eim Hund also entlaufen,
ja in der Pfützen würdst ersaufen“.
Da sprach die Schneck „weil du nun mich
verachtest so gar jämmerlich,
des ich mich nicht versehen hett,
wil mit dir laufen in die Wett.
Der Fuchs sol stecken uns das Ziel,
zwen Schritt zuvorn dir geben wil,
so sol man sehen heut diesen Tag
was die Schneck und der Has vermag“.
Dem gschahe also, er (der Hase) nam drei Schritt,
da blieb er sitzen, achtet's nit.
Ein süßer Traum ihn da ergriff,
wol in die dritte Stunde schlief,
gedacht derhalben „darffst nit Eil,
gehe gmach und nimm dir wol der Weil“.
In dem seumet sich nit die Schneck,
in einem Gang kroch für sich weg,
biß sie zum erst erlangt das Ziel:
da fehlt dem Hasen noch gar viel.
Die Schneck kam bei Scheinen der Sonnen:
da hetts dem Hasen angewommen.

Mancher sich auf sein Sterk verläßt,
ist warlich darumb nit der best:
schläft beste länger, seumet gern;
man sagt „mit Mußen kompt man fern"

Waldis wird wohl das Märchen nicht aus mündlicher Überlieferung, sondern aus einem ältern Fabeldichter geschöpft haben. Trefflich ist der Zug, daß der schnelle Hase, von seiner Sorglosigkeit und seiner natürlichen Neigung still zu sitzen verleitet, einschläft, und die langsame Schnecke Zeit genug hat vor ihm anzulangen. In einer andern Erzählung, bei Waldis S. 306 b (4, 79), die in der Entwicklung [258] etwas abweicht, erscheint der Krebs wieder, und wird von dem Hecht seines unbeholfenen Ganges wegen verlacht.

Ein Fischer thet nach Fischen fahrn,
und durch das Wasser zog sein Garn,
daß ers jenseit zum Ufer brächt.
Er fing ein Krebs, dazu ein Hecht,
Da sprang der Hecht je länger je baß:
sprung über, sprung ins grüne Gras.
Der Krebs kroch, wie sie gemeiniglich
zu kriechen pflegen, hinder sich.
Des lacht der Hecht, sprach „lieber Bruder,
du fehrst nit wol mit solchem Ruder
dein Fahrt hast übel fürgenommen.
Wenn du dem Unglück wilt entkommen,
so must wie ich mit Springen thun:
mit deiner weis kompst nit davon,
mit Rücklingskriechen und mit Schleichen
wirstu das Wasser nit erreichen".
Da antwort im der Krebs sechsfüßig,
„Du brauchst dich Fast (du strengst dich gewaltig an) und bist unmüßig
und gar hönisch belachest mich:
bist selb ein größer Narr denn ich;
mit Springen thust dich hoch begeben
in d'Luft, kanst doch des Lufts nit leben.
Denn, wie ichs sehe, daß dus fürnimpst,
gar langsam zu dein Brüdern kümpst:
je weiter du zu landwert springst,
je mehr du nach dem Unglück ringst.

Das Wasser drauß wir sein gefangen,
dem ich mit Unwillen (gegen meinen Willen) bin entgangen,
ich meines Bedunkens recht dahinden
ich hoffs mit solcher Weis zu finden.
Drumb, wenn ichs gleich mit dir versuch,
spring auf in d'Luft oder vor mich kruch,
so wird mir doch, wie dir, nit baß,
würd mit dir in der Pfannen naß (gekocht).
Drumb mich dein Gspött nit irren soll,
des Spötters Haus brenet auch einmol".

[259] Von einem Wettlauf zwischen dem Fuchs und Bären, wobei der Fuchs eine ähnliche List anwendet, ist in der Anmerkung zu Nr. 48 die Rede.

188. Spindel, Weberschiffchen und Nadel.

Nach dem Büchlein für die Jugend S. 160—166. Es sind Geräte, womit die Fleißigen zu schaffen haben, die nun, wie gute Geister, sich dankbar erweisen und dem Mädchen das Glück zuführen wollen.

189. Der Bauer und der Teufel.

Nach dem Büchlein für die Jugend S. 249—251. Ausgelassen ist ein schlecht erdachter Schluß, wonach der Teufel und der Bauer versuchen, wer am meisten Hitze aushalten kann, dagegen findet sich ein besseres Ende in einer mündlichen Erzählung bei Müllenhoff S. 278. Der Teufel als er sich betrogen sieht, droht, übermorgen wolle er kommen, dann solle der Bauer sich mit ihm kratzen. Dem Bauer wird angst, seine Frau aber spricht ihm Mut ein, sie wolle schon mit dem Teufel fertig werden. Der Bauer geht fort und als der Teufel kommt, sagt sie ihm „da hat mein Mann mit dem Nagel seines kleinen Fingers diesen großen Riß quer in meinen schönen eichenen Tisch gemacht". „Wo ist er denn?" spricht der Teufel. „Wo anders als beim Schmied? da läßt er sich die Nägel schärfen." Worauf der Teufel sachte sich fortmacht. Dänisch bei Thiele 2, 249, wo ein Bergmann auftritt. Dagegen ist es der Bär in einem esthnischen Märchen (Reinhart

Fuchs CCLXXXVIII), der von dem Bauer betrogen wird; hier folgt ein ganz anderer eigentümlicher Schluß, wonach der Fuchs durch seine Listen es dahin bringt, daß der Bär, der dem Mann die Ochsen wegnehmen will, gebunden und getötet wird. Dänisch bei Thiele 2, 249 vom Bauer und Wald. Französisch bei Rabelais 4, Kap. 45—47. Nach einer arabischen Quelle in einem Gedicht von Rückert S. 75. Nach dem [260] Volksglauben müssen Früchte die über der Erde wachsen in zunehmendem Licht gesät werden, die unter der Erde in abnehmendem. In der Normandie erzählt das Volk noch heute, wie sich der heilige Michael mit dem Teufel gestritten habe, wer die schönste Kirche erbauen könne. Der Teufel baut eine steinerne, Michael fügt die schönere aus Eis zusammen. Als diese hernach schmilzt, wollen beide den Boden bebauen, der Teufel wählt das obere Kraut, Michael behält das in der Erde steckende. Vergl. Deutsche Mythologie 678. 980. 981.

190. Die Brosamen auf dem Tisch.

Aus der Schweiz von W. Wackernagel in Haupts Zeitschrift 3, 36. 37.

191. Der Räuber und sein Sohn.

Nach einer Erzählung in einer Handschrift des 15. Jahrhunderts, deren Quelle leicht älter sein kann, mitgeteilt von Haupt in den Altdeutschen Blättern, 119—127. Den Hauptinhalt macht die Sage von Polyphem aus, die noch weiter geführt ist. Sie enthält eine treffliche, von der Odyssee, wie von den Darstellungen anderer Völker, unabhängige Auffassung der weit verbreiteten Sage.

192. Der Meisterdieb.

Nach einer von Friedrich Stertzing in Thüringen aufgefaßten, in Haupts Zeitschrift mitgeteilten Überlieferung. Dergleichen durch die dabei angewandte List entschuldigte Diebsstreiche werden mannigfach verschieden erzählt. Hierher gehört ein Märchen bei Kühn und Schwarz S. 362, in Wolfs Hausmärchen S. 397,

bei Zingerle S. 300, bei Meier Nr. 55. Norwegisch bei Asbjörnsen S. 218. Italienisch bei Straparola 1, 2. In inniger Verwandtschaft damit [261] steht die aus Herodot (2, 121) bekannte Erzählung von dem ägyptischen König Rhampsinit, dessen Schatzkammer von den Söhnen seines verstorbenen Baumeisters bestohlen wird. Nachweisungen von den verschiedenen Darstellungen bei Dunlop (Liebrecht S. 63. 64) und Keller in der Einleitung zu den sept sages CXCIII. und dem Diokletian von Bühel S. 55. Nachzutragen ist ein altniederländisches Gedicht De deif van Brugghe in Haupts Zeitschrift 5, 385—404.

193. Der Trommler.

Nach einer Erzählung aus dem Eichsfeld, die K. Gödeke mitgeteilt hat. Die Entwicklung ist ähnlich in einem Märchen bei Kühn und Schwarz Nr. 11. S. 347. Das am Ufer gefundene Hemd, das in der Nacht zurückgefordert wird, ist das Kleid einer Schwanenjungfrau.

194. Die Kornähre.

Aus der Zeitschrift Verein für hessische Geschichte 114. Vergl. Bechsteins Märchenbuch S. 113 und Vonbun S. 23.

195. Der Grabhügel.

Aus der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte Bd. 4. Eine andere Auffassung aus Hessen in Wolfs Zeitschrift 1, 246 und abermals eine verschiedene in Pröhles Kindermärchen Nr. 18.

196. Oll Rinkrank.

Aus dem Friesischen Archiv von Ehrentraut 1, 162.

[262] 197. Die Krystallkugel.

Nach Friedmund Arnim S. 92. Eine andere Erzählung in Pröhles Kindermärchen Nr. 1 nähert sich mehr der Darstellung von Musäus Tl. 1 die drei Schwestern, worüber man die Anmerkung unten nachsehen muß. Im Pentamerone (4, 3) die drei Könige.

198. Jungfrau Malven.

Nach Müllenhoff Nr. 5. S. 391. Ein durch Gehalt und Vollständigkeit ausgezeichnetes Märchen, worin die so oft vorkommende Erkennung der wahren Braut schön dargestellt ist. Schwedisch bei Cavallius S. 320. Dänisch bei Molbech S. 88.

199. Der Stiefel von Büffelleder.

Nach Friedmund Arnim S. 22. Eine andere, minder gute Auffassung in Wolfs Hausmärchen S. 65 die schlechten Kameraden.

200. Der goldene Schlüssel.

Aus Hessen. Ein ähnliches Märchen aus dem Bernburgischen in dem deutschen Sprachbuch von Adolf Gutbier (Augsb. 1853) 843. Hühnchen findet ein Schlüsselchen im Mist und Hähnchen findet ein Kästchen. Es wird aufgeschlossen, und es liegt darin ein kleines, kurzes, rotseidenes Pelzchen. Wäre das Pelzchen länger gewesen, so wäre auch das Märchen länger geworden.

Zu den Kinderlegenden.

[263] Die ersten sieben dieser Erzählungen haben wir aus dem Paderbörnischen erhalten durch die Güte der Familie Haxthausen, der wir so manches in dieser Sammlung verdanken. Es sind Märchen auf die heilige Geschichte angewendet, die auf ähnliche Weise von der lebendigen Volksdichtung in manchem einzelnen Glauben fortgebildet wird. So glaubt man jeden Sonnabend scheine einmal die Sonne: alle Freitage nämlich geht die Mutter Gottes durch das Fegfeuer, dann kommen die armen Seelen und küssen den Saum ihres Kleides und weinen so viel auf den Schlepp desselben, daß er ganz naß wird. Darum scheint am Sonnabend immer einmal die Sonne, damit er wieder trockne. Um die Zeit, wann Maria übers Gebirge geht, wächst reichlich eine Art kleiner Blumen, die heißen Muttergottespantöffelchen, weil sie damit über das Gebirge geschritten ist. Gott schauet alle Jahre dreimal vom Himmel herab, wen er dann müßig sitzen sieht, der kann auch müßig sitzen so lange er lebt, er hat doch etwas zu leben und braucht nicht für den kommenden Tag zu sorgen: wer aber gerade arbeitet, der muß auch sein Lebtage arbeiten. Darum sagt man „wo einen unser Herr Gott bei sieht, da läßt er einen auch bei."

1. Der hl. Joseph im Walde ist eigentlich das Märchen von den drei Männlein im Walde (Nr. 13).
2. Die zwölf Apostel. Verwandt mit den Sagen von den in Bergen schlafenden Helden, die erst zu der bestimmten Zeit wieder erwachen; man vergleiche die drei Teile in den deutschen Sagen 1, 297. [264]
3. Die Rose. Sie wird, zumal die weiße, auch sonst als das Vorbild des Todes, ihr Aufblühen als das Eröffnen des

ewigen Lebens betrachtet; vergl. die Sage von dem Dom zu Lübeck in den deutschen Sagen 1, 24.

4. Armut und Demut führen zum Himmel. Der Geduldige, der unter der Treppe liegende Aschensohn erwirbt sich die ewige Freude des Himmels. Diese Erzählung ist nach der Legende von dem heil. Alexius gebildet, die man aus den Zusammenstellungen von Maßmann am besten kennen lernt.
5. Gottes Speise. Erinnert an ein Lied von zwei unbarmherzigen Schwestern in Brabant. Ähnliches in den deutschen Sagen Nr. 240, in Wolfs niederländ. Sagen Nr. 153. 362. 363 und bei Müllenhoff S. 145.
6. Die drei grünen Zweige. Auch der Tanhäuser sollte nach dem bekannten Lied seine Sünden gebüßt haben, sobald ein weißer Stecken sich zu belauben anfinge.
7. Mutter Gottes Gläschen. Wie in vielen Märchen wird hier der Lohn der Liebe und Milde gezeigt.
8. Das alte Mütterchen. Aus Hessen, ist mit der Sage von der Geisterkirche (deutsche Sagen 1, 175) verwandt.
9. Die himmlische Hochzeit. Aus dem Mecklenburgischen, doch auch im Münsterland bekannt. Hat merkwürdige Übereinstimmung mit einer indischen Sage von einem Götterbild, welches verzehrt, was ihm ein unschuldiger Knabe vorsetzt (Polier 2, 302. 303). Ähnliches erzählt man in der Schweiz von einem frommen Knaben, der im Kloster diente. Er ward geheißen Wasser in einem Sieb zu tragen und weil er unschuldig war, that er's, und kein Tropfe floß durch. Ebenso trägt die indische Mariatale, so lang ihre Gedanken rein sind, ohne Gefäß das zu Kugeln geballte Wasser.
10. Die Haselrute. Aus den vorarlbergischen Sagen von Vonbun S. 7.

Bruchstücke.

[267] 1. Der Mann vom Galgen.

Eine alte Frau bekommt spät abends Gäste und hat nichts mehr von Speise über, weiß nicht, was sie ihnen kochen soll, geht zum Galgen, wo ein Toter hängt, schneidet ihm die Leber aus und brät sie den Fremden, welche sie aufessen.

Um Mitternacht klopft's an der Hütte, die Frau macht auf, es ist ein Toter mit kahlem Haupt, ohne Augen und mit einer Wunde im Leib.

„Wo sind deine Haare?"
„Die hat mir der Wind abgeweht,"
„Wo sind deine Augen?"
„Die haben mir dir Raben ausgehackt."
„Wo haste deine Leber?"
„Die hast du gefressen."

2. Die Laus.

Es war einmal eine Königstochter, die war so reinlich, daß es gewiß keine reinlichere auf der Welt gab: sie duldete nicht den kleinsten Schmutz oder Flecken an sich. Doch ihrer Reinlichkeit zum Trotz geschah es, daß man zu einer Zeit eine Laus auf ihrem Kopfe fand. Ein jeder rief „das ist ein großes Wunder, die Laus darf nicht getötet, sie muß mit Milch groß gefüttert werden"; sie ward also mit Sorgfalt herabgenommen. Von der guten Nahrung wuchs sie [268] und ward viel größer, als sonst wohl eine Laus wird, ja am Ende so groß wie ein Kalb. Als sie gestorben war, ließ ihr die Königstochter das Fell abziehen, gerben und zubereiten, und sich ein Kleid daraus machen. Kam nun ein Freier, so gab sie ihm auf zu raten, von welchem Tier das Fell

wäre, das sie zum Kleid trage. Da aber keiner so glücklich war es herauszubringen, so mußten sie nacheinander wieder abziehen. Endlich aber kam einer doch hinter das Geheimnis.

Ohne Zweifel aus einem Märchen, das mit dem ital. vom Floh im Pentamerone (1, 5) verwandt ist.

3. Der starke Hans.

Der starke Hans kommt zum Teufel in die Hölle und will ihm dienen, da sieht er die Töpfe beim Feuer stehen, worin die Seelen stecken. Mitleidig hebt er die Deckel auf und erlöst sie; worauf ihn der Teufel wegjagt. Zu vergleichen ist die deutsche Sage Nr. 52.

4. Der gestiefelte Kater.

Das Märchen wird gewöhnlich nach Perraults französischer Darstellung erzählt, doch hat sich bei den Siebenbürger Sachsen eine eigentümliche und gute Überlieferung (in Haltrichs handschriftlicher Sammlung Nr. 13) davon erhalten, der Federkönig. Auch kommt in einem österreichischen Volkslied (bei Schottky und Zischka S. 12) die Idee vor,

> hop, hop, Heserlmann,
> unsre Katz hat Stieferln an,
> rennt damid af Hollabrun,*)
> findt a Kindl in de Sunn.
> Wiä soll's hoaßen?
> Kitzl oda Goaßl.

[269] Das Märchen von dem gestiefelten Kater in den Bearbeitungen von Straparola, Basile, Perrault und Ludwig Tieck mit zwölf Radierungen von Otto Speckter Leipzig 1843 in 4. Bei Straparola 11, 1. Im Pentamerone 2, 4. Norwegisch bei Asbjörnsen S. 200. Schwedisch bei Cavallius Nr. 12.

5. Die böse Schwiegermutter.

Es war eine alte böse Königin, die ließ, während ihr Sohn in den Krieg gezogen war, ihre Schwieger samt ihren beiden Kin-

*) Marktflecken in Unterösterreich.

dern in einen Keller sperren. Darnach sprach sie eines Tages zum Koch „geh und schlachte eins von den Kindern und bereite es mir zu, ich will es essen". „Mit was für einer Brühe?" „Mit einer braunen," sprach das böse Weib. Der Koch konnte es nicht übers Herz bringen, das schöne Kind zu töten, und die Mutter bat so flehentlich: da nahm er ein Schweinchen und bereitete es zu, und die Alte aß die Speise mit Begier. Nicht lang darauf rief sie den Koch abermals und sprach „das Kinderfleisch schmeckt so zart, richte mir auch den andern Knaben zu". „Mit was für einer Brühe?" „Mit einer weißen," sagte das Weib. Der Koch that aber wie das erste Mal und setzte ihr ein Spanferkel vor, das sie mit noch größerer Lust verzehrte. Endlich will die Alte auch die junge Königin essen, der Koch schlachtet dafür eine Hirschkuh. Nun hat die junge Königin ihre Not, die Kinder vom Schreien abzuhalten, damit die Alte nicht hört, daß sie noch am Leben sind.

Das ital. und franz. Märchen vom Dornröschen bei Perrault und Basile (Pentam. 5, 5) stimmen in ihrem Schluß hiermit überein, welcher aber im deutschen fehlt. Vergl. Anm. Nr. 50.

[270] 6. Märchenhafte Bruchstücke in Volksliedern.

Wickerlein, Weckerlein,
wilt mit mie essen?
bring mie ein Messer.
Wickerlein, Weckerlein,
lauf übers Äckerlein,
hat mehr Bein als meiner Hund kein.

Fischarts Gargantua im Spielverzeichnis Kap. 25.

Die Finger krachen,
die Männer wachen.

Daselbst.

Mathes, gang ein! Pilatus, gang aus!
ist eine arme Seele draus.
Arme Seele, wo kommst du her?
Aus Regen und Wind,
aus dem feurigen Ring.

Andr. Gryphius Gedichte S. 768.

Zeugnisse.

[273]

1. In der Lysistrata des Aristophanes fängt der Chor der Greise damit an „ich will euch ein Märchen (μῦθον) erzählen", und dann wird von Melanion erzählt, der die Frauen nicht geliebt, sondern auf den Bergen nur an der Jagd seine Lust gehabt habe. In der Gegenstrophe der Weiber, wo der Ausdruck sich wiederholt, wird die Geschichte von dem Menschenhasser Timon erzählt.
2. Strabo 1, 2. (p. 51 ed Siebenkees). Wir erzählen den Kindern liebliche Märchen zur Ermunterung (τοῖς τε γὰρ παισὶ προσφέραμεν τους μῦθους εἰς προτροπήν): aber um sie abzuhalten schreckliche, wie jene von der Lamia, der Gorgone, von Ephialtes und Mormolyk.*)
3. Plutarch im Theseus. Bei dem Fest Oschophoria wurden allerlei Märchen (μῦθοι) erzählt, weil jene Mütter dergleichen ihren (nach Creta durch das Los bestimmten) Kindern vor der Abreise erzählten, um ihnen Mut zu machen.
4. Quinctilianus (Instit. 1, 9).
Igitur Aesopi fabellas quae fabulis nutricularum proxime succedunt, narrare sermone puro et nihil se supra modum extollente . . . condiscant.
5. Apulejus (Metamorph. IV).
sed ego te narrationibus lepidis anilibusque fabulis protinus evocabo. [274]

*) Lamia, eine Frau welche Kinder fraß. Gorgone, eine Frau mit Schlangenhaaren, ehernen Händen und Zähnen, so groß wie Eberhauer; ihr Anblick tötete und versteinerte. Ephialtes, ein himmelstürmender Riese, der den Ossa auf den Olymp, den Pelion auf den Ossa setzte. Die Mormolyken sind Geister und Gespenster.

6. Tertullianus (adversus Valentinianos liber. Paris 1566. 1, 644). jam etsi in totam fabulam initietur, nonne tale aliquid dabitur te in infantia inter somni difficultates a nutricula audisse, lamiae turres et pectines solis?

   Das Märchen von der Jungfrau, welche die Hexe im Turm gefangen hält und welche ihre goldgelben Haare heraushängen läßt, daß die Sonne sie bestrahlen (kämmen, strählen) kann, wie es in dem Märchen von der Rapunzel (Nr. 12) vorkommt?

   ibid. p. 589 fabulae pueriles apud Carthaginem.
7. Odofredus (Summa codicis Lugd. 1519. fol. 134c). in lege ista ponitur quaedam fabula quae esset dicenda apud ignem cum familia sua de sero.
8. aniles veteranarum fabula Perz Monim. 6, 452.
9. Gudrun 1126, 3—1130 (4515—24).

   Die Hegelingen rüsten sich, um Gudrun, die Tochter ihrer Königin Hilde aus der Gefangenschaft in der Normandie zu befreien. Horand von Dänemark ist Anführer, Wate, der alte, und Frut sind Wegeweiser. Als sie auf der Fahrt sind, erheben sich Winde und treiben die Schiffe nördlich in das finstre Meer, nach Givers an den Magnetfelsen. Das Volk jammert, aber Wate spricht tröstend

ich hôrte ie sagen von kinden für ein wazzermaere
daz ze Gîvers in dem berge ein wîtez künicrîche erbûwen waere.

Dâ leben die liute schône, sô rîche sî ir lant:
dâ diu wazzer verliesen (l. verloufen), dâ sî silberîn der sant;
dâ mite mûrens bürge. daz sie dâ habent für steine,
daz ist golt daz beste; jâ ist ir armuot . . . . kleine.

Unde sagent mêre (got würket manigiu werc),
swen die magnêten bringent für den berc,
daz lant hât die winde, swer ir mac erbîten,
der ist iemer rîche mit allem sînem künne nâch den zîten.

Givers lag demnach in dem dunkeln Lebermeer, stand aber unter der Herrschaft Horands, wie sich aus V. 2257 ergiebt.

In dem Gedicht wird dann weiter erzählt, daß die Nebel sich in die Höhe gezogen hätten und die Sonne durch die Finsternis gebrochen sei, worauf ein [275] Westwind die Schiffe frei gemacht und glücklich nach der Normandie getrieben habe.

10. Jüngerer Titurel.

> der sol von eime tursen hoeren spil,
> und mac sîn zit vertriben. 3254.

11. Labers Jagd.

> der tocken wol mit im ze spilen waere,
> als ie diu kint erdenkent
> durch zîtvertrîben gemelîcher maere. 351.

12. Des Spiegels Abenteuer (handschriftliches Gedicht aus dem 14. Jahrh.).

Im Eingang,

> die tumben hôrten lieber eine maere
> von eime tursen sagen.

Gegen das Ende,

> von enten swarz unde grâ
> kan ich nit vil sagen.

13. Luther hat gesagt

„Ich möcht' mich der wundersamen Historien, so ich aus zarter Kindheit herübergenommen, oder auch wie sie mir vorkommen sind in meinem Leben, nicht entschlagen, um kein Gold."

14. Patre frai Luis de Leon (geb. 1527, † 1591; vergl. Rotermund 3, 1628) La perfecta casada § 6.

y verá que estandose sentada con sus mugeres volteando el huso de la mano y contando consejas — se texe la tela y se labra el paño.

15. Joachim Camerarii fabulae aesapicae (Lips 1570) p. 406.

Hoc autem fabularum genus quale sit, optime poterit intelligi exemplo et comparatione veterum fabu-

larum nationis et gentis teutonicae, quas plerasque jam oblivio obruit. nam et in illis expositionem ad abhorrentem quendam modum deflexam, et repugnantem sensibus, usurpari solitam fuisse scimus, atque meminimus narrationum portentosarum, quibus vulgi et puerorum [276] mentes terrore, formidine, spe, laetitia opinionibus aptis quieti denique religione quadam inbuerentur: unde superstitione postea nocente et intolerabili, cum haec minus scite et gnaviter tractarentur, omnia compleri coepta.

16. Cervantes collbo. entre Cip. y Berg.

— y aquellas (cosas) que à ti te deven parecer profecias, no sino palabras de consejas, o cuentos de viejas, como aquellos del cavallo sin cabeça y de la varilla de virtudes, con que se entritienen al fuego las dilatadas noches del invierno.

17. Kirchhof (Wendunmut Frankf. 1581 S. 178).

Darvon merk diese Fabel (von den drei Wünschen Nr. 87), welche ich in meinen kindischen Jahren spinnende Meidlein abends hab hören sagen.

18. Fischart (Gargantua 131[a]).

Sagt vom fernigen Schnee, wie er's vom Großvater Hackleback (auf des Großvaters Bein reitend) gehört hat. Bei ihm auch mehrere Anspielungen auf bekannte Märchen, auf den tapfern Schneider Nr. 20, auf den Schneider im Himmel Nr. 35, auf Rumpelstilzchen Nr. 55, auf Bruder Lustig Nr. 81.

18b. Eyering Sprichwörter.

> Drumb ist der Mensch hie selig gnug,
> der aus des Andern Schaden klug
> hie nach der Kinder Märlein versteh. 1, 135.

> Ein Märlin man eh lernen thut
> dann ein Gebet löblich und gut. 2, 503.

19. Rollenhagen in der Vorrede zum Froschmeuseler.

Was auch der alten Deutschen heidnische Lehr gewesen,

vernimmt man am besten aus den wunderbarlichen Hausmärlein von dem verachten frommen Aschenpössel und seinen stolzen spöttischen Brüdern, vom albern und faulen Heinzen, vom eisern Heinrich, von der alten Neidhartin und dergleichen. Welche ohne Schrift immer mündlich auf die Nachkommen geerbet werden und gemeinlich dahin sehen, daß sie Gottesfurcht, Fleiß in Sachen, Demut und gute Hoffnung lehren, denn die allerverachtetste [277] Person wird gemeinlich die allerbeste. Vergl. die Anmerkungen zu Nr. 1. 21. 27. 66.

20. Reime dich (Nordhausen 1673) S. 74.

Artige sinnreiche Fabeln die du behalten, wenn dich die Kindermuhme hat schweigen wollen.

21. Quevedo (geb. 1570, † 1647) Obras (Brux. 1660) 1, 570.

sino llegara una pobre muger, cargada de bodigos y llena de males y pleañiendo. quien eres muger desdichada? la manceba del abad, respondio ella, que anda en los cuentos de niños, partiendo el mal con el le va a buscar; assi dizen empunadoras de las consejas, y el mal para quien le fuere a buscar y para la manceba del abad.

22. Schuppii Schriften (1677 Fabulhans S. 530).

Doktor Luther hat seine Mühe an den alten und verunreinigten Esopum legen und seinen Deutschen ein verneuertes und geschwertes Märleinbuch zurichten wollen, daran der Zeit viel guter Leut ein sonderes Gefallen trugen, . . . aber weil sich der teure Mann an der Biblia neben viel Predigten und Schreiben abgearbeitet, verblieb dies angefangene Werk, welches Anfang gleichwohl Magister Georg Rörer hernachmals in den neunten Teil der deutschen Bücher Lutheri hat bringen lassen. Im schönen Hofpsalm . . . gedenkt der Doktor des Affen, so Holz spalten wollte und des Keils vergaß und da er die Axt auszog, darüber zu schanden kam. Er gedenkt auch des Frosches, so auf dem Heller saß und sich rühmet, Geld brächte Ehre.

Über Tisch habe ich etliche gute Fabeln von ihm gehört,

als von der Krähe, so die Affen strafte, die aus einem Johanniswürmchen Feuer blasen wollten, und darüber ihren Kopf verlor.*)

Daselbst S. 789.

Ihr Alte habt euch zu erinnern wie man vor Alters am Ostertage zur Vesper pfleget von der Canzel ein Osterneu zu sagen. Das waren närrische Fabuln und Märlein, wie man sie in den Rockenstuben den Kindern erzählet. Damit wollte man die Leute fröhlich machen. [278]

23. Jucundus Jucundissimus (1680) S. 106. 107.

Dergestalt kamen wir an diesem Ort zusammen, alwo das Gesind das Werg abzuspinnen pflegte. Weil es nun ohnedem der Gebrauch war, daß einer nach dem andern ein Märlein oder andere Geschicht erzählen musten. Dann die Wahrheit zu gestehen, so hatte an solchen Erzählungen nicht allein die Edelfrauen sondern auch ich und der Schreiber unser ganzes Vergnügen, gestaltsam wir dann oftermalen die alten Bettler zu solchen Erzählungen angehalten und ihnen um einen Zweier mehr spendiert.

24. Ernest. Joach. Westphalii de consuetudine ex sacco et libro tractatio (Rostockii 1726. 8) p. 224. 225.

Etenim simulac puellae balputire incipiunt, nihil magis cura est mulierculis quibus educatio commissa est quam mentem et animum puellarum, naturali facultate ad audiendum fabellas promtissimarum, imbuere omni genere superstitionis et commentorum. narrant multo verborum apparatu historiolas vom Blocksberg, von der schwarzen Hexe, von dem Kerl, der die Kinder in den Sack steckt, vom Dühmling, vom König Blaubart, von der Kukuksuppe, vom Drutenfuß, der alten Eten Inne, von der Königstochter im blauen Turm, et infinitas fabulas.

Mit einigen Abweichungen in Schmidts Fastelabendsge=

---

*) Eine nicht unbekannte Fabel, die z. B. in Walchs decas fabb. steht.

bräuchen (Rostock 1752) S. 22 werden als alter Weiber Geschichten genannt 1. die Geschichte mit der schwarzen Hope. 2. Der Kerl, der die Kinder in den Sack steckt. 3. Vom Dümling. 4. Von König Blaubart. 5. Von der Kukuksuppe. 6. Vom Drutenfuß. 7. Von dem verwünschten Schloß. 8. Des Königs Tochter im blauen Turm. 9. Von der alten Arden Inn. 10. Vom gehörnten Siegfried. S. Büschings wöchentliche Nachrichten 1, 143. 144.

25. Der Leipziger Avanturier (1756) 1, 14.

Ihm werden in seiner Kindheit „Mährlein und Histörchen" erzählt.

26. Rabener gedenkt mehrmals der Märchen und scheint damit wohlbekannt gewesen zu sein.

Das Märchen vom alten Einsiedler, der sich an zween Orten zugleich sehen ließ (Briefe vom 7. Jan. 1758 in der Ausgabe von Weiße S. 18). Merke ich, daß ich ebenso unruhig und [279] ängstlich werde wie ein Kind, wenn man bei langen Winterabenden in einer Stube ohne Licht das Märchen von Mum Mum erzählt (Brief vom 26. Mai 1759 S. 18). Liebe Amme, ich erinnere mich der langen Abende noch immer mit Vergnügen, an denen ich als ein junger Knabe auf deinem Schoße saß und meinen zitternden Arm ängstlich um deinen Hals schlang, wenn du uns das fürchterliche Märchen vom Seehunde, das traurige Märchen vom verwünschten Prinzen ohne Kopf, oder das fromme Märchen vom lahmen Esel erzähltest, . . . das Märchen vom redenden Affen . . . das lustige Märchen vom bezauberten Schlosse in der Luft (Zueignung des Märchens vom ersten April).

27. Goethe erwähnt im Werther das Märchen vom Magnetenberg (S. 60), von der Prinzessin, die von Händen bedient wird.

28. Der Hausstand (Roman aus dem 18. Jahrh.).

Wenn mir einen Tag über alles fehlgeschlagen und des Abends meine Seele so trüb, wie dieser Herbsttag ist, erzähle ich meinem Knaben Märchen und indem ich in sein heiteres

Gesicht blicke, geht mir ein neuer Sternenhimmel voll Mut auf. O was liegt doch in einem heitern Kindergesicht für ein Zauber!

29. Allgem. deutsche Bibliothek, Band 63 (Berl. 1785) S. 129. Recension von dem dritten Bande des Musäus.

Unsere wahre Volksmärchen hat Rec. immer mit der Mythologie der Griechen verglichen.

30. Johannes Müller, Histor. Kritik 1, 245.

Man sollte die Weisheit der Völker, bei denen man lebt, in ihrer mannigfaltigen Gestalt, selbst in Liedern,

quas ad ignem aniculae
narrant puellis,

aufspüren und in Umlauf bringen.

31. Akenside Vergnügen der Einbildungskraft (übersetzt von August von Rode) S. 14.

Darum fesselt
Das Mütterchen zu Nacht beim hellen Herd
Der Kinder willig Ohr durch schauervolle
[280] Geschichtchen von Bezauberungen und
Von bösen Geistern, von der Totenuhr,
Die fürchterlich dem Bösewichte tönet,
Durch die die Witwe darbt, die Waise weint:
Von Seelen, die, geheime Schuld zu mildern,
Rastlos dem Grab entstiegen: von Gespenstern,
Die Ketten schleppend, Höllenbrände schwingend,
Um Mitternacht des Mörders Bett umspuken.
Bei jeder Pause weichen schüchtern alle
Zurück und sehn sich an mit kalter Angst
Durchrieseln Schauer sie; doch nach dem Ausgang
Begierig, bringen bald zum Mütterchen
Sie wieder hin, vor süßer Furcht kaum atmend.

32. W. Scott in den Anmerkungen zu seinem Gedicht Lady of the lake (Edinb. 1810) p. 392.

A work of great interest might be compiled upon the origine of popular fiction and the transmission of similar tales from age to age and from country to country. The mythology of one period would then

appear to pass into the romance of the next century, and that into the nursery-tale of the subsequent ages. Such an investigation, while it went greatly to diminish our ideas of the richness of human invention would also shew that these fictions, however wild and childish, possess such charms for the populace, as enable them to penetrate into countries unconnected by manners and language and having no apparent intercourse to afford the means of transmission. It would carry me far beyond my bounds, to produce instances of this community of fable, among nations, who never horrowed from each other any thing intrinsically worth learning. Indeed the wide diffusion of popular fictions may be compared to the facility, with which straws and feathers are dispersed abroad by the wind, while valuable metals cannot be transported without trouble and labour. There lives, I believe, only one gentleman, whose unlimited acquaintance with this subject might enable him to do it justice; I mean my friend, Mr. Francis Douce, of the british museum, whose usual kindness will I hope pardon my mentioning his name, while on a subject [281] so closely connected with his extensive and curious researches.

33. Eloi Johanneau in den Mémoires de l'acad. celtique 1, 162.

On connait aussi les contes de fées, du chat botté et du petit Poucet avec ses bottes de sept lieues, contes populaires de la plus haute antiquité, qui ne sont point de l'invention de Perrault.

34. A. Bruguière de sorsum Lao-Seng Eul. comédie chinoise (Paris 1819) S. 158. 159.

Les contes naifs avec les quels les nourrices de nos jours bercent encore leurs innocens nourissons, se sont transmis de génération en génération depuis

les premiers âges du monde et ils ont suivi à l'occident la migration des peuples de l'Asie. L'histoire du Petit Poucet et des Bottes de sept lieues, celle de la Belle au bois dormant, tous ces récits d'ogres et de géans qui, lors des premiers progrés de notre intelligence, nous inspirent aux approches du sommeil une si charmante terreur, se répè tent presque identiquement depuis les confins le plus reculés de la Tartarie, jusqu'aux extremités septentrionales et meridionales de l'Europe. Ils semblent particulièrement avoir voyagé avec les tribus scythiques et ils doivent à l'egard des peuples modernes chez lesquels en les trouve fournir des inductions d'une origine commune ou du moins d'une ancienne relation intime aussi bien, qu'on peut les tirer d'une conformité dans les racines, les élémens et le mécanisme du langage.

35. Francis Cohen in dem Quarterly review 1819. May Nr. 41. S. 94.

Kinder- und Hausmärchen, a collection of German popular stories singular in its kind, both for extent and variety, an from which we have acquired much information.

36. The new monthly Magazine. Lond. 1821. August. Nr. VIII. p. 148.

Among the most venerable remains of ancient teutonic literature we should rank the abundant stores of popular legends and traditions, which often preserve most curious illustrations of heathen mythology and still more frequently exhibit it in a most incongruous combination with the christian faith.

[282] Under this last head we may also notice the beautiful collection of Nursery Literature, which has lately been edited with so much care by Messrs. Grimm. These, too, have attracted great attention: though we have long left our nurseries, we retain

our best relish for these tales, and hardly know whether to admire most their interest as works of fiction, or their literary value as bearing on ancient mythos and superstition.

37. Le Globe 1830 Nr. 146 ein Aufsatz im Feuilleton unterzeichnet C. S., worin das Märchen vom Machandelboom (N. 47) mitgeteilt und auf folgende Weise eingeleitet wird.

La France n'a point comme l'Allemagne et l'Italie une littérature populaire écrite: mais les habitants de Languedoc et de la Provence se sont transmis, depuis un laps de temps, quil serait peutêtre difficile de préciser, des chansons et des contes qui presentent quelquefois des idées grandes et morales, et dont le style est toujours pittoresque et expressif. Ma mère avait une vieille domestique fort complaisante et qui avait bien dans son mémoire autant de récits qu'en contiennent les Mille et une Nuits; elle aurait lutté contre Shéréhazade.

Litteratur.

[285] Die Nächte des Straparola.

Im Jahr 1550 kam in Venedig der erste Teil (der zweite 1554) einer hernach oft wieder abgedruckten Sammlung von Erzählungen, Schwänken und Rätseln, auf ähnliche Art wie im Boccacio verbunden, unter dem Titel Dreizehn ergötzliche Nächte (Tredeci piacevoli notti) heraus. Sie enthält im ganzen 74, in dreizehn Nächte verteilte Stücke, unter welchen sich auch 21 Märchen befinden. Der Verfasser Giovan Francesco Straparola aus Caravaggio im Mailändischen, muß von dem Ausgang des 15. bis in die Mitte des 16. Jahrh. gelebt haben, da schon im Jahre 1508 zu Venedig eine Ausgabe seiner Gedichte erschien; näheres läßt sich nicht sagen, indem weder sein Geburts- noch Sterbejahr bekannt ist, noch sonst über sein Leben irgend etwas angemerkt worden. Den Stoff zu den Nächten hat er an verschiedenen Orten geholt, worüber man Nachweisungen bei Dunlop (Liebrecht 283. 284. 494—497) findet, doch gilt das nicht von den Märchen, die aus mündlicher Überlieferung gesammelt sind. Eins (12, 3) jedoch ist aus Morlini genommen und unverändert beibehalten, ein anderes (5, 7) zeigt Verwandtschaft damit. In den oft unsaubern, eben (Novellae, fabulae, comoedia. Paris 1855) neu herausgegeben, lateinisch abgefaßten Erzählungen desselben findet sich sonst nichts märchenhaftes; vergl. Liebrecht zu Dunlop 494—498. Die Einkleidung und Darstellung bei Straparola ist zwar weder gleichartig, noch in den besten Stücken von ungewöhnlicher Trefflichkeit: doch manches ist angenehm, natürlich und nicht ohne Zierlichkeit erzählt, anderes dagegen nicht bloß unanständig, sondern bis zum schamlosen unzüchtig, so

daß es sich mit den natürlichen und freien Sitten Italiens und jener Zeit überhaupt nicht entschuldigen [286] läßt. Das Buch kam deshalb zu Rom 1605 in das Verzeichnis der verbotenen Schriften, und anderwärts ward eine abgekürzte und gereinigte Ausgabe veranstaltet. Von jenem Schmutz indessen sind die Märchen ziemlich frei, wie sie ohnehin den besten Teil des ganzen Werks ausmachen. Straparola hat sie, wie es in der Vorrede zu dem zweiten Bande (vor der sechsten Nacht) heißt „aus dem Munde zehn junger Fräulein aufgenommen" und ausdrücklich erklärt, daß sie nicht sein Eigentum seien. Die besten litterarischen Nachweisungen liefert eine deutsche Übersetzung (die Nächte des Straparola von Caravaggio, Wien 1791. 8. zwei Teile), in deren Vorrede nämlich eine Abhandlung über Straparola aus dem handschriftlichen Nachlasse des gelehrten Mazzuchelli zur Fortsetzung seines großen Werks ist abgedruckt worden; zugleich findet man daselbst, was Quadrio in seiner Geschichte der Poesie und andere über ihn sagen. Wegen der Ausgaben und Übersetzungen ist nachzusehen Bartol. Gamba delle novelle italiane in prosa bibliografia (Florenz 1835) S. 160 folg. und Eberts bibliogr. Lexikon. 2, 847. Wahrscheinlich gab es im 16. Jahrh. von Straparola eine deutsche Übersetzung, da Fischart im Gargantua S. 7 „des Straparola Historien" anführt. Einer solchen von 1679, 8, gedenkt Bretschneider in der Ankündigung einer neuen Ausgabe des Gargantua. Einen Auszug von den Märchen zu geben, ist unnötig, da sie durch eine gute, jene, ohnehin nur die sechs ersten Nächte enthaltende Wiener weit hinter sich lassende Übersetzung mit fleißigen und schätzbaren Anmerkungen von Friedr. Wilh. Val. Schmidt (Märchensaal. Erster Band. Berlin 1817) sind zugänglich gemacht worden. Schade, daß er eine kastrierte Ausgabe (Vened. 1608), ohne dies zu wissen, gebraucht hat. Wir begnügen uns also damit, die Märchen in der Ordnung des Originals, die Schmidt nicht beachtet, anzuführen und bloß die bei ihm fehlenden im Auszuge mitzuteilen. Wir haben die vollständige Ausgabe (Venedig 1573) vor uns und eine franz. Übersetzung (Lyon 1611, von Mazzuchelli nicht gekannt), die damit

übereinstimmt und insoweit noch vollständiger ist als bei ihr die kurze Vorrede zu dem zweiten Bande nicht fehlt.

I, 1. Die drei Verbote des Vaters. Schmidt S. 70.

2. Der Gauner. Er löst drei Aufgaben. Zuerst stiehlt er dem Probst das Bett, auf dem er liegt. Dann führt er das Pferd weg, auf dem der Stallknecht sitzt, ohne daß es dieser merkt. [287] Endlich bringt er einen andern geistlichen Herrn in einem Sack. In der Wiener Übers. S. 32, doch unvollständig. Bei Schmidt mit Unrecht übergangen, denn es steht auch in der kastrierten Ausgabe, obgleich abgekürzt. Vergl. das deutsche Märchen vom Meisterdieb Nr. 192.

3. Meister Scarpacifico (Schmidt S. 133) wird betrogen und betrügt wieder. Mit dem deutschen Märchen vom Bürle Nr. 61 verwandt.

4. Das Mädchen im Schrein (Schmidt S. 115). Ein eigenes schönes Märchen, dem nur in Einzelheiten andere ital. und deutsche entsprechen. Doch vergl. Hagens Gesamtabenteuer 3, CLVI.

II, 1. König Schwein (Schmidt S. 249). Deutsch Hans mein Igel Nr. 108.

III, 1. Der dumme Peter (Schmidt 231). Märchenhafter ist Pervonto im Pentamerone Nr. 1, 3.

2. Das Zauberpferd (Schmidt 1). Im deutschen ist die weiße Schlange Nr. 17 verwandt.

3. Die Schlange (Schmidt 24).

4. Das Geschenk der drei Tiere (Schmidt 158).

5. Der Wahrhafte (Schmidt 147).

IV, 1. Prinzessin als Ritter (Schmidt 195).

3. Die drei Königskinder (Schmidt 44). Deutsch de drei Vügelkens Nr. 96.

V, 1. Der Waldmann (Schmidt 92). Deutsch der Eisenhans Nr. 136.

2. Die Puppe (poavola). Fehlt bei Schmidt. In der Wiener Übers. 2, 97—105, wo aber aus der Puppe eine

Elster gemacht ist, die sich auf die Schulter des Königs setzt und mit dem Schnabel sich so festhackt, daß sie niemand als die jüngste Schwester wegnehmen kann. Im Pentamer. Nr. 41 ist es statt der Puppe eine Gans, sonst im ganzen übereinstimmend.

VII, 5. Die drei Brüder (Schmidt S. 262). Bei Morlini Nr. 79. Vollständiger und besser im Pentam. die fünf Söhne (5, 7). Im deutschen die vier Brüder Nr. 129.

VIII, 5. Der Zauberlehrling. Im deutschen der Gaudeif Nr. 68. [288] Fehlt in der kastrierten Ausg. des Straparola, mithin auch bei Schmidt (wo gleich der Schwank von den beiden Ärzten folgt), in der vollständigen Ausgabe die 6. Fabel ist.

Lactantius, ein heimlicher Zauberer, treibt äußerlich das Schneiderhandwerk, sein Lehrling behorcht ihn, und hat nun keine Lust mehr an der Schneiderei, weshalb der Vater ihn wieder zu sich nimmt. Der Zauberer gestattet ihm abermals Zutritt, aber nun muß er gemeine Dienste thun, so daß der Vater selbst ihn wieder wegholt. Da sie arm sind sagt der Jüngling „Vater, ich will mich in ein schönes Pferd verwandeln, verkauft mich, aber haltet euch den Zaum aus und gebt mich nicht damit weg, sonst kann ich nicht wieder kommen.“ Lactantius erkennt das Pferd, kauft es dem Vater ab und beschwätzt ihn, daß er ihm auch den Zaum läßt. Nun bindet er es an, schlägt und mißhandelt es. Aber die Töchter des Zauberers führen es eines Tags zum Wasser, da verwandelt es sich gleich in einen kleinen Fisch und taucht unter. Der Zauberer eilt nach, verwandelt sich in einen Raubfisch und macht Jagd auf den kleinen. Dieser springt aber als ein in einen goldnen Ring gefaßter Rubin in den Korb der Königstochter, die da Steinchen auflieſt. Sie nimmt in mit, er zeigt sich ihr in seiner wahren Gestalt als schöner Jüngling, den sie lieb gewinnt und als Ring bei sich bewahrt. Der alte König wird krank, Lactantius als Arzt heilt ihn und fordert zur Belohnung nur einen Rubinring, den seine Tochter haben müsse; denn er weiß wohl wer es ist. Sie will ihn nicht herausgeben; als sie

endlich gezwungen wird, sagt ihr der Jüngling, sie solle den Ring vor dem Zauberer an die Wand werfen. Sobald der Ring auf die Erde fällt, verwandelt er sich in einen Granatapfel, der zerspringt und seine Körner überall hinrollen läßt. Der Meister verwandelt sich in einen Hahn, um die Körner aufzupicken; eins aber verbirgt sich und wird von ihm nicht bemerkt. Dies eine Körnchen verwandelt sich in einen Fuchs, der den Hahn beim Hals packt und tot beißt. Der König giebt ihm darauf seine Tochter zur Gemahlin.

X, 3. Die treuen Tiere (Schmidt 215). Vollständiger im Deutschen, die beiden Brüder Nr. 60. Einige Ähnlichkeit hat im Pentam. Nr. 7.

XI, 1. Der Kater (Schmidt 180). In den Bruchstücken oben Nr. 4. [289] Gagliuso im Pentam. 2, 4. Der gestiefelte Kater bei Perrault.

2. Der Dummling. Fehlt in der kastrierten Ausg. und bei Schmidt.

Bertuccio, ein Dummling, soll sein väterliches Vermögen erst im dreißigsten Jahre erhalten, doch soll ihm seine Mutter dreihundert Dukaten auszahlen, wenn er sie verlangt. Er läßt sich hundert geben, geht damit fort und findet einen Menschen, der auf einen von ihm Ermordeten im Tode noch schlägt. Mitleidig giebt ihm der Dummling achtzig Goldstücke und kauft damit die Leiche los, die übrigen zwanzig wendet er an, damit sie ehrlich begraben wird. Seine Mutter ärgert sich über die Dummheit, er aber fordert die andern zweihundert Dukaten, geht aus und befreiet mit dem Geld die Königstochter aus den Händen von Räubern. Als sie hernach an ihres Vaters Hof wieder abgeholt wird, so sagt sie zu ihm, sie wolle keinen andern heiraten als ihn: wenn er komme, möge er die rechte Hand auf den Kopf halten, daran wolle sie ihn erkennen. Er reitet auf einem elenden Tier fort, unterwegs begegnet ihm ein Ritter, der ihm sein schönes Pferd und seine prächtige Kleidung giebt, wofür der Dummling ihm versprechen muß, bei der Rückkehr alles was er erworben habe, mit ihm zu teilen. Der schöne Ritter gefällt dem König

und Bertuccio erhält demnach seine Geliebte. Auf dem Heimweg begegnet ihm jener Ritter und verlangt nun die Hälfte von allem. Der Dummling teilt sogleich alles was er zur Verheiratung bekommen hat. Jetzt fordert der fremde Ritter auch die Hälfte der Frau. „Wie soll das gehen?“ fragt Bertuccio. „Wir müssen sie zerschneiden.“ „So nimm sie lieber ganz,“ sagt der Dummling, „ich habe sie viel zu lieb als daß ich dazu einwilligen könnte.“ Da sagt der fremde Ritter „behalte alles und nimm alles wieder zurück, ich bin der Geist jenes Ermordeten und habe dir vergelten wollen was du an mir gethan hast“.

XII, 3. Guter Rat (Schmidt 188). Ein Hahn empfiehlt Schläge, um eine widerspenstige Frau von ihrem Eigensinn zu heilen. Das Märchen ist aus Morlini Nr. 71 entlehnt. Mit einer andern Einleitung wird es auch in der 1001 Nacht (1, 36 folg.) erzählt. Besser noch ist die eigentümliche serbische Auffassung bei Wuk Nr. 3, am einfachsten aber eine afrikanische bei Kölle S. 143; s. unten.

[290] XIII, 6. Die guten Tage (Schmidt 246). Verwandt mit dem deutschen Märchen vom Doktor Allwissend Nr. 98.

Der Pentamerone des Basile.

In dem folgenden 17. Jahrhundert erschien zu Neapel in neapolitanischer Mundart eine Sammlung von lauter Märchen, in Nachahmung des Decamerone il Pentamerone genannt, durch Giambattista Basile, ein im Auslande fast ganz unbekanntes Buch, dessen Fernow zuerst unter uns gedacht hat.*) Der Verfasser (mit Versetzung der Buchstaben auch Gian Alesio Abbatutis genannt), lebte im Anfang des 17. Jahrhunderts. Nachdem er seine erste Jugend auf der Insel Kreta zugebracht, wurde er mit den Venetianern bekannt und in die academia degli stravaganti aufgenommen. Er folgte seiner Schwester

*) Römische Studien 3, 316. 317. 462. 475. 476. 536. 539. Die verschiedenen seltenen Ausgaban, die Fernow gesammelt hat, befinden sich jetzt in der großherzogl. Bibliothek zu Weimar.

Adriana, einer berühmten Sängerin, nach Mantua und trat in die Dienste des Herzogs, dessen Gunst er sich erfreute. Er zog viel in Italien herum, kam auch wieder nach Neapel, wo er um das Jahr 1637 muß gestorben sein.*) Der ersten Ausgabe des Pentamerone, die man kennt, mag, da sie von eben dem Jahr 1637 ist, eine frühere, ganz vergriffene vorausgegangen sein. Die Reihe von Auflagen, die das Buch seitdem erlebt hat,**) würde schon im voraus einen gewissen Wert verbürgen, allein diese Märchensammlung [291] war lange Zeit unter allen, die bei irgend einem Volk veranstaltet worden, die beste und reichhaltigste. Nicht nur war damals die Überlieferung an sich noch vollständiger, sondern der Verfasser besaß auch, neben der genauen Kenntnis der Mundart, eine eigene Geschicklichkeit im Auffassen derselben. Der Inhalt ist fast ohne Lücke, und der Ton, wenigstens für die Neapolitaner, vollkommen getroffen, worin gleichfalls ein Vorzug vor Straparola liegt, der nach der gewöhnlichen, ausgebildeten Erzählungsart strebte und eine neue Saite anzuschlagen nicht verstand. Man kann demnach diese Sammlung von 50 Märchen (die Einleitung und den Schluß mitgerechnet) bei ihrem reichen Inhalt als eine Grundlage betrachten; denn ob sie es gleich in der That nicht war, im Gegenteil außer dem Lande nicht bekannt, nicht einmal in das französische übersetzt ward, so hat es doch bei dem Zusammenhang der Überlieferung

---

*) Eustach. d'Afflitto Memorie degli scrittori del regno di Napoli. Nap. 1794. 1, 68—72. Nach Liebrecht 2, 322 war sein vollständiger Titel Giovan Battista Basile, Cavalier, Graf von Torrana und Pfalzgraf. Sein Bildnis findet sich, wie Mazzuchelli anführt, in dem Werk Le glorie degli incogniti S. 209.

**) Nach Fernow und Galiani (Del dialetto napoletano. Nap. 1779) erschien es zu Neapel noch ferner 1645. 1674. 1714. 1722. 1728. 1788 (Collezione di tutti li poeti in lingua napoletana T. 20 und 21), wozu eine noch nirgend bemerkte vom Jahr 1749 kommt, die Cl. Brentano besaß. Vergl. Bartol. Gamba delle novelle italiane S. 171—172 und Brunet Manuel du libraire (Paris 1842), 1, 260. Zu Rom 1679 nach Fernow, ferner zu Neapel 1754 mit Kupfern nach Brunet und Ebert. Sämtlich in 12. Außerdem erschien eine abgekürzte, nach Liebrechts Urteil sehr schlechte Übersetzung in das gewöhnliche italienisch. Neapel 1769. 1794 und eine andere in bolognesischem Dialekt. Bolog. 1742.

das Ansehen davon. Zwei Drittel finden sich den Grundzügen nach im Deutschen und noch zu jetziger Zeit lebendig. Basile hat sich keine Veränderung, schwerlich einen bedeutenden Zusatz erlaubt, und das giebt auch von dieser Seite seinem Werk einen besondern Wert. Den frühern Straparola hat er nicht benutzt, wahrscheinlich nicht einmal gekannt; beide haben nur vier Stücke gemeinschaftlich (Nr. 3. 14. 41. 45 bei Strap. 3, 1. 10, 1. 5, 2. 7, 5) und aus der Vergleichung ergiebt sich klar, daß er unabhängig davon schrieb. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht das Märchen von der Puppe (5, 1, bei Straparola 5, 2), Basile erzählt es, sonst ziemlich übereinstimmend, von einer Gans, was in der That weniger paßt, und offenbar hat Straparola das richtigere, wie auch sonst ein paar Züge mehr; die seltsame Abweichung erklärt sich aber aus der Ähnlichkeit, welche die beiden, von der mündlichen Überlieferung verwechselten Wörter, papara Gans und pipata Puppe, im Klang miteinander haben.*) Basile hat ganz im Geiste [292] eines lebhaften, witzigen und scherzhaften Volks erzählt, mit beständigen Anspielungen auf Sitten und Gebräuche, selbst auf alte Geschichte und Mythologie, deren Kenntnis bei den Italienern überhaupt ziemlich verbreitet ist, darin erscheint der Gegensatz zu dem ruhigen und einfachen Stil deutscher Märchen. Er ist überreich an bildlichen und sprichwörtlichen Redensarten und witzigen Wendungen, die ihm jeden Augenblick zur Hand sind und meist den Nagel auf den Kopf treffen; nicht selten ist auch der Ausdruck nach des Landes Art, keck, frei und unverhüllt und in so weit für unser Gefühl anstößig, wie z. B.

---

*) Dagegen hat Liebrecht 2, 260 und zu Dunlop 517 eine Anmerkung gemacht Ich behaupte nicht, daß Basile absichtlich pipata in papara verwandelt habe, vielmehr hat es, wie gesagt, die lebendige Überlieferung gethan. Eine Puppe von Lappen konnte besser zum Reinigungsmittel dienen als eine große Gans, deren Lebendigwerden, nachdem ihr der Hals umgedreht war, wenigstens nicht wahrscheinlich ist. Auch verlangt Rabelais un oison dumeté, wie man von Taubmann erzählt, daß er ein kleines, noch in den Flaumfedern steckendes Gänschen auf diese Weise verwendet habe. Die Puppe war ein koboltartiges Wesen, mit dem bekannten Dukatenmännchen verwandt, und die Auffassung Straparolas scheint mir das ursprünglichere zu enthalten.

eben jenes Märchen von der Puppe nicht gut in seiner Ausführlichkeit bei uns zu erzählen wäre, doch kann man ihn nicht eigentlich, wie den Straparola, unzüchtig nennen. Natürlich ist ihm auch ein gewisser Überfluß und das Ausströmen der Rede, wie z. B. in dem 23. Märchen die Klage der Renza durch zwei Seiten hindurch geht, doch ist es bloß jene, den südlichen Völkern eigene Lust an dem immer neuen Ausdruck und an dem Verweilen bei dem Gegenstand, nicht aber Armut in der Sache selbst, die sich zu bedecken sucht. Nach Liebrechts Ansicht (zu Dunlop 517. 518) hat Basile darin Rabelais nachgeahmt. Da die Überfülle an Gleichnissen meist von Scherz und Witz hervorgetrieben wird, so können die seltsamsten und lächerlichsten hier, ohne abgeschmackt zu sein, gebraucht werden; so ruft z. B. in dem 23. Märchen der Liebhaber seiner Geliebten zu „Lebewohl, Protokoll aller Privilegien der Natur, Archiv aller Gnadenbewilligungen des Himmels, Tafel mit allen Titeln der Schönheit beschrieben." Einige Ausbildung erscheint in dem 38.; das 32. ist nicht recht märchenhaft, sondern sieht eher einem Lehrgedicht ähnlich; das 20. ist ein Schwank, und das 26. Inhalt und Ausführung nach das schwächste.

Eine besondere Bemerkung verdient die Ähnlichkeit, die das Märchen lo Dragone (4, 5) mit der Sage vom Siegfried hat. Die heimliche Geburt des Knaben wie der geringe Dienst bei dem Koch erinnern an Siegfrieds Kindheit. Dann sehen wir ihn von einem hilfreichen Vogel unterstützt, der an jene Vögel erinnert, deren Sprache der nordische Sigurd versteht und von welchen er Rat erhält und annimmt. Die zornige Königin trifft dann mit Brünhild zusammen, und ist zugleich der zum Kampfe mit dem Drachen anreizende Reigen; der Drache ist auch hier der Bruder der Königin und ihr Leben mit dem seinigen verbunden. Sie will geradeso mit [293] seinem Blut bestrichen werden, wie Reigen nach dem Herzblut Fafners strebt.

Da eine schätzbare, mit gelehrten Anmerkungen und einer Abhandlung ausgestattete Übersetzung von Felix Lieberecht (Breslau 1846 in zwei Bänden) erschienen ist, auch bald hernach eine

englische von John Edward Taylor (London 1848), so ist ein Auszug daraus hier nicht nötig, es folgt nur eine Übersicht der Märchen, die im Pentamerone und in der deutschen Sammlung im ganzen übereinstimmen.

(1, 1)	1. Der wilde Mann. .	Nr. 36.	Tischchen deck dich.
(1, 2)	2. Der Heidelbeerstrauch	„ 76.	Die Nelke.
(1, 4)	4. Vardiello.	„ 59.	Frieder und Catherlieschen
(1, 5)	5. Der Floh	„ 71.	Sechse durch die Welt. Bruchst. 2 von d. Laus.
(1, 6)	6. Aschenkätzchen . . .	„ 21.	Aschenputtel.
(1, 7)	7. Der Kaufmann . .	„ 60.	Die zwei Brüder.
(1, 8)	8. Das Ziegengesicht .	„ 3.	Marienkind.
(1, 9)	9. Die Hirschkuh . . .	„ 60.	Die zwei Brüder.
(2, 1)	11. Petrosinella	„ 12.	Rapunzel.
(2, 5)	15. Die Schlange . . .	„ 108.	Häns mein Igel.
(2, 6)	16. Die Bärin	„ 65.	Allerleirauh.
(2, 7)	17. Die Traube	„ 56.	Der Liebste Roland.
(2, 8)	18. Die Küchenmagd. .	„ 53.	Sneewitchen.
(2, 9)	19. Das Zauberkästchen	„ 88.	Löweneckerchen.
(2,10)	20. Der Gevatter . . .	„ 61.	Das Bürle.
(3, 2)	22. Mädchen ohne Hände	„ 31.	Mädchen ohne Hände.
(3, 6)	26. Dienstmagd	„ 67.	Die zwölf Jäger.
(3, 7)	27. Corvetto	„ 126.	Ferenand getrü.
(3, 8)	28. Der Dummling . .	„ 71.	Sechse durch die Welt.
(3, 9)	29. Rosella.	„ 56.	Der Liebste Roland.
(3,10)	30. Die drei Feen . . .	„ 13.	Die drei Männlein.
(4, 1)	31. Der Hahnenstein. .	„ 104.	Die treuen Tiere.
(4, 3)	33. Die drei Tierbrüder	„ 197.	Die Krystallkugel.
(4, 4)	34. Die sieben Speckschwarten	„ 14.	Die drei Spinnerinnen.
(4, 7) [294]	37. Die zwei Kuchen . .	„ 24.	Frau Holle u. 135. Die weiße u. schwarze Braut.
(4, 8)	38. Die sieben Tauben .	„ 25.	Die sieben Raben.
(4, 9)	39. Der Rabe	„ 6.	Der treue Johannes.

(4,10) 40. Der bestrafte Hochmut	Nr. 52.	König Drosselbart.
(5, 3) 43. Pintosmauto . . . . (5, 4) 44. Die goldene Wurzel	„ 88.	Löweneckerchen.
(5, 5) 45. Sonne, Mond und Tahia	„ 50.	Dornröschen.
(5, 7) 47. Die fünf Söhne . .	„ 129.	Vier Brüder.
(5, 8) 48. Nennillo und Nennella	„ 15.	Hänsel und Gretel.

Noch ist zu bemerken, daß Rosella (3, 9) auch zum Teil Übereinstimmung mit den Märchen von den drei Gürteln in der Braunschw. Sammlung (s. unten) hat, und die drei Tierbrüder (4, 3) auch einem Märchen bei Musäus entsprechen.

Gesta Romanorum.

Diesen Titel hat eine lateinisch abgefaßte Sammlung älterer, aus verschiedenen Quellen geholter Erzählungen, die sich meist auf Handlungen römischer Kaiser beziehen. Sie ist wahrscheinlich in der Mitte des 14. Jahrhunderts geschrieben, man kann nicht mit Sicherheit sagen von wem. Es kann ein Engländer oder Franzose gewesen sein, am wahrscheinlichsten ist es, da deutsche Namen von Hunden vorkommen, ein Deutscher. Eine Abhandlung über den Verfasser findet man in der deutschen Übersetzung von Gräße (Dresden und Leipzig 1842 zwei Bände), wo auch sämtliche Ausgaben und Übersetzungen sorgfältig verzeichnet sind. Wir berücksichtigen nur die Erzählungen, welche zugleich märchenhaft sind und aus mündlicher Überlieferung ursprünglich herrühren mögen, aber der geistlichen Anwendung wegen, die Hauptzweck des Buchs ist, leicht Veränderungen erfahren haben.

1. Ein Kaiser nimmt einen armen und geringen Mann an seinen Hof, der ihm sechs Dienste zu leisten verspricht. Der erste ist, ihn ein Jahr lang wohl zu bedienen. Er bereitet dem Herrn das Bett, liegt alle Nacht bewaffnet vor seiner Thüre und hat ein [295] Hündlein bei sich, das ihn mit

Bellen aufweckt, so oft ihn etwa der Schlaf überwältigt. Der zweite Dienst ist, daß er ein Jahr lang wacht, wenn andere schlafen, und schläft, wenn andere wachen. Der dritte, daß er einen Trank zu beurteilen versteht. Der Kaiser läßt Essig, Wein und Most in einen Becher mischen und ihm darreichen, er kostet und spricht „er war gut, ist gut und wird gut." Nämlich der Most wird gut, der Wein ist gut und der Essig war gut. Zum vierten soll er durch alle Reiche gehen und die Freunde seines Herrn einladen. Er lädt aber alle Feinde ein und sagt „es ist so besser, denn sie sollen auch seine Freunde werden;" und ehe das Fest anhebt, hat er ihre Herzen umgekehrt. Der fünfte Dienst ist, er soll Feuer ohne Rauch machen. Er legt ausgetrocknetes Holz in die Sonne, das von der Hitze sich entzündet ohne Rauch. Der sechste Dienst besteht darin, daß er denen, welche nach dem gelobten Lande wollen, einen guten Weg zeigt, auf dem sie glücklich hin und herreisen. Er führt sie alle an das Meer und sagt „dort sitzt ein Vogel auf einem Felsen und bebrütet sieben Eier mit großer Sorgfalt. So lange er sitzt, ist das Meer ruhig, fliegt er aber weg, so stürmt es so gewaltig, daß niemand es befahren kann. Er verläßt aber niemals das Nest, wenn nicht ein anderer Vogel, der sein Feind ist, kommt, das Nest besudelt und die Eier verletzt, wonach jener beständig trachtet. Er kann aber abgehalten werden, wenn man das Nest außen und innen mit dem Blute eines Lammes bestreicht." Die Pilger erfüllen diese Bedingung und reisen sicher hin und her. Der Kaiser belohnt nun den treuen Diener. Lat. Ausg. von 1489 Fol. Kap. 17. Deutsche Ausgabe gleichfalls von 1489 Fol. Kap. 48 (wo er aber nur fünf Dienste leistet, dagegen in der lat. Ausg. Venedig 1516 in 8 wieder sechs).

2. Ein Märchen, das mit dem Eingang von dem Teufel mit den drei goldenen Haaren (Nr. 29) übereinstimmt, aber auch als Sage vom Kaiser Heinrich vorkommt (Deutsche Sagen 2, Nr. 480). Lat. Ausg. Kap. 20. Deutsche Ausg. Kap. 44.
3. Ein Missethäter wird ergriffen und soll begnadigt werden,

wenn er drei Wahrheiten sagt, die niemand bestreiten kann. Er sagt hierauf erstens „ich bin mein Lebtag ein böser Mensch gewesen.“ Zweitens, „es gefällt mir nicht, daß ich auf diesem Weg hierher [296] gekommen bin.“ Drittens, „wenn ich mich diesmal losmache, so werde ich freiwillig nicht wiederkommen.“ Worauf er Gnade erhält. Lat. Ausg. Kap. 58. Deutsche Kap. 45. In Roberts Altertümern aus Cambridge wird eine ähnliche Volkssage erzählt. Artus verirrt sich auf der Jagd und gerät in eine Höhle, in der ein altes Riesenweib mit Sohn und Tochter haust. Mutter und Sohn wollen ihn töten, aber die Tochter bewirkt so viel, daß die Alte einwilligt, ihm das Leben zu schenken, wenn er imstand sein werde, den nächsten Morgen drei Wahrheiten zu sagen. Artus wird wohl unterhalten, der Riesenjüngling spielt ihm auf der Harfe. Als er sich zur Ruhe begeben hat, legt dieser eine so schwere Ochsenhaut über ihn, daß er sich nicht bewegen kann. Am folgenden Morgen sagt Artus die drei Wahrheiten, erstlich zum Sohn „ihr seid der beste Harfenspieler, den ich je gehört habe.“ „Das ist wahr,“ sagt die Alte. Zu ihr selbst „ihr seid die abscheulichste Hexe, die ich je gesehen.“ „Ist wieder wahr.“ Zum dritten „wenn ich einmal weg wäre, so würde ich nie wiederkommen.“ Das wird auch anerkannt und Artus frei gelassen.

4. Der König will seine Tochter dem zur Gemahlin geben, der sie im Wettlauf besiegt; wer aber unterliegt, dem wird der Kopf abgeschlagen. Ein armer Jüngling unternimmt das Wagestück. Er wirft ihr zuerst einen Kranz von Rosen auf die Bahn, sie hebt ihn auf und während sie ihn auf den Kopf setzt, kommt er vor sie. Da schleudert sie den Kranz weg und überläuft ihren Gegner. Zum zweitenmal wirft er einen goldenen Gürtel hin, sie nimmt ihn auf und gürtet sich damit, als sie aber sieht, daß sie zurückbleibt, reißt sie ihn in drei Stücke, lauft dem Jüngling wieder vor, schlägt ihm ins Gesicht und spricht „du armseliger, sollst mich nimmermehr zur Gemahlin haben.“ Da wirft er zum drittenmal einen

Beutel hin, in welchem ein vergoldeter Apfel steckt, worauf geschrieben steht „wer mit mir spielt, der wird des Spiels niemals müde.“ Sie fängt darauf an mit dem Apfel zu spielen, der Jüngling erreicht vor ihr das Ziel, und sie wird ihm vermählt. Lat. Ausg. Kap. 60. Deutsche Kap. 63. Man erinnert sich gleich an die Sage von der Atalanta.

5. Die beiden Ärzte. Lat. Ausg. Kap. 76. Deutsche Kap. 37. S. die Anmerkung zu dem deutschen Märchen Nr. 118.

[297] 6. Wer der Faulste ist, soll das Reich haben. Lat. Ausg. Kap. 91. Deutsche Ausg. Kap. 3. S. Anmerk. zu dem deutschen Märchen Nr. 151.

7. Zwei Schlangen, eine männliche und weibliche, an welche das Leben des Königs und der Königin gebunden ist. Lat. Ausg. 92.

8. Schwank von den drei hungrigen, die nur ein Brot finden und ausmachen, daß es derjenige erhalten solle, der den besten Traum haben würde. Während die beiden andern schlafen, ißt der dritte das Brot und macht nachher einen Traum dazu. Lat. Ausg. 106.

9. Ein stolzer und übermütiger Ritter fällt mit seinem Pferd in eine Tiergrube, nach und nach fällt noch ein Löwe, ein Affe und eine Schlange hinein, Ein armer Holzhacker kommt vorbei und zieht erst die Tiere nacheinander heraus, zuletzt auch den Mann mit dem Pferd. Dieser verspricht große Belohnungen, wie aber hernach der Arme kommt, mißhandelt er ihn und schlägt ihn. Nach einiger Zeit arbeitet dieser wieder im Wald, da treibt ihm der Löwe reich beladene Esel ins Haus. Der Arme aber läßt bekannt machen ob jemand diese Schätze verloren habe, es meldet sich einer und nimmt sie zu sich. Ein andermal will er Holz hauen, da er aber keine Axt hat, so nagt und reißt ihm der Affe eine ganze Ladung ab. Zum dritten reicht ihm die Schlange aus ihrem Mund einen dreifarbigen Stein, schwarz, weiß und rot, und das ist ein Glücksstein. Der König will ihn kaufen, muß aber so viel dafür geben als er wert ist, sonst kommt er von

selbst wieder zu dem Verkäufer zurück. Bei der Gelegenheit erzählt der Arme, wie der übermütige Ritter, der ein Diener des Königs ist, ihn für den geleisteten Beistand belohnt hat; zur Strafe wird dieser an den Galgen gehängt, und der Arme erhält seine Stelle. Lat. Ausg. Kap. 119. Deutsche Kap. 76. Vergl. das schwäbische Märchen bei Meier Nr. 14 und im Pentamerone 3, 5.

10. Das Märchen vom Fortunat. Lat. Kap. 120. Deutsche Ausg. 8. Vergl. das deutsche Märchen Nr. 122.

11. Eine Schlange bringt Glück, aber als sie aus Habsucht getötet wird, verschwindet es wieder. Lat. Kap. 141. Deutsch Kap. 88. S. Anmerkung zum Märchen von der Unke Nr. 105.

[298] 12. Einer kommt halb geritten, halb gegangen, bringt seinen ärgsten Feind, seinen größten Freund und Spielmann mit. Lat. Ausg. Kap. 124. Deutsche Kap. 24. Vergl. die Anmerkung zu dem deutschen Märchen von der klugen Bauerntochter Nr. 94.

13. Ein König strebt nach dem Landgut eines Ritters. Er sagt zu ihm „bringst du mir nicht ein schwarzes Pferd, einen schwarzen Hund, einen schwarzen Falken und ein schwarzes Horn innerhalb acht Tagen, so verlierst du dein Land.“ Traurig geht der Ritter in einen Wald, da sitzt ein Greis mit einem Stab in der Hand, den er ihm darreicht mit den Worten „gehe damit geradaus, so wirst du zu einem schwarzen Schloß kommen, dort verlange im Namen dessen, dem dieser Stab gehört, ein schwarzes Pferd, einen schwarzen Hund, einen schwarzen Falken und ein schwarzes Horn. Wenn du alles hast, so hüte dich das Pferd zu besteigen, das Horn zu blasen, laß auch nicht den Hund jagen oder den Falken steigen, ob sie dich gleich dazu aufmuntern werden. Bringe dann alles deinem Herrn, mir aber den Stab zurück.“ Nach drei Tagen erblickt der Ritter das Schloß; alles trifft ein. Der König freut sich als er das verlangte hat, indem hört er die Hunde anschlagen. Die Diener sagen ihm, ein

Hirsch zeige sich. Da besteigt der König das schwarze Pferd, ruft den schwarzen Hund, nimmt den schwarzen Falken auf die Hand und hängt das schwarze Horn um den Hals. Sobald er den Hirsch erblickt, bläst er auf dem Horn und treibt mit dem Pferd auf ihn zu. Der Hirsch aber jagt gerade in den Abgrund hinein, der König ihm nach, und ist niemals wieder gesehen worden. Aus einer lat. Wiener Handschrift der Gesta R. Cod. univ. Nr. 172 Bl. 248 und in der deutschen Ausgabe Kap. 34. Auch kommt es in den Erzählungen des Nicolaus im Grunde von 1470 vor, aber die Gesta Romanorum sind seine Quelle, mitgeteilt von Hagen in Büschings Erzählungen und Schwänken S. 124—126. Bei Gräße 2, 208. Vergl. die Sage vom Tode Dieterichs von Bern.

14. Ein König hat eine schöne Tochter, die will nur den heiraten, der drei Aufgaben lösen kann. Viele melden sich, aber sie vermögen es nicht. Da kommt auch ein Ritter nur mit einem Diener und einem kranken Pferd. Zuerst soll er sagen wie viel Fuß in die Länge, Breite und Tiefe die vier Elemente haben. [299] Der Ritter heißt seinen Diener sich niederlegen, mißt ihn von Kopf bis zu Fuß und antwortet dann „sieben Fuß in die Länge, einen halben Fuß in die Breite haben die vier Elemente, die sämtlich im Menschen vereinigt sind." Zum zweiten was den Wind von Norden her verändere. Er streut seinem wütenden Pferd ein Pulver in die Nüstern, wovon es gesund wird, richtet ihm dann seinen schnaubenden Kopf nach Osten und sagt „die Luft ist verändert nach Osten, denn das Leben des Tieres besteht im Atem." Zum dritten soll er glühende Kohlen, ohne sich zu brennen, in seiner Brust auf dem Fleisch tragen. Dies vollbringt er und kann es, weil er einen Stein bei sich trägt, der die Kraft hat gegen jede Einwirkung des Wassers und Feuers zu schützen. Worauf er die Königstochter erhält. Kap. 70 hier nach der Wiener Handschrift Bl. 249.

Eine andere, zwar verschiedene, aber auf ähnlicher Grundlage beruhende Erzählung gewähren die in England überarbeiteten und mit neuen Stücken ausgestatteten Gesta Romanorum, die in Gräßes Übersetzung S. 230. 231 mitge teilt wird. Der Kaiser Andronicus legt einem unschuldig angeklagten Ritter drei verfängliche Fragen vor, die er bei Todesstrafe genau beantworten soll. 1. „Wie weit ist es vom Himmel bis zur Hölle?" „So weit wie von einem Seufzer bis zum Herzen zurück." 2. „Wie tief die See?" „Einen Steinwurf." 3. „Wie viele Flaschen Salzwasser sind in der See?" „Gieb erst die Zahl der Flaschen mit Süßwasser an, so will ich jene sagen." Der Ritter soll noch Erläuterungen seiner Antworten geben. Er sagt 1. „ein Seufzer kommt aus dem Herzen mit der Geschwindigkeit des Blitzes." 2. „Der Stein, weil er schwer ist, fällt mit einem Mal auf den Grund der See." 3. „Es wird Zeit sein die Flaschen mit Salzwasser zu schätzen, wenn Ihr angefangen habt die Flaschen mit Süßwasser zu berechnen." Damit vergleiche man das deutsche Märchen Nr. 152.

Carl Perrault.

Die eigentlichen Märchensammlungen beginnen in Frankreich erst am Ende des 17. Jahrh., also nach den italienischen, [300] um welche Zeit eine große Neigung dafür sich zeigt.*) Wir übergehen die gewöhnliche Meinung, wonach man die anerkannte dunkele Entstehung dieser Dichtungen als eine Folge der Bekanntschaft mit den arabischen Erzählungen ansieht, wobei denn noch Erinnerungen aus den Gedichten der Trouvers und Troubadours sollen mitgewirkt haben.**) Man braucht nicht einzuwenden, daß Gallands Übersetzung der Tausend und einen Nacht erst (1704) nach Perraults Tod erschien, die Verwandtschaft der französischen

*) Deren Graf Caylus in der Vorrede zu der Erzählung Cadichon (Cabinet des fées 25, 409) ausdrücklich Erwähnung thut.

**) Bouterweck Geschichte der Poesie 6, 244. Vergl. (Valkenaer) Lettres sur les contes de fées attribués à Perrault et sur l'origine de la féerie, Paris 1826.

Märchen mit den italienischen und deutschen und zugleich die sittliche Unabhängigkeit davon beweist unwiderlegbar, was auch schon aus ihrem Geist folgt, daß ihr Inhalt aus mündlicher Überlieferung ist genommen worden. Die Entlehnungen die Dunlop (S. 408 bei Lieberecht) nachweisen will, sind alle unbegründet. Hierzu kommt zufällig ein äußerer Beweis. Scarron (geb. 1610, gest. 1660 gedenkt wahrscheinlich schon vor Perrault (geb. 1633, gest. 1703) in dem Roman comique (Paris 1651 S. 78) der Peau d'âne. Perrault hat die Märchen rein aufgefaßt, und Kleinigkeiten abgerechnet, nichts zugesetzt: der Stil ist einfach und natürlich und, so weit es die damals schon glatte und abgerundete Schriftsprache zuließ, ist auch der Kinderton getroffen. Einzelne gute Redensarten sind wohl beibehalten, z. B. sie ging tant que la terre put la porter; er kommt de douze mille lieues de là, oder je vais manger ma viande ich will essen; und ganz gewiß noch aus mündlicher Überlieferung rührt im Blaubart Frage und Antwort „Anne, ma soeur Anne, ne vois tu rien venir?“ „Je ne vois rien que le soleil qui poudroie, et l'herbe qui verdoie.“ Diesen Vorzügen verdankt ohne Zweifel das Buch seine Fortdauer bis in unsere Zeit.

1. Die weisen Frauen (Les fées). Im Pentam. 3, 10 und 4, 7, bei uns Nr. 13 und 24. Das franz. ist das dürftigste.

2. Die schlafende Schöne im Walde (La belle au bois dormant). Pentam. Sonne und Mond 5, 5, bei uns Dornröschen Nr. 50.

[301] 3. Blaubart (La barbe bleue). Im deutschen Nr. 46. Fitchers Vogel, doch ziemlich abweichend; im ital. nichts ähnliches.

4. Rotkäppchen (Le petit chaperon rouge). Deutsch Nr. 26.

5. Der gestiefelte Kater (Le chat botté). Pentam. Gagliuso 2, 4. Straparola 11, 1. Bruchstück Nr. 4.

6. Aschenputtel (Cendrillon). Flacher als im Pentamerone 1, 6 und das deutsche Nr. 21. Wie bedeutend ist der im franz. ganz fehlende Zug, daß die bösen Schwestern den Königs-

sohn einen Augenblick täuschen, indem sie sich die Füße gewaltsam verkürzen, um Schuhe tragen zu können, aber von den Tauben verraten werden.

7. Riquet mit dem Schopf (à la houpe). Könnte am ersten als eine bloße Erfindung gelten. Es hat weiter keinen Inhalt, als daß ein häßlicher aber geistreicher Mann einem Mädchen Geist mitteilen kann, und ein schönes aber dummes Mädchen einem mißgeschaffenen Mann Schönheit, wenn sie einander lieben. Auch findet man hier schon witzige, epigrammatische Wendungen und einen fein zugeschnitzten Dialog. Im ital. und deutschen nichts ähnliches.

8. Der kleine Däumling (Le petit poucet). Großenteils das deutsche Märchen von Hänsel Nr. 15. Im Pentam. 5, 8. Der Däumling selbst ist hier nicht so eigentümlich wie in den beiden deutschen Märchen Nr. 37 und 45.

Diese acht Stücke gab Perrault zuerst (?) Paris 1697 in 12 heraus unter dem alten, von einem Fabliau entlehnten Titel Contes de ma mère l'oye, und einem zweiten, Histoires ou contes du temps passé. In den folgenden Ausgaben kamen noch drei hinzu.*)

[302] 9. Eselshaut (Peau d'âne). Pentam. die Bärin (2, 6), im deutschen Allerleirauh (Nr. 65).

10. Die kluge Königstochter (L'adroite princesse). Im Pentam. Sapia Liccarda (3, 4).

11. Die lächerlichen Wünsche (Les souhaits ridicules) in Versen. Enthält den letzten Teil des deutschen Märchens von dem Armen und Reichen (Nr. 87).

---

*) In einigen Ausgaben noch ein viertes, nämlich Griselbis in Versen. In der prächtigen Pariser 1782 in 12 und in dem Cabinet des fées 1 sind daher zwölf Stücke; allein Griselbis ist kein Märchen, sondern eine bekannte Novelle aus dem Boccaz und wird daher in andern Ausgaben mit Recht ausgelassen. Sticheron (Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres 33, 287) nimmt an, Perrault sei um das Jahr 1626 geboren, und führt an Griseldis, nouvelle avec le conte de Peau d'âsne et celui des souhaits ridicules, deuxième édition Paris 1694 in 12, mit der Bemerkung, das alles sei in Versen abgefaßt.

Gräfin Aulnoy.

Die auch durch andere Arbeiten bekannte Gräfin Aulnoy (geb. 1650, gest. 1705) lebte zugleich mit Perrault. Sie muß ihre Märchen wenigstens einen Teil derselben, nach der Erscheinung der seinigen, mithin in ihren spätern Jahren, geschrieben haben, da sie in La chatte blanche (Nr. 19) die Peau d'âne, die Belle au bois dormant und Chat botté anführt, unter den beiden letztern aber ganz gewiß Perraults Märchen meint. Nachgeahmt indessen hat sie ihn nicht, ihre Sammlung ist beides, schlechter und besser. Schlechter insofern, als darin die Überlieferungen weniger treu beibehalten und Zusätze, Erweiterungen, Verse, moralische Betrachtungen eingemischt sind, überhaupt der Stoff willkürlicher behandelt ist. Überlieferungen aber liegen einem großen Teil dieser Märchen so gut zu Grund als bei Perrault, und die andern rein erfundenen unterscheiden sich durch Mangel an Gehalt leicht davon. Ein recht merkwürdiger Beweis ist eins der schönsten, der blaue Vogel, da es sich in den Gedichten der Marie de France, die schon im Anfang des 13. Jahrh. lebte, unverkennbar wieder findet; es ist der Lai von Ywenec (272 bis 313), eine gallische Sage, die mithin bis zum 18. Jahrh. auf französischem Boden fortgedauert hat. Nur die drei letzten (Nr. 22. 23. 24) sind aus dem durch eine französische Übersetzung eingeführten Straparola genommen; man sieht leicht, daß sie verändert sind und aus welchem Grunde. Die Manier der Aulnoy kann man nicht ungeschickt nennen, im Gegenteil, es zeigt sich eine gewandte, schon geübte Hand; manches ist liebenswürdig erzählt und manches naiv und kindlich ausgedrückt, dennoch konnten diese Märchen nicht allgemein Eingang finden, weil sie nur für Kinder des höheren Standes, zu welchem die Verfasserin gehörte, paßten. Es ist zu viel Zier und Kostbarkeit, auch wohl französische Sentimentalität [303] darin, man fühlt das überfeine und vornehme Wesen aus dem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten, dagegen fehlt etwas natürliches und frisches, oder das einfache und, wenn man den Ausdruck nicht mißdeuten will, das bürgerliche, das neben

allen Wundern in den echten Märchen immer durchscheint. Dagegen besser als die von Perrault sind sie insoweit, als ihnen nicht selten eine an sich reichere und schönere Überlieferung zu Grund liegt; auch ist man geneigt, zumal wenn man sie nur einmal liest, die künstlerische Verflechtung der Begebenheiten, die Abrundung und die öfters mit Gewandtheit ausgeführte Überarbeitung zu einem kleinen Roman, als einen Vorzug gelten zu lassen. Käme es in der Poesie nur auf eine sogenannte ästhetische Verschönerung an, so würde man nicht begreifen, warum die Märchen von Perrault bei geringerm Reiz den Vorzug behalten haben. Wir zählen sie einzeln auf*) und merken ihre Verwandtschaft mit andern an; ein Auszug wäre bei dem oft abgedruckten Buch überflüssig.

1. Gracieuse und Percinet. Gleicht dem ital. Märchen im Pentam. 5, 4. Offenbar zugedichtet ist der Feenpalast des Percinet.
2. Die Schöne mit dem Goldhaar (La belle aux cheveux d'oir). Im Pentam. Corvetto (3, 7), im deutschen Ferenand getrü (Nr. 126). Der Schimmel, der dort Rat schafft, ist hier das Hündchen Cabriolle. Zierlich und ziemlich rein von Zusätzen.
3. Der blaue Vogel (L'oiseau bleu). Offenbar im Zusammenhang damit, wie schon vorhin bemerkt, ist der Lai von Ywenec aus dem 13. Jahrhundert. Das deutsche Löweneckerchen (Nr. 88), doch erst von da an, wo der Königssohn, in eine Taube verwandelt, fortfliegen muß.
4. Der Kobold (Le prince lutin). Hat eine gute Grundlage. Der Prinz rettet eine Schlange ohne zu wissen, daß eine Fee darunter verborgen ist; diese verleiht ihm aus Dankbarkeit alle Eigenschaften eines Kobolds. Unter andern giebt sie ihm auch ein rotes Käppchen (Nebelkappe), womit er sich unsichtbar machen kann.

[304] 5. Printaniere. Größtenteils Erfindung; einige Züge sind echt, z. B. die Königstochter, die zwanzig Jahre verbor-

*) Nach der Ausgabe im Cabinet des fées. Paris 1785. Bd. 2.

gen leben soll, schaut kurz vor dem Ziel durch eine Öffnung, die so klein ist, daß kaum eine Nadel hindurch kann und wird nun unglücklich. Schön ist auch die Art, wie sich die Bäume in der Not hilfreich beweisen.

6. Rosette. Im deutschen das Märchen von der weißen und schwarzen Braut (Nr. 135) doch sehr abweichend. Eigentümlich aber schön ist der Zug, daß die rechte Braut in ihrem Bett schlafend ins Meer geworfen wird, zum Glück aber nicht untergehen kann, weil es mit Wunderfedern gefüllt ist; doch bedeutender ist das deutsche gewiß, wo der Geist als ein Vogel wieder aus dem Wasser aufsteigt. Zu vergleichen ist die angelsächsische Sage vom König Scyld Scafing (von sceaf, althochd. scoup Schaub), der auf einem Strohbund schlafend angeschwommen kommt; s. Göttinger gel. Anzeigen 1823 Nr. 1.
7. Der goldene Ast (Le rameau d'oir). Wenig gutes und sonst viel Feen- und Schäferwesen nach der Mode jener Zeit.
8. Der Orangenbaum und die Biene (L'oranger et l'abeille). Der erste Teil, der Aufenthalt bei dem wilden Mann und die heimliche Liebschaft, ist modern ausgesponnen; von da an aber, wo die beiden zusammen entfliehen wollen, ist das Märchen echt und schön und offenbar mit dem deutschen vom liebsten Roland (Nr. 56) und den beiden Königskindern (Nr. 113) verwandt. Unter den Verwandelungen auf der Flucht ist die letzte eigentümlich und passend, das Mädchen verwandelt den Liebsten in einen Orangenbaum, sich selbst in eine Biene, von welcher die nachsetzende Hexe so lange gestochen wird bis sie blutend fortgeht.
9. Die gute kleine Maus (La bonne petite souris). In der Art, womit die Maus zuthätig ist und den bösen König quält, hat das sonst eigentümliche Märchen doch Ähnlichkeit mit Mistkäfer, Maus und Heimchen im Pentamerone (3, 5.).
10. Der Widder (Le mouton).*) Eigentlich liegt doch die

*) Dies und die zwei folgenden sind eingerückt in die Novelle von Ponce de Leon.

Sage von Amor und Psyche zu Grund, wie sehr auch das Ganze sich geändert [305] hat. Ähnliche deutsche Märchen sind in der Anmerk. zu Nr. 88 nachgewiesen.

11. Finette Cendron. Erst das Märchen von verstoßenen Geschwistern, ihrer sind hier nicht zwei, sondern drei und sie sind Königskinder, im deutschen Nr. 15, im Pentam. 5, 8; dann aber ist damit auch Aschenputtel verbunden im Pentam. 1, 6, deutsch Nr. 21, bei Perrault Nr. 6. Eben auch hieraus ergiebt sich die Unabhängigkeit, da jede ihre Eigentümlichkeit hat. Schön ist im ersten Teil der Zug, daß die drei Flüchtigen eine Eichel finden, die sie in die Erde stecken und jeden Morgen und Abend begießen, in der Hoffnung sich einmal oben von dem groß gewordenen Bäumchen umschauen zu können.
12. Fortuna (Fortunée). Hat nur echte Einzelheiten, keine echte Grundlage.
13. Babiole. Völlig erfunden wie das folgende.
14. Der gelbe Zwerg (Le nain jaune.*)
15. Die grüne Schlange (Le serpent vert). Verwandt mit den vielfach verschiedenen Märchen von Amor und Psyche; s. Anm. zu Nr. 88.
16. Carpillon. Kein eigentliches Märchen.
17. Der wohlthätige Frosch (La grenouille bien faisante). Wertlose Erfindung.
18. Die Hindin im Wald (La biche au bois). Ein gutes Märchen, das entfernt mit dem deutschen Nr. 11 verwandt ist. Die Königstochter darf vor dem fünfzehnten Jahre das Sonnenlicht nicht sehen, kurz vor der Zeit erblickt sie es und wird in eine Hindin verwandelt; erst, indem sie ihr Liebster, ohne sie zu kennen, auf der Jagd verwundet, erhält sie die menschliche Gestalt wieder.
19. Die weiße Katze (La chatte blanche.**) Ist das deutsche

*) Nr. 14 u. 15 stehen in einer Erzählung Ferenand de Tolède.
**) Dies, so wie alle noch folgenden, in einer Erzählung Le gentilhomme bourgeois.

Märchen von den drei Federn (Nr. 63) und von dem Kätzchen (Nr. 106) verflochten mit dem Rumpelstilzchen (Nr. 55).

20. Fortunat (Belle-Belle ou le chevalier fortuné). Im deutschen Sechse durch die Welt (Nr. 71), im Pentamer. der Dummling (3, 8).

[306] 21. Das Taubenpaar (Le pigeon et la colombe). Sehr ausgesponnen und modernisiert. Echt ist gewiß der Eingang. Die Königstochter wird versteckt und soll nicht aus dem Haus gehen, um dem Riesen nicht in die Hände zu fallen. Wie sie aber ihr geliebtes Schäfchen aus Angst vor dem Wolf schreien hört, vergißt sie die Warnung und lauft heraus. Der Riese steckt sie nun samt dem Wolf, Lamm und noch einigen Tieren in einen Sack und da er mit einem andern Riesen zu kämpfen hat, wirft er den Sack so lange auf einen Baum. Jetzt schneidet das Mädchen den Sack mit seiner Schere auf, macht sich frei, nimmt auch ihr Schäfchen und die andern Tiere mit und nur den bösen Wolf läßt es darin stecken.

22. Die Schöne mit dem Stern (La princesse Belle-Etoile). Unmittelbar aus Strap. 4, 3.

23. Prinz Schwein (Le prince Marcassin). Strap. 2, 1.

24. Der Delphin (Le Dauphin). Strap. 3, 1.

Nachahmer.

Die Märchen, welche nach der Gräfin Aulnoy im Anfang des 18. Jahrh. in ziemlicher Anzahl erschienen, stehen alle viel tiefer und sind fast immer aus leeren Phantasien, ohne Anhalt an eine lebendige Idee hervorgegangen. Namentlich was die Gräfin Mürat (starb 1716) im Cabinet des fées Bd. 1, die Gräfin d'Auneuil (starb 1700), das. Bd. 5, Hr. von Preschac (geb. 1676), das. Bd. 5, als Märchen dichteten, ist ein Gemisch von sogenanntem orientalischen Zauberwesen und modern schäferlichen Liebesgeschichten ohne wahren Gehalt; die Gestalten darin haben kein Leben und keine eigentümliche Natur. Nicht viel günstiger ist über die sogenannten Märchen des Grafen Hamilton (geb. um 1656, gest. 1720), das. Bd. 20, und des Hrn.

von Moncrif (geb. 1687, gest. 1770), das. Bd. 26, zu urteilen. Von den Erzählungen der Fräulein de la Force (geb. um 1650, gest. 1724), das. Bd. 6, verdient nur die zweite, Persinette, einer Erwähnung, es ist Petrosinella im Pentam. 2, 1, doch nach einer sehr schwachen und unvollständigen Überlieferung. Eine Anmerkung zu einer andern Erzählung sagt überdies ausdrücklich nur diese einzige (L'enchanteur überschrieben) sei aus einem Buche genommen, alles übrige aber eigene Erfindung der Verfasserin. [307] In den Märchen der Fräulein L'heritier (geb. 1667, gest. 1737), das. Bd. 12, hat eins, Ricdin-Ricdon, eine echte Grundlage. In der Einleitung stimmt es mit dem deutschen Märchen von den Spinnerinnen (Nr. 14) und geht dann über in Rumpelstilzchen (Nr. 55), doch auch hier ist die Überlieferung mit sichtbarem Schaden zu einem kleinen Roman ausgedehnt. In Bd. 5 steht noch eine Sammlung mit dem Titel Les illustres fées, von welcher der Verf. nicht genannt ist, darin sind zwei Stücke anzumerken, Blanchebelle, mit einem Anklang an das deutsche Märchen die schwarze und weiße Braut (Nr. 135) und der Prinz Guerini, unmittelbar aus Straparola (5, 1) das Geschenk der drei Tiere. Die Zaubergeschichten (Féeries nouvelles) des Grafen Caylus (das. Bd. 24) der in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. schrieb, sind für uns leer und wertlos, und nur in einer Tourlou und Rirette, kommt ein Stück von einem Märchen vor, der gelbe Vogel überschrieben und als eine moralische Fabel eingerückt. Es enthält den Eingang von den zwei Brüdern (Nr. 60). Eine Zauberin wird in einen gelben Vogel verwandelt und gefangen. Ein Reicher kauft ihn dem Mann ab, der ihn gefangen hat, und da er auf dem rechten Flügel die Worte geschrieben findet „wer meinen Kopf ißt wird König, wer mein Herz ißt hat jeden Morgen, sobald er erwacht, hundert Goldstücke;" so läßt er sich von der Frau des armen Mannes den Vogel braten. Diese giebt aber zufällig Kopf und Herz ihren beiden Knaben zu essen, die darauf vor dem Zorn des Getäuschten entfliehen. Der eine wird seines Reichtums wegen ermordet, der andere kommt in ein Reich, wo man eben über die Wahl eines

Königs uneinig ist und auf ein Zeichen wartet. Da sich ihm eine Taube auf den Kopf setzt, so wird er zwar erwählt, doch wegen seiner schlechten Regierung in einem Aufstand ermordet. Es wird daraus die Nutzanwendung gemacht, daß jeder bei seinem Stand bleiben solle, derentwillen aber auch ohne Zweifel diese Entwicklung zugefügt ist. Eine Sammlung von Märchen, Nouveaux contes de fées, deren Verfasser nicht bekannt ist, erschien im Jahre 1718 und noch einmal 1731 und wurde, da beide Ausgaben sich selten gemacht hatten, im Cabinet des fées Bd. 31 wieder abgedruckt. Unter den neun Stücken, aus welchen sie besteht, haben nur drei (das 1., 5. und 9.) einen haltbaren Grund und mögen aus lebendiger Überlieferung herrühren.

[308] 1. Der kleine Laubfrosch (La petite grenouille verte). Ein kranker König verlangt nach einem wunderbaren Vogel, sein Sohn zieht deshalb aus und kommt zu einem Brunnen, wo ein Laubfrosch ihm Bescheid sagt. Er giebt ihm ein Sandkorn und heißt ihn das vor einem Schloß, zu welchem er kommen werde, niederwerfen, davon werde alles was darinnen Leben habe einschlafen. Dann solle er eingehen, das schönste Pferd aus dem Marstall nehmen und eilig zurückreiten. Da aber der Prinz einen Sattel daneben sieht, so will er diesen erst auflegen; davon erwacht alles und er bekommt das Pferd nicht. Zum zweiten giebt ihm der Frosch ein Goldkorn, er soll eine schlafende Jungfrau aus dem Schloß holen, aber diese bittet ihn erst einen Rock anziehen zu dürfen; darüber wacht wieder alles auf. Zum dritten giebt ihm der Frosch ein Diamantkorn, er soll nun den schlafenden Wundervogel samt dem Zweig, worauf er schläft, mitbringen. Das gelingt und der kranke König wird geheilt. Sonst ist noch einiges zugesetzt, scheint aber nicht echt. Das Ganze zeigt Verwandtschaft mit dem deutschen Märchen vom goldenen Vogel (Nr. 57) und ist nur dürftiger.

2. Rot, weiß und schwarz (Incarnat, blanc et noir). Ein König geht im Winter und sieht einen Raben auf den Schnee niederfallen und den weißen Glanz mit seinem Blut be-

spritzen. Da wünscht er sich eine Frau so weiß als Schnee, so rot als das Blut und so schwarzhaarig als das Rabengefieder. Eine Stimme ruft ihm zu, weit weg werde er einen Baum finden, davon müsse er drei Äpfel brechen, die er aber nicht eher, als bis er wieder daheim sei, öffnen dürfe. Er macht sich auf, bricht die Äpfel, kann aber auf dem Rückweg der Neugierde nicht wiederstehen. Er öffnet einen, da tritt eine Schönheit hervor, die ihn bös anblickt und verschwindet. Er öffnet auch noch den zweiten und hat dieselbe Erscheinung. Den dritten hebt er auf und öffnet ihn erst daheim. Da kommt ein Mädchen heraus, so weiß, rot und schwarz, wie er es gewünscht hat, mit dem er sich vermählt und glücklich lebt. Einmal, als er abwesend ist, läßt die alte und böse Schwiegermutter die junge Königin umbringen und ihren Leib in den Schloßgraben werfen. Als der König wiederkommt, weiß sie es so einzurichten, daß er eine andere für seine Gemahlin hält. Doch ist er traurig und als er eines Tags zum Fenster [309] hinaussieht, erblickt er im Wasser einen wunderbaren Fisch, weiß-, rot- und schwarzgefleckt. Er verlangt danach, aber die Alte läßt ihn fangen und der falschen Königin zubereiten. Darauf erhebt sich vor dem Fenster, ungesät und ungepflanzt, ein Baum mit denselben drei Farben. Die Alte läßt ihn verbrennen, allein aus der Asche steigt ein schönes Schloß in die Höhe von roten Rubinen, weißen Perlen und schwarzem Schmelz. Niemand kann die Pforte öffnen als der König, welcher darin die wahre Königin wieder lebendig findet. Man erkennt das Märchen von den drei Citronen im Pentamerone (5, 9), nur lückenhafter und gehaltloser, und eben deshalb von dort nicht entlehnt. Im Eingang stimmt es noch genauer mit dem Raben im Pentamerone (4, 9).

3. Prinz Regenbogen (Le prince Arc-en-ciel). Hat einige wahre Züge und ist mit dem deutschen Märchen vom Löweneckerchen (Nr. 88) und den ital. 5, 3 und 4 im Pentam. zusammen zu halten.

Von den Märchen welche Frau von Beaumont (geb. 1711) in ihr Kinderbuch (Magasin des enfans) eingerückt hat, gehört nur das eine von dem Mädchen und dem Tier (in dem fünften Gespräch) hierher, welches mit dem Löweneckerchen (Nr. 88) verwandt ist; die übrigen sind moralische, wahrscheinlich von ihr selbst erfundene Fabeln. Die Contes de Mad. Villeneuve enthalten einige Märchen, die nach der Übersetzung in der jungen Amerikanerin oder Verkürzung müßiger Stunden auf dem Meer (Ulm 1765) zu Nr. 24 und 88 angeführt sind.

Spanien.

Über das Dasein der Märchen kann kein Zweifel sein. Eine Stelle bei Cervantes die davon spricht, ist oben bei den Zeugnissen angeführt, und ein Bruchstück aus einem Riesenmärchen bei Calderon in den Anmerkungen zu Nr. 112 bemerkt. Die bezauberte Königstochter in einer altspanischen Romanze bei Diez S. 177. Auch scheint eine Stelle in dem Lustspiel „Es ist schlimmer als es war" (Übers. von Malsburg 1, 335) sich auf ein Volksmärchen zu gründen.

---

[310] England, Schottland und Ireland.

Unter den Nachkommen der alten keltischen Bewohner, also unter den Ersen in Ireland, den Galen in Schottland und den später eingewanderten, von den Angelsachsen westlich nach Wales und Cornwales zurückgedrängten keltischen Kimbern oder Kymern lebt ein großer Reichtum von mündlicher Überlieferung. Solche Erzählungen, womit sie noch gegenwärtig, vorzüglich in den Winterabenden, sich unterhalten, heißen Mabinogion Märchen,*) oder hên Chwedlau, alte Sagen, hên Ystoriau, alte Ge-

*) Tales for the instruction of youth übersetzt Davies brittish Druids S. 147. Dagegen Lhuyd (cat. mss. brit. S. 262). Mabinogi (sing.), hoc vocabulum quid sibi velit, hodie non constat. libellus autem sic inscriptus fabulosas quasdam historiolas tradit de optimatibus ali-

schichten. Irische Sagen hat Keating (history of Ireland) mit oft wörtlicher Benutzung alter metrischer Annalen bekannt gemacht;*) insofern sie sich scheinbar noch an die Geschichte binden, gehören sie nicht völlig hierher, doch ist auch vieles darin schon ganz märchenhaft. Z. B. ein König hat Pferdeohren und jeder der ihm die Haare schneidet muß sterben, damit es immer ein Geheimnis bleibt. Einmal erbarmt sich der König eines jungen Mannes, den das Los zum Haarschneiden getroffen hatte, und schenkt ihm das Leben, doch muß er ewiges Stillschweigen angeloben. Indessen drückt ihn das Geheimnis so sehr, [311] daß er krank wird und zu seiner Rettung giebt ein Druide den Rat, einem Baum das Verborgene anzuvertrauen. Nun genest zwar der Jüngling, aber unglücklicherweise läßt sich ein Harfner aus dem Holz des Baums eine Harfe machen und diese, wie sie fertig ist, verrät das Geheimnis, indem sie von selbst tönt und sagt „der König hat Pferdeohren!“ Wobei man natürlich an die ähnliche griechische Sage von Midas und seinem Balbier denkt. In einer andern Erzählung ist es wieder völlig im Stil der Märchen, daß bei der Geburt eines Mädchens Unheil für das Land geweissagt wird und die Ritter daher dessen Tod verlangen, der König sich aber dagegen stellt und es in einen festen Turm setzen läßt, um das Unglück abzuwenden. Indessen entflieht das Mäd-

---

quot Britannis antiquioribus. quod vidimus exemplar in quatuor partes distributum est. Oven citiert in seinem Wörterbuch diese Mabinogion sehr häufig, z. B. v. dadiain, wo er daraus eines Kessels gedenkt, in welchem alles, was hineingethan wird, wieder Leben bekommt. Unter dywyn steht eine Sage von Artus aus derselben Quelle. Die neueste Nachricht darüber (von Cohen) im Quarterly Review 1819. 41, 94. The Welch have their Mabonogion or juvenile amusements of undoubted authencity and antiquity. Some of them are extant in manuscript, others live only in the traditions of the common people. A translation of the former was prepared for the press by Mr. William Owen, to whom Cymric literature is so greatly indebted, but the manuscript infortunately lost before publication. These tales possess extraordinary singularity and interest, and a complete collection of them in the original language is, as Mr. Southey remarks, a desideratum in British literature.

*) Sechs Stücke daraus von W. Lindau übersetzt im Morgenblatt Jahrg. 1810. Nr. 237. 242. 248. 261. Jahrg. 1812. Nr. 78. 104.

chen doch und die Weissagung geht in Erfüllung. Merkwürdig ist hier ein gemeinsamer Zug, als die Jungfrau einmal im Winter mit ihrer Pflegemutter aus dem Turmfenster sieht, schlachtet gerade der Metzger ein Kalb, dessen rotes Blut auf den weißen Schnee fällt, während ein Rabe herzukommt und davon frißt. Bei diesem Anblick ruft sie „hätte ich einen Liebsten, dessen Haut so weiß wäre als dieser Schnee, dessen Wangen so rot als dieses Blut, dessen Haar so schwarz als das Gefieder dieses Raben.“ Weiter aber findet sich keine nähere Übereinstimmung zwischen diesem und dem deutschen Märchen (Nr. 53).

Zwei cornwallisische Mabinogion teilt Ed. Jones (The bardic museum, Lond. 1802 fol. S. 17—30) mit, welche von dem König Pwyll reden. Dieser tauscht mit einem Freund die Gestalt, um dessen Feind zu besiegen und schläft ein Jahr lang in des Freundes Bett, ohne die Frau desselben anzurühren: die Sage von den beiden treuen Freunden, worüber die Anmerkungen zu dem Märchen von den beiden Brüdern (Nr. 60) nachzusehen sind. In der andern Erzählung kommt vor, wie er durch seine Diener einer wunderschönen Jungfrau, die jeden Tag erscheint, nachsetzen läßt, doch keiner auf dem besten Roß sie einzuholen schnell genug ist. Sobald er selbst sie anruft, bleibt sie stehen und bekennt ihre Liebe.

Auch in Lhuyds Archaeologia britanica findet sich ein cornwallisisches Märchen, von dem hier, da es gewissermaßen ein Gegenstück von jenem deutschen ist, worin es dem Hans zu seiner Zufriedenheit immer schlechter geht (Nr. 83), ein Auszug stehen muß. Ivan sagt zu seiner Frau „ich will ausgehen und Arbeit suchen, bleib du einstweilen daheim.“ Er kommt zu einem Landmann, der fragt „was [312] kannst du für Arbeit?“ „Ich kann alle und jede“ antwortet er. Sie werden um drei Pfund Jahreslohn einig. Als das Jahr herum ist, sagt der Herr „höre, ich will dir, statt das Geld zu geben, einen schönen Spruch lehren.“ Ivan willigt ein und der Herr sagt „hüte dich den alten Weg zu verlassen, um einen neuen zu wählen.“ Ivan verdingt sich abermals ein Jahr und erhält am Ende statt des Geldes den

Spruch zum Lohn „hüte dich in ein Haus einzukehren, wo ein junges Weib einen alten Mann geheiratet hat.“ Im dritten Jahr bekommt er den Spruch „laß dir zwei Streiche geben, eh' du einen versetzest.“ Nun will Ivan nicht länger dienen, sondern heim gehen. Der Herr spricht „heut geh nicht, mein Weib backt morgen, sie soll dir einen Kuchen backen, den du für deine Frau mitnimmst.“ In diesen Kuchen verbarg aber der Herr die neun Pfund, die Ivan in den drei Jahren verdient hatte, und als er ihn hinreicht, sagt er „da hast du einen Kuchen, den nimm deinem Weibe mit und wenn ihr recht vergnügt zusammen seid, so schneidet ihn an, aber nicht eher.“ Ivan dankt und wandert fort, unterwegs begegnen ihm drei Freunde, die ihn grüßen und sagen „komm mit uns, wir wollen dich bewirten.“ Sie gehen den neuen Weg, aber Ivan schlägt den alten ein. Wie sie sich ein wenig entfernt haben, hört Ivan, daß sie von Räubern angefallen werden, er schreit also „Räuber! Räuber!“ und verjagt sie damit. Als Ivan wieder mit ihnen auf dem Marktplatz zusammentrifft, so sagen sie „wir haben dir Dank, ohne dich wäre es übel ergangen.“ Sie laden ihn also wieder ein ihr Gast zu sein, wie sie aber in die Herberge kommen, wo die Wirtin jung ist, so sieht sich Ivan erst nach dem Wirt um, und als er diesen in der Küche findet, alt und schwach, den Bratspieß drehend, so ruft er „oho, hier bleibe ich nicht!“ und nimmt seine Herberge im nächsten Haus. Hier gewahrt er durch ein Astloch, wie die Wirtin mit einem Mönch verabredet, den alten Mann zu morden und die That auf die drei Fremden zu schieben, sieht auch wie beide den Mord gleich vollbringen. Ivan hat durch die Öffnung dem Mönch, der sich an die Wand lehnte, ein rundes Stück aus der Kutte geschnitten. Am andern Morgen fängt die Ehebrecherin ein Geschrei an, ihr Mann sei ermordet und zwar von den Fremden, sonst sei niemand in dem Haus gewesen. Die drei sollen schon gehangen werden, da kommt Ivan und erzählt was er gehört und gesehen, und holt zum Wahrzeichen das Stückchen hervor, das er dem Mönch aus der Kutte geschnitten [313] hat. Das Weib und der Mönch werden gehangen. Ivan geht mit den

drei Freunden fort, wo sich der Weg teilt, trennt er sich und geht heim. Es ist schon spät, als er an sein Haus kommt. Er horcht und hört, daß sein Weib zu Bett ist und mit jemand darin spricht. Er greift schon nach dem Dolch, um beide zu töten, da fällt ihm der dritte Spruch ein „erdulde erst zwei Streiche, ehe du einen austeilst.“ Er tritt ein, das Weib freut sich, er heißt sie Licht machen. „Ich hörte noch jemand im Bett“ sprach er. „Es ist ein schönes Knäblein, das ich dir geboren habe; als du weggingst, war ich drei Monat in Hoffnung.“ Iwan wird froh und sagt zu seinem Weib „jetzt sind wir vergnügt, da dürfen wir diesen Kuchen aufschneiden.“ Sie finden das Geld darin und leben fortan so vergnügt, daß nie wieder Hader zwischen sie kommt. Eine vollständige Übersetzung hat Schmeller in Haupts Zeitschrift 1, 417—421 mitgeteilt und auf die Verwandtschaft mit dem lateinischen Gedicht von Rudlieb hingewiesen.

Hier ist auch wohl der schicklichste Platz, der armoricanischen Märchen Erwähnung zu thun, die sich bei jenem Zweig der celtischen Kimbern finden, welche gedrängt von den Angelsachsen, aus Britannien herüber nach Armorica, in die nachherige Bretagne, sich flüchteten. Sie sind durch die französischen Gedichte der Marie de France (herausgegeben von Roquefort. Paris 1820. 2 Bde.), welche im Anfang des 13. Jahrh. lebte und dorther einen Teil ihres Stoffs holte, bekannt geworden. Folgende von ihren Lais gehören hierher.

1. Lai von Gugemer (1, 48). Die Geliebte kann nur das Hemd, das sie gefaltet und dem Liebsten mitgegeben hat, auseinander legen. Der Geliebte kann nur die Knoten, die er am Gürtel geknüpft hat, auflösen. Er hat eine weiße Hirschkuh verwundet, die ihm dafür Unglück wünscht. Ein Auszug schon bei Le Grand d'Aussy Fabliaux 3, 251.
2. Lai von der Esche. Das Märchen von der wahren Braut (Nr. 135).
3. Lai von Bisclavaret (1, 178). Märchen von einem Werwolf. Wenn er sich in einen Mensch verwandelt, darf niemand zusehen.

[314] 4. Lai von Ywenec (1, 282). Der Geliebte kommt in Gestalt eines Vogels in den Turm zu der Liebsten und wird von hinterlistig aufgestellten Messern zerschnitten. Sie folgt der Blutspur. Das Märchen von dem blauen Vogel bei der Gräfin Aulnoy (Nr. 3).

In dem eigentlichen England und in den schottischen Niederungen, wo die aus der Mischung der angelsächsischen mit der französischen gebildete Sprache herrscht, mag die Quelle der lebendigen Sage nicht weniger reichhaltig fließen, indem zu der altgalischen hinzukam, was der deutsche Stamm der Angelsachsen einführte, so wie auch von den Dänen manches mag übergegangen sein. Wahrscheinlich sind die deutschen Märchen im ganzen auch dort einheimisch, bei einigen, dem Froschkönig (Nr. 1) und dem Machandelbaum (Nr. 47), ist es aus gelegentlich von Leyden im Wörterbuch mitgeteilten Bruchstücken nachgewiesen: von dem singenden Knochen (Nr. 28) giebt es in Schottland ein Lied, und der goldene Vogel (Nr. 57) scheint schon angelsächsisch niedergeschrieben zu sein. Jamieson hat in den Northern antiquities 1814. S. 397—403 (vergl. dessen Popular ballads 1, 217) ein mit Versen untermischtes Märchen bekannt gemacht, welches in einem bei Musäus sein Gegenstück findet und mit einem dänischen Lied (Kämpe Viser 1, 218) noch näher zusammen zu hangen scheint; im Shakespeare wird es erwähnt. Nur ist bisher wenig aufgefaßt oder mitgeteilt worden.*) In der Litteratur ist dieses Fach mit Übersetzungen aus dem Französischen ausgefüllt worden. In Gullivers Lilliputian library stehen sechs Märchen, die aber aus der Aulnoy genommen sind. Die gegen-

---

*) Es wäre möglich, daß folgende Werke, die wir uns nicht haben verschaffen können, keine bloße Übersetzungen, sondern etwas eigenes enthielten, wahrscheinlich ist es aber nicht. A new collection of fairy tales. 1750, 2 Bände in 12. Queen Mab, a collection of entertaining tales of the fairies 1770 in 12. The pleasing companion, a collection of fairy tales. 1788. Fairy tales, selected from the best authors. 1788 2 Voll. Nur Gedichte und Balladen enthalten die Tales of Wonder by Lewis.

wärtig das Bedürfnis versorgende und daher oft aufgelegte Sammlung von Benjamin Tabart*) ist eine leichte Arbeit, die meist aus französ. [315] Übersetzungen nach Perrault, der Gräfin Aulnoy, der Frau von Beaumont, der 1001 Nacht besteht; auch sind andere bekannte Erzählungen wie von dem englischen Räuber Robin Hood, von welchem es auch Volkslieder giebt, eingerückt. Eigentümlicher und echt englischer Märchen finden sich nur drei darin, die indessen auch gut und merkwürdig sind und eine nähere Anzeige verdienen. 1. Hans der Riesentöter (Jack the giant killer 3,1—37). Hans ist der Sohn eines Landmanns in Cornwallis und weiß durch List die Riesen in England zu besiegen. Der erste ist Cormoran. Hans gräbt in des Riesen Weg eine tiefe Grube und bedeckt sie mit Reisern und Stroh; dann bläst er sein Hörnchen. Der Riese, in seiner Ruh gestört, kommt heran, fällt in die Grube und wird getötet. Hans erhält nun von der Obrigkeit zur Belohnung ein Schwert und einen Gürtel, worauf mit goldenen Buchstaben gestickt ist

„dies ist der tapfere cornische Mann,
der schlug den Riesen Cormoran."

An diesem Gürtel wird er von dem Riesen Blunderborn erkannt, der ihn schlafend findet und in sein Waldschloß trägt. Dort schließt er ihn ein und geht einen andern Riesen, seinen Bruder, zu holen. Hans sieht aus seinem Fenster beide zurückkommen und da es gerade über dem Thore ist, so wirft er einem jeden beim Eintritt eine Schlinge um den Hals und erdrosselt sie. In dem Schloß findet Hans drei Frauen, lebend an ihren Haaren aufgehängt, weil sie nicht von dem Fleisch ihrer ermordeten Männer essen wollten. Er macht sie los und schenkt ihnen für ihre Leiden das

*) Vor uns liegt Tabarts collection of popular stories for the nursery, Newly translated and revised from the french, italian and old-english writers. Lond. 1809. 4 Bände in 12. Eine neue Auflage hat den Titel Fairy tales, or the Lilliputian Cabinet, containing twentlyfour choice pieces of fancy and fiction, collected by Benjamin Tabart. Lond. 1818. Eine ausführliche und lesenswerte Recension (von Francis Cohen) im Quarterly Review 1819. Nr. 41. S. 91—112.

ganze Schloß. Der dritte Riese stellt sich freundlich und verbirgt seine Bosheit. Hans kehrt als ein Wanderer bei ihm ein und bittet um ein Nachtlager. Er kann aber nicht schlafen und hört neben im Gemach den Riesen auf- und abschreiten und mit sich sprechen „der daneben schläft, soll das Tageslicht nicht wieder erblicken: meine Keule soll dir das Gehirn einschlagen.“ „Pfeifst du aus dem Ton,“ sagt Hans, [316] „aber wart, wir wollen sehen wer der klügste ist,“ springt auf, legt ein großes Scheit Holz an seinen Platz ins Bett und versteckt sich in eine Ecke des Zimmers. Um Mitternacht kommt der Riese, thut ein paar gewaltige Schläge aufs Bett und geht wieder fort. Am Morgen als Hans, den der Riese zerschmettert glaubt, ganz heil und gesund zu ihm tritt, erschrickt er und sagt „ei, seid ihr's, nun wie habt ihr geschlafen, habt ihr etwas gesehen oder gehört?“ „Nichts der Rede wert, eine unruhige Ratte, glaub ich, gab mir drei oder vier Schläge mit ihrem Schwanz, ich schlief aber gleich wieder ein.“ Der Riese, ganz verwirrt, läßt eine große Schüssel mit Pudding zum Frühstück bringen. Hans denkt, der Riese soll doch nicht sehen, daß ich nicht so, wie er, essen kann und steckt die Bissen heimlich in einen ledernen Sack, so daß der Riese nicht anders meint, als er schlucke sie hinunter. Nach dem Essen sagt er zu dem Riesen „jetzt will ich euch ein Kunststück zeigen, ich heile alle Wunden in einem Augenblick; ich könnte mir, wenn ich Lust hätte, den Kopf abschneiden und ohne Schaden wieder aufsetzen.“ Dann schneidet er sich den ledernen Sack an seinem Leib auf (als schnitte er den Magen auf) und läßt den Pudding auf die Erde rollen. Der Riese beschämt, will ihm das nachthun und sticht sich das Messer in den Leib, so daß er gleich tot hinfällt. Hans begiebt sich jetzt in den Dienst eines Königssohns, der so großmütig ist, daß er alles weggiebt. Als er seinen letzten Pfennig einem alten Weibe gereicht hat, weiß er nicht, wo er die Nacht zubringen soll. „Seid ohne Sorge,“ spricht Hans, „zwei Meilen von hier wohnt ein Riese, der hat drei Köpfe und will mit fünfzehnhundert gewaffneten Männern es aufnehmen und sie in die Flucht schlagen.“ „Ach,“ antwortete der Prinz, „wir werden kaum einen

von seinen hohlen Zähnen ausfüllen.“ „Herr, laßt mich gewähren,“ spricht Hans. Hans reitet in aller Eile zu dem Riesen, „lieber Öhm,“ redet er ihn an, „der Königssohn kommt mit zweitausend bewaffneten Männern, die wollen dich töten und dir deine Burg zerstören.“ „Lieber Vetter,“ antwortet der Ungeschlachte, „ich habe ein Gewölbe unter der Erde, dahinein verschließ mich und bewahr den Schlüssel, bis der Königssohn vorbei ist.“ Hans läßt sich das nicht zweimal sagen; nachdem der Riese eingeschlossen ist, holt er den Prinzen in das Schloß und beide thun sich gütlich. Den nächsten Morgen giebt erst Hans dem Prinzen noch Gold und Silber, begleitet ihn drei Meilen und reitet dann zurück, seinen Öhm wieder aus [317] dem Gewölbe zu befreien. Dieser will ihm den geleisteten Dienst lohnen, Jack verlangt dafür einen Mantel, der unsichtbar macht, eine Kappe, welche Weisheit verleiht, ein Schwert, das alles zerschneidet, und ein paar Schuhe von großer Schnelligkeit, womit Hans bald seinen Herrn wieder eingeholt hat. Sie kommen am Abend zu einer schönen Jungfrau, welche sie wohl empfängt und bewirtet, die aber in der Gewalt eines Zauberers steht. Nach dem Essen nimmt sie ein Tuch, wischt sich den Mund und spricht „Herr, ihr müßt euch dem Gesetze des Hauses fügen, morgen früh müßt ihr mir sagen können, wem ich dieses Tuch gebe, oder ihr müßt den Kopf verlieren.“ Hans setzt seine Weisheitskappe auf und erfährt, daß die Jungfrau durch die Kraft der Zauberei gezwungen wird, jede Nacht mit einem bösen Zauberer im Walde zusammen zu treffen. Alsbald hängt er seinen Mantel der Unsichtbarkeit um und eilt auf den Schuhen der Schnelligkeit fort, so daß er früher als die Jungfrau im Walde ist. Wie sie kommt, reicht sie dem Zauberer das Tuch, aber Hans haut mit seinem Schwert, dem nichts widersteht, alsbald ihm das Haupt ab, wodurch der Zauber vernichtet und die schöne Jungfrau befreit wird, mit welcher sich der Königssohn vermählt. Hans kann nicht lange ruhig sein, er macht sich wieder gegen die Riesen auf. Bald erblickt er auch einen Riesen, der einen Jüngling und eine Jungfrau an den Haaren trägt. Hans, unsichtbar, haut auf den Riesen los, so weit er mit seinem

Schwert reichen kann, und haut ihm unter den Knieen so in die Beine, daß er niederfällt, wobei die Erde zittert und die Bäume beben. Hans schlägt ihm nun den Kopf ab. Die Befreiten laden ihn ein, er will aber erst des Riesen Höhle besuchen. Vor dem Eingang derselben sitzt der Bruder des Riesen auf einem Block von Bauholz, seine eiserne Keule neben sich. Hans, unsichtbar, tötet ihn und sendet dem König die Häupter der beiden Riesen. In der Höhle befreit er eine Menge Gefangener, wovon der Riese, wenn ihm die Lust ankam, den fettesten zu schlachten und zu essen pflegte. Hans teilt die Schätze des Riesen unter diese aus. Als Chundel, ein zweiköpfiger Riese, den Tod der beiden Verwandten hört, macht er sich auf, Rache zu nehmen. Hans ist gerade auf einem Fest bei jenen beiden, die er befreit hat, als er hört, daß der Riese kommt. Das Haus ist mit einem Graben umgeben, Hans läßt die Brücke darüber in der Mitte durchschneiden und lauft dann unsichtbar dem Riesen entgegen. Dieser wittert ihn ohne ihn zu sehen und ruft

[318] „fa, fe, fi, fo, fum,
ich schmeck Blut von einem englischen Mann,
sei er lebend, sei er tot,
will mahlen seine Knochen, draus machen mein Brot."

Jetzt thut Hans seine Schnellschuhe an und wirft seinen Mantel ab, so daß ihn der Riese sehen kann. Dann fängt er an zu laufen, der Riese, gleich einem wandelnden Turm, hinter ihm her. Hans lauft ein paarmal um den Graben zur Belustigung der Zuschauer, dann über die Brücke, der Riese folgt ihm nach und da diese schon eingeschnitten ist, bricht sie unter seiner Wucht zusammen, und er stürzt hinab ins Wasser. Hans wirft ihm ein Seil um die beiden Köpfe, läßt ihn durch ein Gespann Pferde heraufziehen und haut ihm die Köpfe ab, die er dem König schickt. Endlich besiegt Hans noch einen Riesen, der einem Zauberer dient, welcher alle, die er in seine Gewalt bekommt, in Tiere verwandelt. Vor dem Eingang zu seiner Burg liegen ein paar Drachen, aber Hans geht unsichtbar hindurch und findet eine goldene Trompete; wer auf dieser blasen kann, richtet den Riesen zu Grund. Hans bläst,

daß die Thüren aufspringen und die ganze Burg erbebt. Der Riese und der Zauberer kommen demütig, jener wird getötet und dieser von einem Wirbelwind fortgetragen.

Hans ist kein anderer als in den deutschen Märchen der tapfere Schneider (Nr. 20), welcher durch seine List die Riesen in Schrecken setzt und besiegt, obgleich in den Begebenheiten selbst nur der eine Zug übereinstimmt, daß er nachts, als der Riese ihn totschlagen will, diesen täuscht und sich vorher aus dem Bett macht.

2. Leben und Abenteuer des Tom Däumling (The life and adventures of Tom Thumb 3, 37—52. Schon 1621 erschien Tom Tumbe the Little). Tom Däumling ist so groß als seines Vaters Daumen, wie seine Mutter es gewünscht hatte, wächst auch nicht mehr. Feen begünstigen ihn und kleiden ihn: ein Eichblatt ist sein Hut, sein Hemd von Spinnegeweb und Distelflaum, seine Strümpfe von Apfelschalen, seine Schuhe von Mäusehaut. Dabei ist er aber klug und verschlagen. Im Kinderspiel mit Kirschensteinen kriecht er in die Säcke seiner Kameraden und holt sich neuen Vorrat, wenn er den seinigen verloren hat; doch einmal wird er erwischt. Der Bestohlene bindet ihm den Faden des Sacks um den Nacken und schüttelt ihn nun mit den Steinen, die ihn gewaltig zerschlagen. Einmal rührt seine Mutter Pudding ein, er steigt neugierig [319] auf den Rand der Schüssel und fällt hinein, ohne daß sie es merkt. Er wird mit ins heiße Wasser gethan und arbeitet sich in dem Teig herum, so daß seine Mutter glaubt, der Pudding wäre behext und ihm einem vorbeigehenden Kesselflicker schenkt. Der Däumling, sobald er den Teig aus dem Munde bringen kann, fängt laut an zu schreien. Der Kesselflicker voll Furcht wirft den Pudding über eine Hecke, er springt entzwei und Tom, erlöst, kehrt zu seiner Mutter heim, die ihn küßt und zu Bett legt. Als sie beschäftigt ist die Kuh zu melken, bindet sie ihn mit etwas Zwirn an eine Distel, damit ihn der Wind nicht wegwehe. Eine Kuh nimmt ihn aber samt der Distel ins Maul. Während sie kaut, schreit der Däumling in gewaltiger Angst vor den großen Zähnen, die ihn zu zermalmen drohen „Mutter!

Mutter!" „Wo bist du lieber Tom?" ruft sie. „Ach, hier im Maul der roten Kuh." Die Kuh, über den wunderlichen Lärm in ihrem Schlund erschrocken, öffnet den Mund und läßt ihn wieder herausfallen. Der Vater macht ihm eine Peitsche von Gerstenstroh, damit das Vieh zu treiben. Eines Tags pickt ihn ein Rabe mit einem Korn in einer Furche auf und fliegt mit ihm auf die Zinne einer Riesenburg nach der Seeseite und läßt ihn da liegen. Der Riese findet ihn und schluckt ihn samt seinen Kleidern als eine Pille, speit ihn aber wieder in die See, wo ihn ein großer Fisch verschlingt. Der Fisch kommt auf die Tafel des Königs, und als er aufgeschnitten wird, erscheint zu aller Freude der kleine Däumling. Der König macht ihn zu seinem Zwerg. Wenn er ausreitet, nimmt er ihn in die Hand, und wenn Regenschauer kommen, kriecht Tom so lange in des Königs Westentasche. Der König erlaubt ihm seine Eltern zu besuchen und aus seinem Schatz so viel mitzunehmen, als er tragen kann. Der Däumling nimmt mit vieler Mühe ein drei Pfennigstück in einem Beutlein auf seinen Rücken und geht an der halben Meile zwei Tage und zwei Nächte; seine Mutter findet ihn halb tot vor der Thüre. Er wird mit Freuden aufgenommen, besonders da er eine so große Summe Geldes mitbringt. Sie setzen ihn in einer Wallnußschale ans Feuer und bewirten ihn drei Täge lang mit einer Haselnuß, was ihm übel bekommt, da er sich dabei übernimmt, denn sonst hätte sie ihm für einen ganzen Monat genügt. Der Däumling kann, da es geregnet hat, nicht zurückreisen, seine Mutter setzt ihn daher auf ihre Hand und bläst ihn mit einem Atem nach dem Hofe des Königs zurück. Als er dort krank wird, [320] kommt die Fee und nimmt ihn mit ins Feenland, wo er sich wieder erholt und erquickt. Als er ganz gesund ist, muß ihn ein sanfter Wind zurück an den Hof des Königs treiben. Unglücklicherweise trägt gerade der Koch eine Schüssel voll Suppe für den König daher, der Däumling plumpt mitten hinein, so daß die Brühe dem Koch in die Augen spritzt. Zum Glück erblickt er einen Müller, der mit offenem Maule da steht, Tom thut einen Satz und springt ihm ins Maul, ohne daß es jemand merkt. Er macht Lärm in

des Müllers Hals, dieser, in Furcht behext zu sein, läßt einen Arzt kommen. Tom tanzt und singt, dem Arzt wird Angst, er schickt nach andern, indessen gähnt der Müller einmal, da thut Tom wieder einen Satz mitten auf die Tafel. Der Müller, ganz ärgerlich, packt ihn und wirft ihn zum Fenster hinaus in einen Fluß, wo ihn ein Lachs alsbald aufschnappt. Der Lachs gerät in die Hände eines Kochs, der den armen Tom beim Aufschneiden des Fisches findet. Er eilt damit zum König, der hat aber Geschäfte und bestimmt einen andern Tag, wo er den Zwerg sehen will. Der Koch setzt ihn also in eine Mäusefalle, wo er eine ganze Woche hinter dem Draht piept. Der König läßt ihn nun wieder zu sich holen, verzeiht ihm, macht ihn zum Ritter und giebt ihm Kleider, ein Hemd von Schmetterlingsflügel, Stiefel von Küchleinsfell; sein Degen ist eine Schneiders Nadel und sein Pferd eine Maus. Er reitet mit dem König auf die Jagd, eine Katze erwischt einmal die Maus und den kleinen Tom und springt damit auf einen Baum, aber Tom zieht tapfer sein Schwert und greift die Katze an, bis sie ihn fallen läßt. Der König und seine Herrn eilen ihm zu Hilfe, einer nimmt ihn in seinen Hut, aber Tom ist übel zugerichtet von den Krallen der Katze. Die Fee holt ihn wieder und behält ihn einige Jahre bei sich, darauf schickt sie ihn, in ein reines Blatt gekleidet, fliegend hinab auf die Erde, wo ein anderer König herrscht. Dieser ist entzückt von ihm, läßt ihm einen kleinen Sessel machen, weil er mit ihm an der Tafel sitzen soll: ferner ein spannehohes Haus von Gold, worin er wohnen soll; auch giebt er ihm eine Kutsche, die von Mäusen gezogen wird. Die Königin, über diese Gunst eifersüchtig, beschließt sein Verderben und klagt ihn beim König an, daß er sich ungebührlich betragen habe; der König gerät in Zorn, Tom kriecht in ein leeres Schneckenhaus und liegt da bis er fast verschmachtet ist. Da schaut er heraus und sieht einen Schmetterling, der ausruht. Tom setzt sich [321] rittlings auf, der Schmetterling erhebt sich und fliegt fort, zuletzt an den Hof des Königs. Alle wollen ihn haschen, aber sie können nicht. Doch Tom, da er nicht Zaum und Sattel hat, rutscht herab und fällt in Schmand, wo er beinahe

ersäuft gefunden wird. Er soll nun hingerichtet werden, da dies nicht sogleich geht, wird er in eine Mäusefalle gesperrt: eine Katze zerbricht die Falle und der Däumling wird frei. Doch eine Spinne, die ihn für eine Fliege ansieht, setzt ihm zu: er zieht sein Schwert und kämpft ritterlich, aber der giftige Atem der Spinne tötet ihn und sie saugt ihm sein Blut aus.

Im Deutschen entspricht das Märchen von Daumesdick (Nr. 37) und dem Schneider Daumerling (Nr. 45).

3. Jack und der Bohnenstengel (Jack and the beanstalk. 4, 108—136). Jack, der einzige Sohn einer armen Witwe, hört auf nichts was ihm seine Mutter sagt, ist darum sorglos, ungezogen, aber nicht bösartig. Sie giebt ihm eine Kuh, das letzte was sie hat, um sie zu verkaufen. Jack vertauscht sie einem Metzger für ein paar bunte Bohnen. Als er damit heim kommt, wirft sie die Mutter unwillig weg, einige fallen in den Garten, und am folgenden Morgen sieht Jack mit Erstaunen, daß sie aufgegangen und wunderbar gewachsen sind. Die Stengel, ganz dick und ineinander geflochten, bilden eine Leiter, deren Ende Jack nicht ersehen kann und die bis in die Wolken zu reichen scheint. Gegen seiner Mutter Willen steigt er hinauf und kommt nach einigen Stunden ganz erschöpft zu der Spitze. Er findet eine fremde Gegend ohne Baum, Strauch, Haus, auch keine lebende Kreatur, bloß Stücke roher Steine liegen hier und da. Er geht fort, begegnet endlich einer alten, armen und zerlumpten Frau; sie ist aber eine Fee und erzählt ihm von seinem Vater, von dem Jack noch nie etwas gehört hat. Ein böser Riese hatte ihn aus Neid, weil er ein guter Mann war, der seinen Reichtum mit Dürftigen teilte, ums Leben gebracht und seine Schätze weggenommen. Jack war noch ein Kind, ihm und der Mutter schenkte der Riese nur unter der Bedingung das Leben, daß sie die Unthat nie jemand offenbare. Die Fee war es, die Jack angetrieben hatte, die Bohnen einzuhandeln und welche die Leiter daraus hatte wachsen lassen. Der Riese, sagt sie ihm, wohne in der Nähe, er solle seinen Vater an ihm rächen und seine Schätze wiedernehmen. Jack macht sich auf, am Abend kommt er an des Riesen

Haus, die Frau steht [322] vor der Thüre. Sie ist gutmütig und verbirgt ihn im Ofen vor dem Menschenfresser. Der Riese kommt heim und wittert die frische Speise, aber die Frau beruhigt ihn. Nach dem Essen sagt er zu ihr „bringe mir die Henne". Sie bringt eine Henne, die goldene Eier legt. Der Riese vergnügt sich daran, bis er einschläft und schnarcht. Jetzt kriecht Jack hervor, packt die Henne und eilt damit fort. Er findet auch glücklich den Weg zum Bohnenstengel und bringt den Schatz seiner Mutter, so daß sie jetzt ohne Sorgen leben. Jack macht sich zum zweitenmal die Bohnenleiter hinauf, doch so verkleidet, daß ihn die Riesenfrau nicht erkennen kann; sie steht an der Thüre und versteckt ihn wieder. Es geht wie das vorige Mal, Jack nimmt dem schnarchenden Riesen zwei Beutel weg, einen mit Gold, den andern mit Silber. Zwar fängt ein Hündchen an zu bellen, aber Jack beschwichtigt es mit einem Brocken und kommt glücklich mit der Beute heim. Seine Mutter findet er krank aus Kummer über seine Abwesenheit, doch erholt sie sich bald wieder. Eine Zeitlang bleibt er bei ihr, zuletzt kann er nicht widerstehen und steigt zum drittenmal die Bohnenleiter hinauf. Der Riese läßt sich nach dem Essen eine Harfe bringen, die von selbst spielt; nachdem er eingeschlafen ist, kommt Jack hervor und nimmt sie weg. Aber die Zauberharfe ruft „Meister, Meister, Meister!" Der Riese erwacht, noch trunken, kann er anfangs sich nicht auf den Beinen halten, doch taumelt er ihm endlich nach. Jack aber langt zuerst bei der Bohnenleiter an und ruft oben schon nach einem Beil; wie er unten ist, nimmt er es gleich und hackt die Bohnenstengel entzwei, so daß der Riese, der eben daran herabsteigt, sich tot fallen muß. Vergl. das Märchen von dem himmlischen Dreschflegel (Nr. 112).

Dänemark und Schweden.

Manche nordische Sage hat schon einen ganz märchenhaften Anstrich bekommen, wie etwa die Erzählung von Bodvar Biarke und seinen Brüdern (in der Hrolf Krages Sage, s. Müllers

Sagenbibl. 2, 505), oder von Illuge (das. 656); auch ist die Anm. zu dem Märchen, wo einer fürchten lernt (Nr. 4), und zu Sneewitchen [323] (Nr. 53) nachzusehen. Das Märchen vom Feuerfunken in der Blomsturwalla Saga (Altd. Wälder 3, 284). Indessen gehört eine weitere Ausführung dieser Bemerkung an einen andern Ort.

In dem heutigen Dänemark sind nach mündlicher Versicherung Thieles etwa dieselben Märchen im Umlauf, die in Deutschland bekannt sind; in der Vorrede zu dem ersten Teil seiner dänischen Sagen S. 3 führt er selbst einige an, und teilt daselbst S. 47 ein unserm Märchen von den Wichtelmännern (Nr. 39, 3) sehr ähnliches mit. Einen märchenhaften Grund enthalten auch jene Volkslieder, die in der neuen Ausgabe der Kämpeviser in der zweiten Abteilung des ersten Bandes (S. 175—352) vorkommen; des Liedes vom Meermann Rosmer wird noch bei den drei Schwestern des Musäus besonders gedacht werden.

In Schweden hat man Übersetzungen der französischen Märchen von Perrault und der Gräfin Aulnoy, von welcher namentlich der blaue Vogel beliebt und daher oft als fliegendes Blatt gedruckt ist. Es scheinen aber auch dort die deutschen Märchen im Gang zu sein; einige nähere Nachrichten verdanken wir H. R. v. Schröter, der folgende in Schweden selbst aus dem Mund des Volks aufgezeichnet hat.

1. Brüderchen und Schwesterchen. In Upland, deutsch Nr. 11. Viel dürftiger und ohne besondere Eigentümlichkeiten. Die ermordete Königin kommt in der Donnerstagnacht im weißen Kleid und mit einer langen rasselnden Kette. Zu ihrem Hündchen, das in die Küche sich verkrochen hat, sagt sie „hast du nichts zu essen?“ da giebt ihr das Hündchen ein paar Bissen Brot. Sie fragt weiter „was macht mein kleines Kind?“ „Das schläft.“ „Liegt der Hexe Tochter in meines Liebsten Arm?“ „Nein.“ Sie geht seufzend fort und kommt in der nächsten Donnerstagnacht wieder. Zum drittenmal weint sie bitterlich und sagt „dies ist das letzte Mal, errettet mich niemand, so bin ich dem Meerweib verfallen“. Da er=

löst sie der König, der gelauscht hat, indem er ihre Kette zerhaut. Die falsche Königin wird in geschmolzenes Blei geworfen. Besser bei Cavallius S. 144.

2. Die drei Feen. Aus Ostgotland, deutsch Nr. 63. Die drei Aufgaben sind das feinste Linnen, der beste Hund und die schönste Frau. [324]

3. Das Erdmännchen. Ganz mit dem deutschen (Nr. 91) übereinstimmend. Eine gemeine und schlechte Bearbeitung ist gedruckt En ikke alldeles ny men dock sällsam historia om Lunkentus (so heißt nämlich das Erdmännchen). Jönköping 1818.

4. Der Graumantel. Aus Ostgotland. Ein König hat drei Töchter und liebt vorzüglich die jüngste. Einmal verirrt er sich im Wald, wo er hinaus will, immer tritt ihm ein Mann in grauem Mantel entgegen. „Wenn du fort willst," sagt er, „so gieb mir das erste lebende Wesen, was dir bei deiner Ankunft begegnet." Der König denkt, „das wird wie immer mein Windspiel sein," und sagt „ja". Es ist aber seine jüngste und liebste Tochter. Er schickt die beiden ältesten dem Graumantel nacheinander in den Wald hinaus, aber dieser sendet jede reich beschenkt zurück. Graumantel erhält nun die jüngste, führt sie in ein prächtiges Schloß und schenkt ihr alle Herrlichkeiten darin, nur verbietet er ihr eine einzige Luke im Fußboden des Zimmers zu öffnen. Er zeigt sich nur beim Essen, wo er sie bedient; nachts im Traum erscheint ihr ein schöner Jüngling. Einmal als Graumantel abwesend ist, überwältigt sie die Neugierde, sie öffnet die Luke und sieht darunter gerade den Graumantel stehen. Indem kommt er auch aus der Ferne daher gegangen und fragt zornig „was hast du unter der Luke gesehen?" Sie kann vor Schrecken nicht antworten und fällt wie tot zur Erde nieder; beim Erwachen ist das Schloß mit allen Herrlichkeiten verschwunden und sie befindet sich in einer Wildnis. Hier erblickt sie auf der Jagd ein König und nimmt sie mit und wegen ihrer Schönheit macht er sie zu seiner Gemahlin.

Wie sie aber bei der Trauung ja gesagt hat, vergeht ihr die Sprache und sie wird stumm. Sie bringt einen Sohn zur Welt, Graumantel erscheint und fragt was sie unter der Luke gesehen habe? und da sie vor Schrecken nicht antwortet, so nimmt er das Kind mit und macht ihr den Mund blutig. Ebenso beim zweiten Knaben; das läßt der König noch hingehen, als aber beim dritten Mal sich dasselbe ereignet, so soll sie als Hexe verbrannt werden. Schon steht sie auf dem Scheiterhaufen, da erscheint der Graumantel und fragt abermals „was hast du in der Luke gesehen?“ Sie überwindet da ihre Angst und sagt „dich sah ich, du abscheulicher Graumantel“. In demselben Augenblick fällt der graue Mantel wie Asche zusammen und der schöne Jüngling, [325] den sie im Traum gesehen, steht vor ihr. Er nimmt sie mit auf sein Schloß, wo sie ihre drei Kinder findet und erzählt ihr, eine Waldfrau, deren Liebe er verschmäht, habe ihn so verwandelt, daß sein Leib unsichtbar, nur der graue Mantel sichtbar sein solle; und erlöst könne er nur werden, wenn eine Königstochter mit ihm getraut würde, ihn liebe und drei Söhne mit ihm zeuge, ihn gleichwohl so hasse, daß sie vor seinem Anblick erschrecke und sich abwende. In einer etwas süßlichen Bearbeitung gedruckt, Grå kappan eller bedröflig och mycket angenäm historia om den däjelige Prinsen Rosimandro. Nyköping 1818. Aber gut erzählt bei Molbech Nr. 14. Hängt mit dem deutschen Löweneckerchen (Nr. 88) und dem Marienkind (Nr. 3) zusammen.

Deutschland.

1. Märchen einer Amme. 1764. Ist uns wie das folgende bloß dem Titel nach bekannt, beide enthalten wahrscheinlich nur Übersetzungen aus dem Französischen.
2. Romane und Feyenmärchen. Glogau 1770.
3. Einige Feenmärchen für Kinder. Berlin 1780. Übersetzungen aus dem Französ. des Perrault und der Gräfin Aulnoy.

3a. Wintermärchen bei langen Winterabenden zu erzählen. Basel 1780. Sommermärchen. Das. 1783. Nur der Titel wird in der allgemeinen deutschen Bibliothek angegeben.

4. Volksmärchen der Deutschen von Musäus. Gotha 1782.

Musäus bearbeitete eigentlich Volkssagen, so wie nachher Ottmar und Frau Naubert, von welchen deshalb hier so wenig die Rede sein kann, als von andern Sammlungen ähnlicher Art; doch gab er ihnen manchmal märchenhafte Einkleidung. Märchen in dem Sinne unsers Buchs sind folgende.

a. Die drei Schwestern Tl. 1. Im Pentam. (4, 3).
Die drei Könige, einfacher und reiner. Die Episode vom Zauberer Zornebock scheint ein Zusatz von Musäus, sonst stimmt es im ganzen ziemlich mit dem ital. Märchen, wiewohl man deutlich sieht, daß Musäus dieses nicht [326] gekannt hat. Im Dänischen haben die Lieder vom Meermann Rosmer (Kämpe Viser 1, 218—233) denselben Grund, womit ein schottisches Märchen bei Jamieson (s. oben) wiederum übereinstimmt; beidesmal heißt der Bruder, der die Schwestern befreit, Roland, womit Reinald bei Musäus zusammenkommt. In den Popular ballads 1, 217 macht Jamieson folgende Anmerkung zu der Übersetzung des dänischen Liedes it may be observed, that there is a striking resemblance between the story of Rosmer Hafmand and the romance of child Rowland (not yet entirely lost in Scotland), wich is quoted by Mad Tom in Shakespeare:

Child Rowland to the dark tower came (the fairy comes in)
with fi, fi, fo and fum!
I smell the blood of a british man!
be he dead, be he living, wi' my brand,
I'll dash his harns frae his harn-pan.

Wie in dem Märchen der Adler, so reicht im Schah Nameh der Riesenvogel Simurg dem Knaben Sal aus seinem Gefieder eine Feder, wenn er in Not sei, solle er

sie ins Feuer werfen (auch das Reiben im Märchen soll sie entzünden), und auf der Stelle werde er ihm durch die Wolken zu Hilfe geflogen kommen (Fundgruben 3, 63).

b. Richilde Tl. 1. Unser Sneewitchen (Nr. 53).

c. Rolands Knappen Tl. 1. Hat einige Verwandtschaft mit Nr. 36 und 54.

d. Ulrich mit dem Bühel Tl. 4.

Die Sage von dem Huhn mit dem goldenen Ei ist gut erzählt und mit der von zwei Freiern, dem verwachsenen und höckerichten verknüpft. Darin der alte Hexenreim

„winde dich in ein Knauel!
runde dich wie ein Plauel!"

e. Die Nymphe des Brunnens Tl. 2. Verwandt mit Aschenputtel (Nr. 21). Frau Holle (Nr. 24) und Allerleirauh (Nr. 65).

[327] 5. Kindermärchen aus mündlichen Erzählungen gesammelt. Erfurt 1787.

Die Angabe auf dem Titel ist richtig, es liegen mündliche Überlieferungen zu Grund, allein sie sind dürftig und die Erzählung ist ungeschickt und schlecht. Nur vier Stücke.

a. Das Vögelchen mit dem goldenen Ei S. 1—57. Der Eingang aus den beiden Brüdern (Nr. 60), die Folge aus dem Märchen vom Krautesel (Nr. 122), ohne einen eigentümlichen Zug; nur S. 26 kommt vor, daß der, welcher das Vogelherz gegessen, auf seiner Fahrt in einem Wald auf drei (Riesen) stößt, die sich um einen Mantel zanken, welcher den der ihn um hat, dahin trägt wo er sich hinwünscht. Jeder will ihn haben und er läßt sich doch nicht zerteilen. Sie geben ihn für Gold weg. S. die Anmerkung zum goldenen Berg (Nr. 92).

b. Weißtäubchen S. 58—93. Ein armes elternloses Mädchen schützt ein weißes Täubchen gegen den Geier. Es gerät in die Hände eines Zauberers, und da es ihm widerstrebt, schmiedet er es an einen Felsen, wo es Schlangen

töten sollen. Aber Weißtäubchen kommt, legt Blätter um das Mädchen herum, vor welchen die Schlangen sich scheuen, bringt ihm Speise und liest ihm die Thränen von den Wangen ab. Der Zauberer holt es wieder, es muß Magd bei ihm sein und ihm die Füße waschen, auch seidene Läppchen soll es zupfen; dabei kommt das Täubchen und hilft. Als der Zauberer einmal eingeschlafen ist, zieht ihm das Mädchen den Ring ab, und als er beim Erwachen in den Stein desselben blickt, fällt er tot nieder. Weißtäubchen, indem ihm das Mädchen den Kopf abreißt und diesen gen Morgen, den Rumpf gen Abend wirft, wird zu einem schönen Jüngling.

c. Der treue Fuchs S. 94—150. Das Märchen vom goldenen Vogel (Nr. 57).

d. Königin Wilowitte mit ihren zwei Töchtern S. 151 bis 186. Ein Riese verfolgt eine Königin mit ihren beiden Töchtern: in der Gefahr verwandelt eine gute Alte alle drei in Blumen, der Riese, getäuscht, fällt zur Erde [328] und ritzt sich die Hand, so daß Blut fließt. Die Alte hebt etliche Tropfen von seinem Blut auf und giebt es zwei Königssöhnen, die um die Jungfrauen geworben haben, weil das Blut dienen könne, diesen die menschliche Gestalt wieder zu verschaffen; auch giebt sie jedem einen Zweig von seiner Blume, der werde frisch sich erhalten, so lang ihre Liebe treu und rein bleibe. Der älteste, voll von irdischer Lust, gerät zu einer bösen Zauberin, bei der sein Zweig welkt und die ihn hernach in einen Bock verwandelt. Der jüngste, von treuem Herzen, begegnet dem Riesen, der ihn packt und verzehren will; aber als er schläft, bestreicht der Jüngling sein Schwert mit den Tropfen des Riesenbluts und sticht es ihm ins Herz. Sterbend entdeckt ihm der Riese, drei Tropfen von seinem Herzblut würden dem der sich damit bestreiche, Schönheit verleihen und Liebe bei andern entzünden. Der Königssohn nimmt das Herzblut mit und kommt gleichfalls zu

jener bösen Zauberin, die das Wasser des Lebens besitzt. Sie sucht auch ihn zu verführen und da das nicht gegelingt, stiehlt sie ihm das Herzblut des Riesen und bestreicht sich damit. In dem Augenblick aber verbrennt sie, denn der Riese wollte nach dem Tod sich noch durch diese Lüge an dem Königssohn rächen. Dieser wird jetzt Herr von dem Wasser des Lebens, giebt erst seinem Bruder und den andern Tieren der Zauberin die menschliche Gestalt zurück und eilt, auch die drei geliebten Blumen damit zu entzaubern. Im Gang des Ganzen, namentlich im Suchen des Lebenswassers, ist einige Übereinstimmung mit unserm Märchen Nr. 97.

6. Ammenmärchen (von Vulpius). Weimar 1791. 92. 2 Bände. Einige scheinen sich auf mündliche Überlieferungen zu gründen; wir heben folgende aus.

   a. Ein König ist krank und kann nur durch Feigen geheilt werden, er verspricht dem der sie bringt, seine Tochter zur Gemahlin. Von drei Brüdern gelingt es dem jüngsten. Ehe ihn aber die Königstochter nimmt, legt sie ihm schwere Aufgaben vor, die er durch Hilfe dankbarer Tiere vollbringt. Er muß erstens einen Ring aus dem [329] Wasser holen; ein Fisch trägt ihn herbei, den er vorher aus dem Sand in sein Element gebracht hatte. Zweitens soll er ein Kränzchen aus dem Himmel und einen Brand aus der Hölle bringen; jenen holt ein weißes Täubchen, diesen ein schwarzes, die er beide einmal, als sie sich gebissen, auseinander gejagt hatte. Drittens soll er neun Malter von neunerlei Getreide auseinander lesen; das vollbringen Ameisen, die er einmal gesättigt hatte. Endlich soll er neunhundert Hasen hüten, ein Pfeifchen, das er erhalten hat, lockt sie immer wieder zusammen. In der Einleitung das Märchen vom Wasser des Lebens (Nr. 97), hernach das von der weißen Schlange (Nr. 17).

   b. Der König fängt einen seltsamen Mann, den er in einen Turm setzt, den aber sein Sohn heimlich los läßt, weil

er ihm einen Ball, der beim Spiel hineingeflogen ist, nicht eher geben will. Das Märchen vom Eisenhans (Nr. 136) mit einigen Abweichungen am Schluß.

7. Märchen und Erzählungen. Riga 1796. An sich unbedeutend und für uns ganz leer.
8. Das Märleinbuch für meine lieben Nachbarsleute. In zwei Bändchen. Leipz. 1799.

Eigentliche Kindermärchen sind die sechs ersten nicht, doch mögen Anklänge daraus, so wie aus Volkssagen, benutzt sein. Dem Verf. (der sich Peter Kling nennt) fehlt es nicht ganz an Phantasie, doch ermüdet bald die Manier alles in einzelnen, zerstückten Sätzen vorzutragen. Das siebente Märchen (S. 113—130) enthält wohl im Zusammenhang eine mündliche Überlieferung, und stimmt im ganzen mit dem Löweneckerchen (Nr. 88) und Eisenofen (Nr. 127). Der Vater zieht auf die Messe, die beiden ältesten Töchter wollen Putz mitgebracht haben, die jüngste bittet bescheiden nur um ein Zweiglein mit drei Eicheln an einem Stengel. Der Vater verirrt sich im Wald und kommt zu einem Schloß, das ganz leer steht, wo er aber auf das herrlichste bewirtet wird. In der Nacht kommt der Bär, bringt das Zweiglein mit den drei Eicheln, wofür ihm der Vater die Tochter versprechen muß. Zu Haus werden die Thüren geschlossen, der Bär kommt aber doch zweimal in der Nacht herein und nimmt [330] zum drittenmal die Braut mit. Er ruht alle Nacht an ihrer Seite, bis ihr ein Zwerg einen Trank bringt, den sie um Mitternacht über ihn ausschüttet, worauf er eine Stunde lang seine menschliche Gestalt wieder erhält. Dies ist die Einleitung zu seiner Entzauberung, die möglich geworden ist, so wie ein Knäblein drei Jahre, drei Monate, drei Tage, drei Stunden und drei Minuten alt auf ihrem Schoß liegt. Nun steckt sie dem Bär, als er schläft, eine von den Eicheln in den Mund, die zweite ißt sie, die dritte steckt sie in die Erde, so wie diese keimt, hört aller Zauber auf.

9. Feenmärchen. Braunschweig 1801.

Der Verfasser sagt, daß er sie nach Erinnerungen aus seiner Jugend aufgeschrieben habe, auch blickt der gute Grund durch, indessen hat er vieles aus eigenen Mitteln zugesetzt und glücklich ist er in der Darstellung eben auch nicht. Wir heben die neun folgenden heraus, die übrigen sieben enthalten keine eigentliche Märchen.

a. Die belohnte Freigebigkeit S. 1. Ein Märchen von der guten und bösen Schwester, wie in der Frau Holle (Nr. 24), doch sehr modernisiert.

b. Der Riesenwald S. 44. Das Märchen von dem liebsten Roland (Nr. 56).

c. Parsonet und Mathilde S. 73. Nach Percinet et Gracieuse der Gräfin Aulnoy.

d. Die drei Gürtel S. 122. Es wird erzählt wie eine Braut ihren Liebsten, der sie vergessen hat, wieder an sich erinnert, indem sie der falschen Braut köstliche Dinge für das Recht giebt, sich ihm nur einen Augenblick zu nähern; ähnliches im Löweneckerchen (Nr. 88). Eigentümlich, aber gewiß echt ist der Zug, daß sie als Müllerin einen Zudringlichen heißt eine Thüre zumachen, indem er aber diese zuschlägt, eine andere aufspringt, und so immer fort, so daß er die ganze Nacht Thüren zumachen muß. Dasselbe kommt auch im Pentam. im Märchen von der Rosella (3, 9) vor, welches überhaupt mit diesem verwandt ist.

e. Die wahrsagenden Vögel S. 168. Das Märchen von den beiden Wanderern (Nr. 107).

[331] f. Das Schloß im Walde S. 206. Erlösung einer Schlangenjungfrau durch Schweigen, welches anfangs nicht ganz glückt. Nicht recht märchenhaft.

g. Der König und seine drei Söhne S. 271. Die drei Federn (Nr. 63). Unter andern soll der Dummling auch einen Kahn bringen, an dem kein Spänchen gehauen und der gerade in dieser Gestalt gewachsen ist. Das feinste

Linnengeweb bringt er in einem Gerstenkorn, das noch in einer Nuß steckt.

h. Das singende klingende Bäumchen S. 322. Das Märchen vom Löweneckerchen (Nr. 88) und dem Eisenofen (Nr. 127).

i. Die sieben Schwäne S. 349. Unser Märchen Nr. 49.

10. Kindermärchen von C. A. Eschke, 2. Aufl. Berlin 1804. Moralische Erzählungen ohne Gehalt.

11. Kindermärchen von Albert Ludwig Grimm. Heidelberg 1809. Zweite Aufl. Heidelb. 1817. Dritte Aufl. Frankf. a. M. 1839. Aus mündlichen Erzählungen nur drei.

a. Sneewitchen. Bei uns Nr. 53. Dramatisch und ausführlich behandelt mit eigenen Abänderungen.

b. Hans Dudeldee. Bei uns der Fischer Nr. 19. Vergl. die dortige Anmerkung.

c. Die drei Königssöhne. Das Märchen von der Bienenkönigin (Nr. 62).

12. Volkssagen, Märchen und Legenden gesammelt von Joh. Gust. Büsching. Zwei Abteilungen. Leipzig 1812. Darin fünf Märchen S. 245—296.

a. Der Machandelboom. Bei uns Nr. 47.

b. Der Fischer. Bei uns Nr. 19.

c. Der Popanz. Das Märchen vom Teufel mit den goldnen Haaren (Nr. 29).

e. Die Padde. Die drei Federn (Nr. 63).

f. Bauer Kibitz. Das Bürle (Nr. 61).

13. Wintermärchen vom Gevatter Johann. Jena 1813. Nur dem Titel nach neu und schon zehn Jahre früher erschienen. Sie haben mit der Leipz. Sammlung (Nr. 8) einen Verfasser, sind auch in derselben Manier geschrieben. Nur das sechste und zum Teil [332] das fünfte haben Wert, die andern sind bis auf wenige Einzelheiten, hohle Erfindungen.

14. Kindermärchen von C. W. Contessa, Fouqué und Hoffmann. Berlin 1816. Drei Stücke von eigener Erfindung. Vielleicht hat zu dem erstern „das Gastmahl“, eine Volkssage, Veran-

lassung gegeben; die meisten, oft feinen Züge aus der Kinderwelt hat das letzte, der Nußknacker und Mäusekönig.

15. Linas Märchenbuch von Albert Lud. Grimm. 2 Bände. Frankf. 1816. Hierher gehören nur zwei Stücke.
    a. Brunnenhold und Brunnenstark S. 191. Unser Märchen von den beiden Brüdern (Nr. 60), das aber vollständiger ist.
    b. Knüppel aus dem Sacke S. 315. Bei uns Nr. 36.
16. Poetische Sagen der Vorzeit, als Legenden, Volkssagen, Märchen und Schwänke gesammelt von C. F. Solbrig. Magdeb. 1817. Enthält nichts Neues.
17. Märchen und Jugenderinnerungen von E. M. Arndt. Berlin 1818. In eigener und lebendiger Darstellung Sagen, Märchen, Lieder verschiedener Gegenden, namentlich des Nordens mit Ausschmückungen und Zusätzen. Wir bemerken hier nur eins von der Insel Rügen, das uns am treuesten aufgefaßt scheint, die sieben Mäuse S. 1. Weil die Kinder unter der Kirche spielen, so verwünscht sie ihre Mutter zu Mäusen; vergl. unser Märchen von sieben Raben (Nr. 25), welches verwandt ist.
18. Fabeln, Märchen und Erzählungen für Kinder von Karoline Stahl. Nürnb. 1818.

    Großenteils echte, aus mündlicher Überlieferung gesammelte Märchen, die eben darum, wenn sie auch oft nicht sehr vollständig sind, Wert behalten. Die Erzählung ist gerade nicht ausgezeichnet, aber doch einfach und ohne Überladung. Wir bemerken folgende.

    a. Däumling S. 13. Nur fingerlang, obgleich achtzehn Jahr alt. Seine Brüder jagen ihn fort, er springt in des Königs Wagen und versteckt sich in eine Rockfalte der Königin. Sie findet ihn und will ihn töten lassen, der König, in dessen Rocktasche er sich rettet, nimmt sich aber seiner an. Er kommt in allerlei Gefahr, wird einmal vom Ofen herabgekehrt, rettet sich aber noch in eine [333] Ecke. Dem König wirft er eine Tasse mit vergiftetem Trank

aus der Hand und steigt immer mehr in seiner Gnade. Er wird gekleidet und bekommt eine Nadel zum Degen. Er kämpft damit gegen eine Katze und sticht einen Mörder, der den König im Schlaf umbringen will, damit durch die Hand, so daß er erschrickt, der König aber erwacht; vergl. unser Märchen Nr. 37 u. 45.

b. Die Gevatterinnen S. 19. Eine Königin bittet erst einen Frosch zu Gevatter, dann eine Eule, hernach eine Maus. Jedesmal begaben sie die Kinder nicht nur mit Schönheit, sondern das älteste Mädchen bekommt auch goldene Haare, dem zweiten fallen Perlen aus den Augen, dem dritten Edelsteine aus dem Mund. Beim vierten Kind will der König die Gevatterschaft eines Fisches nicht, der sich gemeldet hat. Dafür bleibt das Mädchen unbegabt und wird häßlich, allein es wird auch nicht eitel und stolz wie seine Schwestern, sondern gut und freundlich. Es sieht einmal wie böse Buben einen Frosch quälen, befreit ihn und giebt sein Taschentuch dafür, eben so befreit es eine Maus, eine Eule, endlich einen Fisch, wofür es seine Kleidungsstücke hingiebt, so daß es nur das nötigste anbehält und barfuß heimkommt. Der König schilt es aus, aber der Fisch verwandelt sich in eine Fee, begabt nun das gute Mädchen und verleiht ihm die Schönheit seiner Schwestern.

c. Die Müllerstöchter S. 41. Der Räuberbräutigam (Nr. 40). Um zu der Höhle des Räubers zu gelangen, bindet das Mädchen einen Knaul an dessen Schlitten und fährt dem Faden nach.

d. Die Haselnüsse. Eine Alte kommt zu drei Schwestern, wovon die zwei ältesten bös, die jüngste gut ist. Sie schenkt dieser für die Pflege drei Haselnüsse. Hernach zeigt sich, daß in der einen das feinste Linnengeweb liegt, in der zweiten ein Hündchen, in der dritten steckt ein Kern, der herausfällt und einen ganzen Wald erzeugt. Das alles hatte die Königin sich gewünscht, und dem guten Mädchen wird ihre Gunst und ein großes Glück zu teil.

[334] e. Der undankbare Zwerg. Schneeweißchen, ein armes Kind, findet im Wald einen Zwerg, der mit seinem Bart in einen gespaltenen Baum eingeklemmt ist: gutherzig holt es eine Schere und macht ihn frei. Der Zwerg zieht hierauf einen Sack mit Geld unter dem Baum hervor, und geht, ohne etwas davon zu geben oder nur zu danken, damit fort. Bald darauf findet Schneeweißchen mit seinem Schwesterchen Rosenrot denselben Zwerg mit Fischfang beschäftigt; sein Bart hatte sich in die Angelschnur verwickelt und ein Fisch, der angebissen, zog nun das schreiende Männchen ins Wasser. Die Kinder halten es fest, aber Bart und Schnur ist nicht zu entwirren. Schneeweißchen lauft heim, holt die Schere und schneidet die Angelschnur entzwei. Da etwas von dem Bart dabei verloren geht, so murrt der Zwerg darüber und ohne Dank macht er sich mit einem Sack voll Perlen auf den Weg. Zum drittenmal befreien ihn die Kinder, als ein Adler ihn auf dem Feld packen und forttragen will. Auch hier geht der Zwerg mit einem Sack voll Edelsteine ohne Klang und Sang fort. Endlich finden sie ihn unter den Tatzen eines Bären, da sagt das falsche Geschöpf „lieber Bär, ich gebe dir mein Geld, Perlen und Edelsteine und diese beiden Kinder da, die sind ein besserer Bissen als ich, laß mich nur los.“ Der Bär aber kehrt sich nicht daran, frißt den Zwerg und geht seiner Wege. Schneeweißchen und Rosenrot finden nun die Reichtümer des undankbaren Zwergs, tragen sie heim und befreien ihre Eltern und Geschwister aus aller Not. Unser Märchen Nr. 161.

f. Das Stäbchen S. 85. Rumpelstilzchen (Nr. 55) mit einiger Veränderung.

g. Häuschen von Zuckerwerk S. 92. Ein Stück aus dem Märchen von Hans und Gretel (Nr. 15), wie die beiden Kinder bei der Hexe gefüttert werden und sich befreien.

h. Die gute und böse Schwester S. 164. Frau Holle (Nr. 24) nach unvollkommener Überlieferung.

[335] 19. Das Buch der Märchen für Kindheit und Jugend von J. A. C. Löhr. Leipz. 1818. Zwei Bände.
An verschiedenen Orten zusammengesucht, das meiste ist aus der 1001 Nacht, manches aus unserer Sammlung. Etwas Neues kommt aber nicht vor.

20. Kindermärchen zur Unterhaltung und Bildung für die Jugend von G. C. Grote. Meißen (1819).
Sieben Stücke moralischer Fabeln von unbedeutender Erfindung. Hin und wieder sind Erinnerungen aus Märchen benutzt. In Nr. 5 einige Züge aus dem goldenen Vogel (Nr. 57), in Nr. 6 die Geschichte vom Tischchen deck dich (Nr. 36), aber völlig modernisiert.

21. Lauter unschuldige Märchen. Nürnberg 1820. 2 Bändchen. Enthält wie das folgende nichts Neues, sondern beide haben aus andern geborgt; öfter aus unserm Buch.

22. Märchen und Sagen für die Jugend erzählt von Moritz Thieme. Berlin 1820.

23. Volkssagen und Märchen der Deutschen und Ausländer herausgegeben von Lothar. Leipzig 1820. Enthält drei deutsche Märchen.
a. Mantel, Spiegel und Fläschchen S. 13. Drei Brüder ziehen aus, der jüngste oder der Dummling erlangt den Preis. Dem Grunde nach unser Märchen Nr. 63 und 64, eingemischt ist Nr. 129.
b. Der Zauberer. Bei uns der Jud im Dorn (Nr. 110).
c. Der Erzgauner. Bei Straparola (1, 2) etwas anders, aber besser und vollständiger.

24. Märchensammlung von P. Eberhardt. Berlin 1821. Unbedeutend, ohne das geringste Eigene zusammengelesen.

25. Des Knaben Lustwald. Zwei Teile. Nürnberg 1821 und 1822.
Der Mädchen Lustgarten. Erlangen, ohne Jahr. Liefert zwar auch nichts Neues, nennt aber seine Quellen und ist nach einem Plan und mit mehr Sorgfalt behandelt; die Märchen sind größtenteils aus unserer Sammlung genommen.

26. Titania oder moralische Feenmärchen für Kinder von W. Gottschalk. Berlin 1822. Übersetzungen aus dem Französischen und der 1001 Nacht, auch eigene Erfindungen.

---

[336] Slawen.

Dieser weit ausgebreitete Stamm besitzt eine Fülle von Sagen und Märchen. Besondere Sammlungen davon werden neue Aufschlüsse über die Verwandtschaft der Sagen überhaupt liefern und außerdem, da hier die Litteratur noch nicht störend eingewirkt hat, den Inhalt in großer Vollständigkeit erfassen. Einen Blick in den Reichtum der Serbier gewähren einige schätzbare Nachrichten, die Schottky (in Büschings wöchentl. Nachrichten Bd. 4) gegeben. Er sagt, daß man füglich zehn Bände mit serbischen Sagen und Märchen füllen könne, so groß sei ihre Zahl. Sie scheiden sich, wie die Lieder, in zwei Hauptklassen, in Erzählungen der Männer und Weiber; zu den erstern gehören auch die Märchen. Ein paar, die Schottky mitteilt, sind gerade für uns merkwürdig und wichtig, da sie sich im Deutschen wieder finden. Hier nur ein Auszug.

1. Der Bartlose und der Knabe. Der Vater schickt seinen Sohn mit Getreide in die Mühle, er soll aber da nicht mahlen, wo er den Bartlos (wodurch ein listiger Betrüger angedeutet wird) findet. Als er nun zur Mühle kommt und der Bartlos schon darin mahlt, so geht er zu einer andern Mühle, aber auch hier ist ihm Bartlos zuvorgekommen und hat schon aufgeschüttet. Der Knabe geht zur dritten Mühle, aber Bartlos ist auch schon da. Er entschließt sich nun zu bleiben und als Bartlos fertig ist, schüttet er sein Getreide auf. Als ein wenig Mehl vorhanden ist, spricht Bartlos „wir wollen von deinem Mehl ein Brot backen, geh und trage Wasser mit hohlen Händen in den Mehlkasten, ich will derweil den Teig machen“. Der Knabe trägt so lange Wasser, bis alles Mehl herausgebeutelt ist und Bartlos ein einziges Brot daraus geknetet hat. Dies wird gleich in Asche und Glut gebacken und als es fertig ist, sagt Bartlos „wer am besten lügen

kann, kriegt das ganze Brot". Bartlos fängt nun an und lügt allerlei untereinander. „Kannst du es nicht besser" sagt der Knabe und hebt an, „in meinen jungen Jahren, als ich ein alter Mann war, zählte ich jeden Morgen unsere Bienen; die Bienen konnte ich wohl zählen, aber nicht die vielen Bienenstöcke. Als ich einmal zählte, fehlte der beste Bienrich.*) [337] Ich sattelte einen Hahn, setzte ihm nach und kam auf seine Spur. Das Meer hielt mich nicht auf, ich ritt auf einer Brücke darüber hin. Jenseits sah ich den Bienrich, wie er in einen Pflug eingespannt war, womit einer ein Stück Land zum Hirsenfeld umackerte. Ich schrie ‚der Bienrich ist mein!' der Mann gab mir ihn wieder und noch einen Sack, mit der eben geernteten Hirse gefüllt, zum Ackerlohn. Ich hing dem Bienrich den Sack um den Rücken, nahm den Sattel vom Hahn und schnallte ihn auf den Bienrich; den Hahn mußte ich an der Hand neben führen, weil er so müde war. Aber auf der Brücke über das Meer sprang an dem Sack ein Strick und die Hirse rollte all heraus. An dem Ufer überfiel mich die Nacht, ich hing den Hahn an den Bienrich und legte mich schlafen. Beim Erwachen sah ich, daß Wölfe meinen Bienrich gefressen hatten und der Honig aus seinem Leib geflossen war. Der Honig stieg in den Thälern bis zu den Knöcheln, auf den Gebirgen bis über die Kniee. Ich nahm eine Hacke und lief damit in den Wald, zwei Rehe sprangen da auf einem Bein herum. Ich zerschmetterte sie mit der Hacke, zog ihnen die Haut ab und machte zwei Schläuche davon, die ich mit dem Honig füllte und dem Hahn auflegte. So kam ich nach Haus, da war eben mein Vater geboren, und ich mußte nun zu Gott gehen, um Weihwasser zu holen. Wie sollte ich hinkommen? Ich dachte an meinen Hirsen, er war im Nassen aufgegangen und bis zum Himmel empor gewachsen. Ich stieg daran hinauf, als ich zu Gott kam, hatte er von meinem Hirsen gemäht und ein Brot daraus gebacken, das er in gekochte Milch bröselte und aß. Er gab mir Weihwasser, als ich aber zurück wollte, hatte ein gewaltiger Sturmwind meine

*) Nämlich der Lüge wegen wird die Biene zu einem Mask. gemacht.

Hirse weggeführt und ich konnte nicht herunter. Da ich aber lange Haare hatte (wenn ich lag, so reichten sie bis auf die Erde, wenn ich stand, bis an die Ohren), so riß ich sie aus, knüpfte eins ans andere fest und fing an daran herabzusteigen. Als es finster ward, machte ich einen Knoten in die Haare und blieb so hängen. Es fror mich, ich nahm eine Nähnadel, die ich zum Glück im Kleide hatte, spaltete sie und machte von den Stücken ein Feuer an, dabei legte ich mich schlafen, aber ein Funke kam mir an die Haare und brannte durch, so daß das Haar riß, ich auf die Erde fiel und bis an die Brust versank. Ich konnte mir nicht helfen, ich mußte nach Haus gehen und ein Grabscheit holen, damit grub ich mich aus der Erde los. Auf dem Heimwege kam ich über unser Feld, auf dem die Schnitter das Getreide [338] schnitten, aber wegen der großen Hitze wollten sie nicht länger arbeiten. Ich lief und holte die Stute, die zwei Tage lang und bis Mittag breit ist, auf deren Rücken Weiden wachsen; in dem Schatten derselben konnten die Schnitter fortschneiden. Nun verlangten sie frisches Wasser, aber als sie an den Fluß kamen, war er zugefroren. Ich nahm meinen Kopf herunter, schlug damit ein Loch in das Eis und brachte den Leuten Wasser. Sie fragten ‚wo ist dein Kopf geblieben?‘ Ich sah, daß ich ihn vergessen hatte und lief schnell zurück. Ein Fuchs fraß eben das Gehirn aus dem Schädel, sachte schlich ich herbei und gab ihm einen Tritt in den Hintern. Da erschrak der Fuchs, es entfuhr ihm ein Wind und der brachte einen Zettel heraus, darauf stand geschrieben ‚mir Brot und dem Bartlos Dreck‘.“ Damit nahm der Knabe das Brot und ging heim. Bei Wuk Nr. 44.

Dies Märchen stimmt zusammen mit dem himmlischen Dreschflegel (Nr. 112), denn offenbar ist das Hinauf- und Herabsteigen die Hauptsache und beiden gemeinschaftlich; sonst ist das serbische viel vollständiger.

2. Bartlos und der Riese.*) Der listige Bartlos hat mit einem Riesen gewettet, daß ihm die größte Körperkraft zu Gebot

---

*) In einer Anmerkung der wöchentl. Nachr. S. 104 erwähnt.

stehe. Der Riese reißt den stärksten Baum im Wald mit der Wurzel aus. Bartlos hat indessen einen langen Strick gedreht und sagt jenes sei gar nichts, er wolle mit dem Strick eine ganze Menge solcher Bäume umklaftern, sie dann niederwerfen und als ein Bündel zusammenschnüren. Der Riese erschrickt und denkt „so was kann ich freilich nicht“. Hernach wirft der Riese seinen Streitkolben in die Luft und fängt ihn mit der Hand. Bartlos duckt den Kopf und schaut aufs Gebirge. „Was schaust du?“ fragt der Riese. „Ei, ich suche mir den Platz aus, wo der Kolben niederfallen soll, wenn ich ihn in die Luft schleudere.“ „Thue das nicht,“ sagt der Riese, „dort steht gerade mein Haus, worin Frau und Kinder wohnen, die möchtest du erschlagen.“ So gewinnt Bartlos die Wette. Vollständig bei Wuk Nr. 1.

Es sind einzelne Züge, die in dem deutschen Märchen von dem tapfern Schneider (Nr. 20) ganz ähnlich vorkommen; er wirft mit dem Riesen einen Stein in die Wette und versucht sich mit ihm im Tragen eines Eichbaums.

[339] 3. Bärensohn. Ein Weib sammelt im Gebirg Färberröte, verirrt sich und wird von einem Bären in seine Höhle geschleppt, wo sie einen Knaben mit ihm zeugt. Nach einem Jahr entkommt sie, aber das Kind bleibt bei dem Bären, der es aufzieht. Als der Knabe einen Baum mit der Wurzel ausreißen und wie einen Stab gebrauchen kann, entläßt ihn der Bär in die Welt. Der Bärensohn (Medvedovitsch) kommt auf das Feld eines Paschas, wo mehr als tausend pflügen; er ißt dort die Speisen der tausend Ackersleute und gewinnt damit alle Ochsen samt den Pflügen. Er nimmt aber bloß was an diesen von Eisen ist, bindet's mit jungen Birken zusammen, steckt's an seinen Stab und trägt's auf der Schulter fort. Ein Schmied soll ihm von dem Eisen einen Kolben zu seinem Handgriff machen. Der Bärensohn schläft während der Schmied arbeitet, dieser nimmt nur die eine Hälfte des Eisens, weil der Kolben doch groß genug wird, und stiehlt die andere. Als der Bärensohn erwacht ist, will er den Kolben versuchen, wirft ihn in die Höhe, duckt sich und läßt ihn auf den Rücken niederfallen. Da zerspringt der Kolben. Nun

erschlägt er den Dieb mit dem Handgriff, sucht dann in der Werkstätte das versteckte Eisen, bindet den zerbrochenen Kolben dazu, lädt es auf die Schulter und geht zu einem zweiten Schmied. Dieser verfertigt mit vier Gesellen aus dem sämtlichen Eisen den Kolben. Bärensohn will ihn versuchen, wirft ihn in die Luft und duckt sich, so daß der Kolben aufs Rückkreuz fällt und ihm einen sonderbaren Laut auspreßt. Nun ist er zufrieden, geht weiter und findet einen Mann, der mit einem Pfluge ackert, dem nur zwei Ochsen vorgespannt sind. Er wettet mit ihm, er werde nicht satt von dem Mittagsessen werden, das dieser ihm überlassen will. Die Tochter des Ackermanns bringt es herbei; sie trägt an ihrem Gürtel einen Spinnrocken, um den so viele Wolle gewunden ist als in einem vollen Wollsacke ein Pferd auf einer Seite tragen kann. Bärensohn will das Essen gleich in den Mund schieben, aber der Wirt nötigt ihn erst ein Kreuz zu machen und zu sprechen „im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!" Jetzt ist er, nachdem er bloß die Hälfte aufgezehrt hat, schon satt. Das Mädchen gefällt ihm, er will es heiraten. „Warum nicht," antwortet der Vater, „aber ich habe es schon dem Großschnauzbart versprochen." „O den will ich gleich erschlagen!" Indem erhebt sich ein Rauschen, Großschnauzbarts linker Bart erscheint hinter einem Berg, dreihundertsechsundsechzig Vogelnester sind [340] darin zerstreut. Großschnauzbart erscheint endlich selbst, legt seinen Kopf in des Mädchens Schoß und läßt sich lausen. Bärensohn schlägt ihm zweimal mit dem Kolben auf den Kopf, er spricht jedesmal „da beißt's mich!" bis ihm das Mädchen sagt, es sei keine Laus, sondern ein Mann, der ihn schlage. Großschnauzbart springt zornig auf, Bärensohn wirft seinen Kolben weg und entflieht. Er gelangt zu einem Strom, ein Mann, der da Weizen wurfelt, nimmt ihn auf seine Schaufel und schwingt ihn hinüber. Großschnauzbart aber ist mit einem Satz über dem Strom. Jetzt rettet sich Bärensohn in den Ranzen eines Mannes, aus dem dieser türkischen Weizen zu säen beschäftigt ist. Als Großschnauzbart heran kommt, sagt ihm der Mann, Bärensohn sei längst entflohen, und er muß unverrichteter Sache abziehen.

Der Mann, der immer eine Handvoll Samen in die Erde streut, die andere in den Mund steckt, vergißt des Bärensohns und steckt ihn mit einer Handvoll Körner in den Mund. Bärensohn springt zwischen den Zähnen herum, bis er sich in einen hohlen Zahn*) rettet. Als der Sämann abends heimkommt, verlangt er einen Zahnstocher. Es werden eiserne Stangen gebracht, diese auf beiden Seiten in die Höhlung des Zahns gestemmt und Bärensohn mit einem Druck herausgeschnellt. Der Mann, der ihn ganz vergessen hatte, verwundert sich darüber. Bärensohn setzt sich mit zu Tisch und fragt den Wirt, warum gerade der eine Zahn hohl sei. Der Wirt erzählt nun eine Geschichte, wie er einmal mit zehn Gesellen, vierzig Pferden und den Salzsäcken, die diese getragen, in einer Höhle bei Regenwetter habe übernachten müssen. Morgens seien sie erst gewahr geworden, daß, was ihnen eine Höhle geschienen, nichts als ein Menschenschädel gewesen. Ehe sie aber noch herausgegangen, sei ein Weinberghüter daher gerannt, der, um einen Vogel zu verscheuchen, den Schädel auf seine Schleuder gelegt und ihn auf ein benachbartes Gebirg geworfen habe. Beim Herabfallen sei ihm der Zahn abgebrochen, in welchem Bärensohn gesteckt habe.

Bis dahin, wo der Bärensohn sich verheiraten will, ist es sichtbar unser deutsches Märchen von dem jungen Riesen (Nr. 90), [341] hernach wird auf eine sehr gute und lustige Weise das Ungeheure und Riesenhafte gesteigert und überboten.

Bei den Russen sind noch keine Märchen gesammelt. Zwar scheint in einem Buch mit dem Titel Altrussische Märchen von Johann Richter (Leipz. 1817) der Anfang gemacht, aber dieser erste Band enthält nichts als die Übersetzung einer russischen Erzählung der Ritter Bulat oder der goldene Kelch und die heilige

*) Gerade mit diesem Zug schildert das Riesenwesen auch das englische Märchen von Jack dem Riesentöter. „Ach," sagt der Königssohn, „wir werden kaum einen hohlen Zahn des Riesen ausfüllen" (Tabart 3, 14). In dem österreich. Däumling kommt etwas ähnliches vor (vgl. Anmerk. zu Nr. 45).

Krone, die eine höchst unbedeutende, allegorisch gemeinte Erfindung ist, ohne Spur von einem echten Märchen.*) Dagegen aus reiner Quelle geschöpft sind die in der Nähe von Moskwa gesammelten Lieder, die v. Busse unter dem Titel „Fürst Wladimir und dessen Tafelrunde“ herausgegeben hat (Leipz. 1819). Manches darin ist völlig märchenhaft. Ilja in dem 2. und 6. Liede ist der Dummling deutscher Märchen. Seine gewaltige Kraft schlummert, dreißig Jahre sitzt er unthätig und unbehilflich: da erhebt er sich, tötet den von allen gefürchteten Feind mit einem Pfeilschuß, der durch neun Baumäste schlägt, oder er faßt seinen Gegner um die Hüften, wirft ihn in die Luft und fängt ihn wieder; den Wein trinkt er aus einem Eimer. Er ist im Charakter mit dem Siegfried des Nibelungenlieds verwandt, wie der trotzige Knabe Wassily, der die Vögte, die ihn greifen wollen, fortjagd. Tschurilo im 3. Liede gleicht dem jungen Riesen im deutschen Märchen (Nr. 90); er zerreißt sechs Häute wie morsches Linnen und bricht, wie jener, einen Eichbaum samt den Wurzeln aus der Erde, um damit zu kämpfen; wenn er einem Pferd die Hand auf den Rücken legt, so sinkt es nieder. Sein Roß duldet ihn allein, wie das Roß Grane den Sigurd. Nugarin im 1. Liede wirft mit solcher Kraft einen Stein, daß er wie ein Vogel fliegt, gerade wie der tapfere Schneider (Nr. 20) dasselbe thun will, aber heimlich wirklich einen Vogel statt des Steins dazu genommen hat.

---

[342] Die Böhmen haben zwar einige Sammlungen ihrer Märchen, doch verdient keine Lob: sie enthalten ein paar überarbeitete und durch Zusätze erweiterte Stücke.

1 Sagen der böhmischen Vorzeit. Prag 1808. Ohne Wert, wir bemerken nur ein Märchen (S. 141—185), die goldene Ente, welches in der nächsten Sammlung dem Inhalt nach übereinstimmend, doch in besserer Fassung vorkommt.

*) Das russische Original erschien in den Jahren 1780—83 zu Moskwa unter dem Titel „Russische Sagen enthaltend die ältesten Erzählungen von berühmten Rittern.“ Der Herausg. ist der bekannte russ. Litterator Nicolai Nowikow.

2. Volksmärchen der Böhmen, bearbeitet von Wolfg. Adolph Gerle. 2 Bände. Prag 1819. Hierher gehörig sind nur folgende Stücke.

Erster Band.

a. (I.) Die Riesen im Scharkathal. Ein Vater giebt vor seinem Ende seinem Sohn eine Zither, wonach alles tanzen muß, und einen Stab, der jeglichen tötet. Mit diesen Zauberdingen besiegt er drei Riesen, einen schwarzen, weißen und roten und erlangt ihre Waffen. Dann bezwingt er den Bösen, dem der Herzog seine Tochter verschrieben hatte, und wird ihr Gemahl.
b. (VI.) Die Schöne im eisernen Turm. Eine Zauberin lockt durch ihre Schönheit die Jünglinge zu sich und verwandelt sie in Tiere. Ein schönes Mädchen, das sie in einen Turm eingeschlossen hält, wollen vier Brüder befreien. Drei davon sind schon in ihrer Gewalt, dem vierten gelingt es, ihr, als sie schläft, den goldenen Schlüssel zu dem Turm wegzunehmen. Er heiratet die Schöne, aber die Zauberin nimmt ihre Gestalt an und lebt eine Zeitlang mit ihm, bis der Granatapfel einer guten Fee den Betrug an den Tag bringt.
c. (VII.) St. Walburgis Nachttraum oder die drei Gesellen. Drei Gesellen ziehen aus dem gelobten Lande heim: einer von ihnen hat große Schätze erbeutet. Als er schläft, blenden ihm die andern mit einem glühenden Eisen die Augen und nehmen seinen Schatz. Der Blinde steigt auf einen Baum, gegen zwölf Uhr hört er, da es Walburgisnacht ist, Hexen, die von ihren Zauberkünsten reden. Sie entdecken, daß am Morgen ein Thau fällt, der seine Augen heilt: daß in der Stadt ein Wassermangel ist, man aber nur bei der Statue des hl. Martinus zwei Schuh [343] tief zu graben brauche: endlich, daß die Herzogstochter am Aussatz leide, der nur geheilt werden könne, wenn man einer Kröte, die unter dem Altar sitze, die Hostie, die sie im Maul habe, wegnehme und der Prinzessin durch einen Priester reiche. Der Blinde macht sich die Entdeckungen zu Nutz, erhält sein Gesicht wieder, verschafft der

Stadt Wasser und wird Gemahl der geheilten Prinzessin und Herzog. Danach werden seine ehemaligen Gesellen vor ihn geführt: der eine hat sich bei der Prinzessin als Arzt ausgegeben, wollte aber nur ihre Kostbarkeiten rauben und ward entdeckt; er gesteht sein früheres Verbrechen, die Blendung der Augen und Raub des Schatzes. Der zweite wird auch herbeigeholt, und beide sollen gerichtet werden. Aber der junge Herzog schenket ihnen das Leben und ermahnt sie zur Besserung. Im Deutschen das Märchen von den Krähen (Nr. 107).

Zweiter Band.

d. (II.) Die Zwillingsbrüder. Im Deutschen die beiden Brüder (Nr. 60), hier dürftiger und schlechter, ohne einen neuen Zug.

e. (V.) Die goldene Ente. Einem guten Mädchen schenkt eine Fee die Gabe, daß seine Thränen zu Perlen, seine ausgekämmten Haare zu Gold werden. Als es herangewachsen ist, wird es wegen dieser Gaben und wegen seiner Schönheit an einen Grafen versprochen, der durch seinen Bruder von ihm gehört hatte. Sollten aber die Wundergaben dauern, so durfte sie kein Sonnenstrahl berühren. Als sie von ihrer Muhme und deren Tochter, mit welcher sie auferzogen war, zu dem Bräutigam geleitet wird, fällt, indem die Muhme einmal den Wagen öffnet, ein Sonnenstrahl auf sie: alsbald wird sie in eine goldene Ente verwandelt, welche wegschwimmt. Die Muhme giebt ihre Tochter bei dem Grafen für die Braut aus und um die Abwesenheit derselben zu erklären, sagt sie, diese sei unterwegs von Räubern fortgeführt worden. Da die falsche Braut aber weder schön ist noch die Wundergaben besitzt, behandelt sie der Graf schlecht und läßt den [344] Bruder der rechten Braut in einen Turm werfen. Zu diesem kommt die goldene Ente, der Graf bemerkt sie, lauscht und hört ihr Gespräch, das ihm den gespielten Betrug offenbart. Er fängt sie zweimal, aber jedesmal entflieht sie; endlich als die falsche Braut gestorben ist und der Graf Besserung seines wilden

Lebens gelobt hat, kommt sie wieder und erhält von der guten Fee die menschliche Gestalt zurück. Stimmt mit dem deutschen Märchen von der schwarzen und weißen Braut (Nr. 135) und im Eingang mit der Frau Holle (Nr. 25). Im Pentam. die beiden Kuchen (4, 7).

Von demselben Verfasser steht in der Abendzeitung 1821 Nr. 195—199 das Märchen von den sieben Raben. Es ist das deutsche von den sechs Schwänen und sieben Raben (Nr. 25 und 49) mit einigen Zusätzen und Ausschmückungen. Echt ist gewiß die eigentümliche Wendung, daß die Mutter ihre Kinder in Raben verwünscht, weil sie das Brot weggegessen haben, woraus sie ihrer übermütigen Gebieterin hat weiche Schuhe bereiten sollen.

3. Märchen- und Sagenbuch der Böhmen von A. W. Griesel. 2 Bände. Prag 1820.

Enthält kein einziges echtes Märchen, sondern sogenannte poetische Bearbeitungen von ein paar Sagen oder bloße Erfindungen; vielleicht kommen einzelne wahre Züge vor.

Einige Nachrichten über polnische Märchen (poriastka) verdanken wir dem gelehrten Dobrowsky. Die meisten der dort bekannten sollen auch in Deutschland vorkommen, einige sind namhaft gemacht.

1. Ein Wolf kommt zu drei Königskindern und bittet um eine Gabe. Zwei wollen ihn erschießen. Aus der Gegend von Krakau. Wahrscheinlich das deutsche Märchen vom goldenen Vogel (Nr 57).
2. Ein Dummling soll heiraten. Die Mutter schickt ihn zu ihrer Freundin, die eine Tochter hat. In der Gegend von Krakau und Lublin bekannt. Mag der gescheite Hans (Nr. 32) sein.

[345] 3. Die Königstochter war heimlich fortgegangen und kommt zu einem Einsiedler, den sie um Herberge bittet; er will sie aber nicht aufnehmen.

4. Drei Königstöchter, darunter zwei Zauberinnen, zertanzen alle

Tage zwei Paar Schuhe. Sie sind nachts über Land geflogen. Ohne Zweifel das deutsche Märchen von den zertanzten Schuhen (Nr. 133).

5. Aschenbrödel. Deutsch Nr. 21.
6. Räuber hatten in einer Höhle ihr Raubnest. Die Höhle öffnete sich sobald sie sagten „öffne dich Felsen angelweit!“ Ein Dummer bemerkt es und sagt es ihnen nach. Im Deutschen Simeliberg (Nr. 142).

Graf Jos. Ossolinski in Wien soll eine große Sammlung von polnischen Märchen besitzen.

Ungarn.

Einsicht gewähren die Märchen der Magyaren bearbeitet und herausgegeben von Georg von Gaal. Wien 1822. Der Verfasser hat sie, wie es in der Vorrede S. V ausdrücklich heißt, aus dem Munde eines alten Ungarn, der keine andere als seine Muttersprache verstand, aufgenommen. Man erkennt auch überall den echten, oft trefflichen Grund und darum ist die Gabe dankenswert; an der Darstellung könnte man tadeln, daß sie zu gedehnt sei und manchmal an jene falsche Ironie streife, von der sich moderne Erzähler, wie es scheint, nicht leicht losmachen. Die meisten dieser Märchen entsprechen ähnlichen deutschen.

1. Das wunderbare Tabakspfeifchen. Im Deutschen das blaue Licht (Nr. 116).
2. Waldhütermärchen. Scheint aus zweien zusammengesetzt, der Eingang von dem über die Geburt von zwölf Kindern wahnsinnig gewordenen Vater gehört nicht zu dem folgenden, wo ein Dummling sein Glück macht.
3. Die gläserne Hacke. In der Einleitung stimmt es mit dem deutschen Märchen von den Königskindern (Nr. 113), in der Entwicklung mit dem Liebsten Roland (Nr. 56) und wegen [346] den Verwandlungen am Schluß, wo das schwarze Mädchen aus einem Tier in ein anderes, immer schwächeres, übergeht, ist zu vergleichen de Gaudeif un sien Mester (Nr. 68).

4. Des Teufels Schrecken. Ein bekannter Schwank. Der Teufel nimmt ein Weib, wird aber so geplagt, daß er es bald wieder verläßt und hernach in die größte Angst kann gejagt werden, wenn man ihm droht, es herbei zu holen.
5. Die Speckfestung. Mit dem Erdmänneken (Nr. 91) nah verwandt; in der Entwicklung nähert es sich einer oben S. 178 mitgeteilten Erzählung.
6. Märchen vom Pfennig. Im Deutschen kein entsprechendes.
7. Fischermärchen. Im Deutschen der König vom goldenen Berge (Nr. 92). Auch die merkwürdige Teilung der drei Wunderdinge kommt vor. Drei Zwerge haben sie von ihrem Vater, einem Riesen, geerbt: es ist ein unsichtbar machender Mantel, ein Meilenschuh und ein Geldbeutel, der nicht leer wird.
8. Die dankbaren Tiere. Das Märchen von beiden Wanderern (Nr. 107) und der Bienenkönigin (Nr. 62), die beide hier vereinigt sind.
9. Der Vogel Goldschweif. Der Eingang von den beiden Brüdern (Nr. 60) als eigenes Märchen.
10. Wie gewonnen, so entronnen. Ein armer Soldat verliert wieder was er durch allerlei Glückszufälle gewonnen hat. Etwa in der Art, wie Hans im Glück (Nr. 83) doch dem Inhalt nach verschieden.
11. Der Welt Lohn. Ein bekanntes Tiermärchen. Ein Bauer befreit eine Schlange aus dem Gefängnis, die ihn hernach dafür erwürgen will. Ein Fuchs hilft ihm aus der Not, indem er sich anstellt, als zweifle er, daß die Schlange in einem so engen Behälter Raum gehabt habe, und sie dadurch reizt, zum Beweis wieder hineinzukriechen; s. Anm. zu Nr. 99, wo dieser Zug auch vorkommt. Der Bauer verspricht dem Fuchs dafür sechs Hühner, aber des Bauern geiziges Weib tötet den Fuchs, als er sich seinen Lohn abholen will.
12. Die geizige Bäuerin. Sie rauft aus Geiz den Ihrigen die Haare aus, um aus dem Verkauf derselben Geld zu lösen. Ihr sterbender Mann droht ihr mit fünffachem Tod und es

trifft hernach ein, daß fünf nacheinander glauben, sie umgebracht [347] zu haben, da sie sich doch selbst erhängt hatte, indem sie eine für ihre Schwiegertochter gelegte Schlinge an dem eigenen Hals probieren wollte.

13. Vom weisen Peter. Ein treuer Diener und ein redendes Pferd retten einen Königssohn aus dem Verderben, das ihm eine boshafte und hinterlistige Stiefmutter bereitet.
14. Der rote Hund. Ein eigentümliches Märchen, das aber sichtlich ausgebildet und bearbeitet ist.
15. Der Schlangenprinz. Im Deutschen Hans mein Igel (Nr. 108); der zweite Teil aber stimmt mit dem Löweneckerchen (Nr. 88).
16. Die Drillinge mit dem Goldhaar. Im Deutschen de drei Vögelkens (Nr. 96); doch wird hier das Böse bloß von der Schwiegermutter, nicht von den beiden Schwestern begangen.
17. Kutschermärchen. Hat in einigen Zügen Verwandtschaft mit Pervonto im Pentam. (Nr. 3) und bei Straparola (3, 1).

Griechenland.

Zeugnisse über Märchen der alten Griechen sind oben schon mitgeteilt, gleichfalls ist die Bemerkung gemacht, daß nicht wenige ihrer Mythen ganz märchenhaft sind; als Beispiel kann jene von Perseus gelten. Manche Fabel der Odyssee hat auch die Natur eines Märchens, wie etwa die von Polyphem; doch hierbei müssen wir einhalten, das Allgemeine würde zu weit führen, was eine nähere Ähnlichkeit zeigt, ist jedesmal in den Anmerkungen an gehöriger Stelle bemerkt. Wir lassen nun noch ein Kindermärchen folgen, das Plutarch im Gastmahl der sieben Weisen andeutet und nicht übergangen werden darf, da sich bei Lehmann (S. 827) ein altes Sprichwort findet, das darauf Bezug hat „dem Mond kann man kein Kleid machen;“ auch eine äsopische Fabel (Furia 396) muß man damit vergleichen. Das Märchen lautet folgendergestalt. Der Mond bat seine Mutter ihm ein Röcklein zu weben, das ihm recht wäre. Die Mutter sagte „wie kann ich dir's recht machen,

da du bald Vollmond, dann wieder Halbmond und Neumond bist".

[348] Es leidet keinen Zweifel, daß bei den heutigen Griechen Märchen erzählt werden, Pouqueville bemerkt es ausdrücklich. Auch ihre Volkslieder epischen Inhalts, wie wir sie aus einer noch ungedruckten Sammlung kennen, deuten darauf; sie haben übrigens dem Geiste nach manches Ähnliche mit den serbischen und morlakischen. Ganz kindlich wird z. B. in einem erzählt, wie Charon die Seelen der Verstorbenen nach der Unterwelt führt. Die Jungen gehen vor ihm her, die Alten schleppen sich nach, die kleinen Kinder hat er am Sattel festgebunden. Bei dieser traurigen Fahrt trauert die Natur mit, die Berge ragen dunkel und düster in die Höhe. Als sie bei einem Quell anlangen, bitten die Reisenden den Führer „Lieber, kehr hier ein, laß uns bei der Quelle weilen, damit die Alten aus der Flut trinken können, die Jungen spielend mit Steinen werfen, und die Kinder sich die Blumen einsammeln". „Nein," antwortet der Alte, „die Mütter könnten kommen und ihre Kinder sehen, dann wären sie nicht wieder zu trennen." Vergl. Goethe, Kunst und Altertum 4, 49, 265. Von einem andern epischen Volkslied, das Bartholdi in Griechenland aufgenommen und in seiner Reise bekannt gemacht hat, ist die Übereinstimmung mit einem altdeutschen Gedicht in den Altd. Wäldern 2, 181 gezeigt.

Der Orient.

In dieser Übersicht sind Sammlungen, welche die asiatische Litteratur darbietet, nicht angeführt, aus dem einfachen Grunde, weil sich hier kein so naher Zusammenhang äußert und das Einzelne jedesmal an seiner Stelle angemerkt ward. Armut nötigte übrigens nicht dazu, im Gegenteil, dieses Fach ist hier reich besetzt. Nur das Vorzüglichste ist zu berühren.

Zuerst begegnen uns die in der Mitte des 16. Jahrh. (1548) zusammengefügten Erzählungen, der arabischen Tausend und einen Nacht, sowohl durch Gallands Übersetzung bekannt, als

durch die Nachträge von Chavis und Cazotte, deren echten Grund jedoch erst Caussin de Perceval in seiner Fortsetzung*) ans Licht gebracht [349] hat.**) Wie wahrscheinlich in Hinsicht auf ihren Ursprung, so auch Inhalt und Wert nach sind die einzelnen Stücke sehr verschieden. Im ganzen haben sie zwar den Charakter der Märchen, ernster und scherzhafter, indessen sind sie auch wieder durch manche geschichtliche Umstände, besonders durch den berühmten Kalifen Harun-al-Raschid an eine bestimmte Zeit und einen bestimmten Ort gebunden; dies aber hat auf der andern Seite die Phantasie nicht gehindert sich darin nach aller Lust auszubreiten. Insofern zeigt sich auch schon eine gewisse absichtliche Ausbildung, und als ganz rein aufgefaßte Überlieferungen können sie nicht mehr gelten; ein Beispiel mögen die Reisen des Sinbad sein, wo eine kleine Odyssee zusammengetragen ist und wo sich Polyphem so gut wieder findet, wie in jenem oghuzischen Cyklopen, den Diez entdeckt und mit dem homerischen verglichen hat. Auf diese Weise wird wahr, was Goethe im Diwan (S. 286) zu dem Verbot des Korans anmerkt. „In seiner Abneigung gegen Poesie erscheint Mahomet auch höchst konsequent, indem er alle Märchen verbietet. Diese Spiele einer leichtfertigen Einbildungskraft, die vom Wirklichen bis zum Unmöglichen hin- und wiederschwebt, und das Unwahrscheinliche als ein wahrhaftes und zweifelloses vorträgt, war der orientalischen Sinnlichkeit, einer weichen Ruhe und einem bequemen Müßiggang höchst angemessen. Diese Luftgebilde, über einen wunderlichen Boden schwankend, hatten sich zur Zeit der Sassaniden ins Unendliche vermehrt, wie sie uns die 1001 Nacht, an einen losen Faden gereiht, als Beispiele darlegt. Ihr eigentlicher Charakter ist, daß sie keinen sittlichen Zweck haben und daher den Menschen nicht auf sich selbst zurück, sondern außer sich hinaus ins unbedingte Freie führen und tragen. Gerade das entgegengesetzte wollte Mohomet bewirken.“ Die schwächsten Stücke sind die, worin man die meiste

*) Darin auch Bakthiar Nameh, die Geschichte der zehn Veziere, die Knös arabisch, Onsely persisch herausgegeben hat.
**) S. oben S. 131. Anmerk.

Erfindung spürt, und worin die gewöhnliche Zauberei als Zuthat oder Würze allzustark eingemischt ist, z. B. die Erzählung von Condad und Deryabar (Bd. 5) oder von Halib (Bd. 9), letztere gar ist eine unbedeutende und oberflächliche Geistergeschichte. Andere scheinen äußerlich zusammengesetzt, wie die Erzählung von drei Prinzen, die ausziehen, um die wunderbarste Sache herbeizubringen (Bd. 7). Dann folgen die, welche eine sittliche Lehre anschaulich machen, wie z. B. die Erzählung von dem [350] Neidischen (Bd. 1) und zeigen, daß Goethes Behauptung nicht durchaus gelten kann. Bei weitem die größte Anzahl aber besteht aus Märchen, die dem Inhalt nach trefflich, der Darstellung nach reizend und von zarter Schönheit sind. Man kann die glühenden Farben, den Duft einer ungestört aufblühenden Phantasie, das überall durchatmende Leben nicht genug loben. Nur ein paar wollen wir namentlich anführen, der Kalender auf dem Magnetfelsen (Bd. 1), Nureddin (Bd. 4), Aladdin (Bd. 6), Hassan (Bd. 4). Von den deutschen Märchen findet sich ganz oder teilweise Nr. 19. 68. 71. 92. 96. 97. 99 und 142, worüber das Nähere in den Anmerkungen gesagt ist.

Vorzüglich reich erscheint Persien. Schon in dem alten Epos des Firdusi, im Schahnameh, zeigt auch in der kunstreichen Behandlung noch manches Natur und Farbe der Märchen, z. B. die Geschichte von Feridun, von Sam und Salser, von Guschtasp (Anmerk. zu Nr. 90), von Lorasp (Anmerk. zu Nr. 60). Auch ein einzelnes übereinstimmendes Märchen war nachzuweisen (Anm. zu Nr. 144). Ähnliche Anlage wie die 1001 Nacht hat der Tausend und eine Tag. Sind die persischen Erzählungen auch nicht durchaus von dem Wert der arabischen, so kann doch die Geschichte von Kalaf (s. Anm. zu Nr. 55) den besten dort an die Seite gesetzt werden. Die drei Söhne Gjaffars aus Nigaristan (Bildersaal, s. Hammer, Geschichte der persischen Poesie S. 308. 309), eine Sammlung, die auch manches gute und orientalisch fein gedachte enthält, wie z. B. die seltenen Schützenkünste; etwas daraus ist als Gegenstück zu der Brautschau (Nr. 155) bemerkt. Ebenso war Tuti Nameh Erzählung eines Papageien

(Persisch und Englisch von Gladwin. Kalkutta und London 1801) zu benutzen; vergl. die Anmerkung zu Nr. 102 und 129. In Nisamis Werk fand sich gleichfalls ein deutsches Märchen wieder (Nr. 107). Noch ist zu erwähnen Neh-Manzer (franz. von Lescallier 1808), in sieben Tage geteilt, und Bahar Danush (engl. von J. Scott 1799).

Die sieben weisen Meister, gleichfalls aneinander gereihte Erzählungen (worüber Görres über Volksbücher Nr. 22 nachzusehen ist), gehören dem Orient überhaupt an, sowie die reichhaltige und anziehende Sammlung, die Hammer im Rosenöl (Stuttgart 1813 zwei Bändchen) uns zugeführt hat, aus türkischen, arabischen und [351] persischen Quellen genommen ist.*) Dagegen rührt die treffliche Fabelsammlung des Bidpai (Hitopadesa) ursprünglich aus Indien, ist aber in verschiedene orientalische, und fast in alle europäische Sprachen übersetzt, ins Deutsche zuletzt von Philipp Wolff (Stuttgart 1837 zwei Bändchen). Sie entfernt sich in der Anlage schon von dem was wir Märchen nennen, da es auf eine moralische Lehre abgesehen, wenigstens die Geschichte darauf hingewendet ist. Ein echt indisches, mit deutschen übereinstimmendes Kindermärchen ist in den Altd. Wäldern (1, 165—167) nachgewiesen (Anmerkung zu Nr. 144); ein anderes bei der Sage vom Armen und Reichen (Nr. 87).**) Tatarische Überlieferungen enthalten the Relations of Ssidi Kur in Bergmanns nomadischen Streifereien Bd. 1 (Anmerkung zu Nr. 92 und 104). Kalmückische daselbst Tl. 3 und 4. Schön ist es z. B. darin, wie herumirrende Kinder das Mark aus einem Knochen kindlich austeilen (4, 75); überhaupt hat die dort beschriebene Wanderung des Bruders und der Schwester etwas märchenhaftes.

---

*) Auch in den Talmudsagen der Juden liegt manches märchenhafte (vgl. Anmerk. zu Nr. 62), wie man am besten aus dem Auszug von Christoph Helwig (Gießen 1811) sehen kann, so sehr sie auch manchmal ins Abgeschmackte übergehen.

**) Über die Fabeln und Erzählungen der Hindu ist nachzusehen Dubois description of the charakter, manners and customs of the people of India. Lond. 1817. c. 10. 11.

Ein chinesisches Märchen ist in den Anmerkungen zu dem Armen und Reichen (Nr. 87) ausführlich erzählt, und zum Schluß wollen wir ein japanisches, das sich bei Kämper (über Japan von Dohm 1, 149) findet, mitteilen.

Das schönste von allen fliegenden Insekten, das auch in Japan selten gesehen und darum von den Mädchen aufbewahrt wird, ist eine schmale halbrunde Nachtfliege. Ihre durchscheinenden Flügel sind mit blauen und goldenen Streifen der Länge nach geziert, und sind glänzend wie ein Spiegel. Alle Insekten, die nachts fliegen, verlieben sich in diese wunderbare Schönheit. Sie hält sie aber dadurch ab, daß sie zu jedem sagt „gehe erst hin und hole mir Feuer, dann will ich dich lieben". In blinder Hast fliegen sie zu der Kerze und beschädigen sich so sehr, daß sie an kein Wiederkommen denken.

[352] Diese Übersicht der Märchenlitteratur habe ich im Jahr 1822 gegeben und will sie jetzt weiter führen: einen Nachtrag kann ich es kaum nennen, da was seitdem dafür gethan ist, an Gehalt und Umfang das Frühere weit überwiegt.

1. Ein malayisches Märchen ist aus einem der frühern Jahrgänge des Morgenblattes wieder abgedruckt im dritten Band von Kletkes Märchensaal.
2. Märchen der Betschuanen in Südafrika hat der Missionar Casalis gesammelt, drei Stücke davon in Lehmanns Magazin für die Litteratur des Auslands. Jahrgang 1842. Nr. 19. 20. Andere bei Cambell (Reise in Südafrika 2, 368), die G. Klemm in der Kulturgeschichte der Menschheit 3, 390 bis 392 mitteilt. Ebendaselbst (S. 389) zwei Tiermärchen nach den Erzählungen der Neger aus Winterbottoms Werk.
3. African native literature or proverbs, tales, fables and historical fragments in the Kanuri or Bornu language, to which are added a translation of the above and a Kanuri-english vocabulary by rev. S. W. Koelle London 1854.
4. James Athearn Jones Tales of an Indian camp, die zweite Auflage führt den Titel Traditions of the North-

American Indians. London 1830. Drei Bände. Sagen der nordamerikanischen Indianer. Altenburg 1837 in vier Heften. Eine Übersetzung des englischen Werks.

Schoolcraft Algie researches enthält Sagen der Odschibwäs, die mir nur durch Übersetzungen in Lehmanns Magazin 1844 Nr. 43. 46. 89 unter der Überschrift Nordamerikanische Sagen zugänglich gewesen sind.

5. Kalevala oder Kareliens alte lieder aus des finnischen volkes vorzeit herausgegeben von Lönnrot. zwei theile; Helsingfors 1835, so lautet der Titel des Urtextes auf deutsch. Kalevala öfversatt af Math. Alex. Castrén. Helsingfors 1841 zwei Teile. La Finlande son histoire primitive, sa Mythologie, sa Poésie épique. Avec la traduction complète de sa grande épopée: le Kalewala. Par Léouzon le Duc. T. 1. 2. Paris 1845. Kalewala, das Nationalepos der Finnen, nach der zweiten Ausgabe ins Deutsche übertragen von Anton Schiefner, Helsingfors 1852.

[353] Über das finnische epos von Jacob Grimm in A. Höfers Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache 1, 13—55. Berlin 1846, wo man Nachweisung über die Ausgaben des Urtextes findet.

Eric Rudbek (finnisch Eero Salmelainen) Suomen Kansan Satuja ja Tarinoita (finnische Märchen in zwei Bänden) Helsingissä 1852. Davon sind vier Stücke übersetzt in Ermans Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland 13, 476—491, 580 und drei andere unter dem Titel Jenseits der Schären oder der Geist Finnlands, eine Sammlung finnischer Volksmärchen und Sprichwörter von Dr. Bertram. Leipzig 1854. Von Rudbecks Sammlung hat A. Schiefner in den Mélanges russes Bd. 2 den Inhalt angegeben, Betrachtungen über den mythischen Gehalt der Märchen angestellt und die Hinweisungen auf Kalevala angemerkt. Der größere Teil ist in der östlichen Hälfte Finnlands gesammelt.

6. Ahlqvist hat bei den Tschuden (Watjalaiset) sehr eigentüm-

liche Märchen gesammelt und wird sie bekannt machen, wie Schiefner (Mélanges russes 2, 624) bemerkt.

7. Magyarische Sagen und Märchen von Johann Grafen Mailáth. Brünn 1825. Zweite Auflage. Stuttgart und Tübingen 1837, zwei Bände.

   Népdalok és mandák, kiadta Erdély János. Pest Beibelnál, zwei Teile 1846. 47. Ungarische Märchen und Sagen. Aus der Erdélyischen Sammlung übersetzt von G. Stier. Berlin 1850.

8. Fählmann die deutsch-russischen Ostseeprovinzen oder Natur- und Völkerleben in Kur-, Liv- und Esthland. Dresden und Leipzig 1841. Zwei Teile. Koit und Ämmerik übersetzt von Fählmann in dem ersten Band der Verhandlungen der gelehrten esthnischen Gesellschaft und daraus abgedruckt in Lehmanns Magazin 1844. Nr. 48.

   Ausflug nach Esthland im Junius 1807. Meiningen 1830.

   Esthnische Tiermärchen deutsch in Jac. Grimms Reinhart Fuchs CCLXXX—CCXC (1834) nach Rosenplänters Beiträgen zur genauen Kenntnis der esthnischen Sprache Heft 8. S. 120—124.

   [354] Esthnische Volkslieder, Urschrift und Übersetzung von H. Neus. Reval 1850, erste Abteilung.

9. Schiditu Kur abgedruckt in der mongolischen Chrestomathie von Kowalewski. Kasan 1836. 37. Eine Übersetzung aus einer Handschrift hat schon der erste Teil von B. Bergmanns nomadischen Streifereien Bd. 1. Riga 1804 geliefert, Wilh. Schott von zwei Märchen nach Kowalewskis Text in Lehmanns Magazin 1844 Nr. 19. 21.

10. Die Thaten des Bogda Gesser Châns, eine ostasiatische Heldensage aus dem mongolischen übersetzt von I. J. Schmidt. Petersburg und Leipzig 1839. Den Urtext hat schon 1836 der Übersetzer nach der Ausgabe in Peking vom Jahr 1716 abdrucken lassen.

    Die Sage von Gesser Chan von Wilh. Schott in den

Schriften der Berliner Akademie der Wissenschaften 1851. S. 263—295.

11. (Slawonische) Volksmärchen von Joh. Nic. Vogl. Wien 1837.
12. Märchen und Kinderspiele in Griechenland von Zuccarini in der Zeitschrift Ausland vom Jahr 1832. Nr. 57. 58. 61.
13. Walachische Märchen herausgegeben von Arthur und Albert Schott. Stuttgart und Tübingen 1845.
14. Romanische Märchen aus der Bukowina von Ludw. Ad. Staufe (Simiginswiez) in J. W. Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie 1, 42—50. 2, 389.
15. Albanesische Märchen in den albanischen Studien von Jos. Georg von Hahn. Heft 2. S. 163—169. Wien 1853. S. J. W. Wolfs Zeitschrift 1, 377.
16. Volksmärchen der Serben gesammelt und aufgezeichnet von Wuk Stephanowitsch Karadschitsch, ins Deutsche übersetzt von Wilhelmine Karadschitsch. Mit einer Vorrede von Jacob Grimm. Nebst einem Anhange von mehr als tausend serbischen Sprichwörtern. Berlin 1854.
17. Spaziergänge eines Großvaters. Moskau 1819. Ich kenne das russische Buch nur aus Anführungen.

Russische Volksmärchen in den Urschriften gesammelt und ins Deutsche übersetzt von Anton Dieterich. Mit einem Vorwort von Jacob Grimm. Leipzig 1831.

[355] Die ältesten Volksmärchen der Russen von Joh. Nic. Vogl. Wien 1841. Übersetzung aus den Spaziergängen eines Großvaters und aus fliegenden Blättern, großenteils dieselben Märchen, die in Dieterichs Sammlung vorkommen, manchmal in etwas verschiedener Auffassung: aber Dieterich enthält mehr, und drei, die ihm fehlen, sind unbedeutend.

Der tapfere Georg und der Wolf. Aus dem Russischen des Kosaken Luganski (Regimentsarzt Dahl) in Lehmanns Magazin 1836. Nr. 71. 72. Die Urschrift bei Nowosselje, Sammlung von Aufsätzen und Gedichten der jetzt lebenden russischen Schriftsteller. Petersburg 1833.

18. Litauische Märchen hat Schleicher gesammelt und einige in den Sitzungsberichten der philosophisch-historischen Klasse der Wiener Akademie der Wissenschaft, Bd. 11, S. 104—112 bekannt gemacht.
19. Polnische Volkssagen und Märchen. Aus dem Polnischen des K. W. Woycicki von Friedrich Heinrich Lewestam. Berlin 1839.

    Märchen aus dem Weichselthale von Friedr. Uhl. Wien 1847.
20. Wendische Märchen und Legenden in dem zweiten Band der Volkslieder der Wenden in der Ober- und Niederlausitz herausgegeben von Leopold Haupt und Joh. Ernst Schmaler. Grimma 1843.
21. Volksmärchen aus Böhmen von J. Milenowsky. Breslau 1853.

    Böhmische Märchen nach Kulda, deutsch von Joseph Wenzig in der Zeitschrift Europa von Gustav Kühne 1856 Nr. 13. 14. Ein Band davon wird nächstens erscheinen.
22. W. Grant Stewart the popular superstitions and festive amusements of the Highlanders of Scotland. Edinburgh 1823.

    (Crofton Croker) Fairy Legends and Traditions of the south of Ireland. London 1825. Zweite Auflage. Erster Teil 1826. Zweiter und dritter Teil 1828. Der letzte Teil enthält auch einige Märchen aus Schottland und Wales.

    Irische Elfenmärchen übersetzt von den Brüdern Grimm, Leipzig 1826, enthält den ersten Teil von Croker; hinzugefügt [356] ist eine Abhandlung über die Elfen von Wilhelm Grimm mit weitern litterarischen Nachweisungen.

    Sagen und Märchen von K. v. K(illinger), erster Teil Stuttgart und Tübingen 1847. Zweiter Teil. 1849. Eine Sammlung aus Zeitschriften und verschiedenen Büchern, die nachgewiesen werden. Ein dritter und vielleicht ein vierter Teil mit einer vollständigen Übersetzung von Crofton Crokers Werk sollte folgen, ist aber nicht erschienen.

Halliwell the nursery rhymes of England 4. ed. London 1846. Fortsetzung davon, Popular rhymes and nursery tales London 1849.

Popular rhymes, fireside stories and amusements of Scotland. Edinburgh 1842. Traits and stories of the irish peasantry. Dublin 1842.

Skizzen aus Ireland von V. A. Huber. Berlin 1850.

23. Emil Souvestre Le foyer breton, Traditions populaires. Paris (1845).

Volksmärchen aus der Bretagne, für die Jugend bearbeitet von Heinrich Bode. Leipzig 1847. Eine Übersetzung von Souvestre mit Abänderungen.

24. The adventures of the Gooroo Paromarton: a tale in the Tamul language by B. Babington. London 1822.

Le Pantscha-Tantra ou les cinq ruses, fables du Brahme Vichnou-Sarma; aventures de Parmarta et autres contes, le tout traduit pour la première fois sur les originaux indiens; par I. A. Dubois. Paris 1826.

The Vedala Cadai; being the tamul version of a collection of ancient tales in the Sanscrit language, populary known throughout India, and entitled the Vetàla Panchavinsati, translated by G. B. Babington kenne ich nur aus der Nachricht in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1832. Nr. 178.

Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt von Hermann Brockhaus. Teil 1 und 2 Leipzig 1843.

Aus Mahabharata sind einzelne märchenhafte Stücke ausgehoben in den Indischen Sagen von Adolf Holzmann. Drei Teile. Karlsruhe 1845—1847. Zweite Auflage in zwei Bänden. Stuttgart 1854.

[357] 25. Touti Nameh, eine Sammlung persischer Märchen von Nechschebi. Deutsch von Iken nebst einem Anhang von J. G. Kosegarten. Tübingen 1822.

Die Märchen in den Sketches of Persia (von John

Malcolm) T. 1. 2. London 1828 sind ausgezogen in Kisseh-Khün (l. Kisse Chân), der persische Erzähler. Berlin u. Stettin 1829.

26. Wodana, Museum voor nederduische Oudheitskunde uitgegeven door F. W. Wolf. Gent 1843. s. 47—75.

27. Winther dänische Volksmärchen, Kopenhagen 1823.

H. C. Andersen Eventyr fortalte för börn. Kjöbnhavn 1842. Zweite Aufl. Märchen und Erzählungen von H. C. Andersen aus dem Dänischen von Jessen. Braunschweig 1840.

Udvalgte Eventyr og Fortällinger ved Christian Molbech. Kjöbnhavn 1843. Enthält nur zum Teil dänische Märchen und ist eine allgemeine Sammlung.

Nordische Elfenmärchen von Hermann Püttmann. Leipzig 1844.

Eventyr og Folkesagn fra Jylland. Fortalte af Carit Etlar. Kjöbenh. 1847.

Norske Folkeeventyr samlede ved P. Ch. Asbjörnsen og Jörgen Moe. Förste Deel. Christiania 1843. 2den Deels förste Hefte. Das. 1844. Nachträge von Asbjörnsen in einem Reisebericht vom Jahre 1847 in einer dänischen Zeitschrift. Anden Udgave, förste Halfdeel 1850. Alles ist zusammengefaßt in der zweiten vermehrten Ausgabe. Christiania 1852 mit einer Einleitung.

Juleträet for 1850. En Samling af norske Folke- og Börne-Eventyr, fortalte af P. Chr. Asbjörnsen. Christiania 1850. for 1851. Das. 1851.

Norwegische Volksmärchen gesammelt von P. Asbjörnsen und Jörgen Moe. Deutsch von Friedrich Bresemann. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Bd. 1. 2. Berlin 1847.

28. Svenska folk-sagor ock äfventyr. Efter muntlig öfverlemning samlade och utgifna af Gunnar Olof Hyltén-Cavallius och George Stephens. Första delen. Stockholm (1844).

Schwedische Volkssagen und Märchen. Nach mündlichen

Überlieferung gesammelt und herausgegeben von Gunnar Olof Hyltén-Cavallius und George Stephens. Mit Varianten [358] und kritischen Anmerkungen deutsch bearbeitet von Carl Oberleitner. Wien 1848.

29. Östreichische Volksmärchen von Franz Ziska. Wien 1822.

Friedr. Heinr. v. d. Hagen Erzählungen und Märchen. Zweiter Band. Prenzlau 1826.

Ein Büchlein für die Jugend vom Verfasser des Volksbüchleins. Stuttgart und Tübingen 1834.

L. Bechstein die Volkssagen, Märchen, Legenden des Kaiserstaats Östreich. Bd. 1. Leipzig 1841.

Sagen- und Märchenwald von L. Wiese. Teil 1. Barmen 1841. Teil 2. 1842.

Almanach deutscher Volksmärchen von H. Kletke. Berlin ohne Jahr (wahrscheinlich 1842).

Elsässisches Volksbüchlein. Kinder- und Volkslieder, Sprüche und Märchen. Herausgegeben von August Stöber. Straßburg 1842. Auch als Anhang zu dem oberrheinischen Sagenbuch von demselben Verfasser.

Sagen und Märchen aus der Oberlausitz nacherzählt von Ernst Willkomm. Teil 1. 2. Hannover 1843.

Märkische Sagen und Märchen gesammelt und herausgegeben von Adelbert Kuhn. Berlin 1843.

Märchen für Kinder von K. L. Kannegießer. Breslau ohne Jahr.

Aus dem Böhmer Walde von Josef Rank. Leipzig 1843. Neue Geschichten aus dem Böhmer Wald von demselben. Leipzig 1846.

Hundert neue Märchen im (Böhmer) Gebirge gesammelt von Friedmund von Arnim. Erstes Bändchen (mit zwanzig Märchen). Charlottenburg 1844.

Germaniens Völkerstimmen, Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Märchen, Volksliedern. Herausgegeben von Joh. Matthias Firmenich. Erster Teil. Berlin ohne Jahr (1845).

Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Herausgegeben von Karl Müllenhoff. Kiel 1845.

Deutsche Märchen und Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben von Joh. Wilh. Wolf. Leipz. 1845; [359] darin auch eine Übersetzung der Flämischen Märchen aus der Wodana.

Deutsches Märchenbuch. Herausgegeben von Ludwig Bechstein. Leipzig 1845.

Neue preußische Provinzialblätter. Herausgegeben von A. Hagen und Meckelburg. Bd. 1. Königsberg 1846.

Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen. Gesammelt von Emil Sommer. 1. Heft. Halle 1846.

Erzählungen eines Großmütterchens. Von Joh. N. Vogl. Wien ohne Jahr. Enthält auch einige deutsche Märchen.

Volkssagen aus Vorarlberg. Gesammelt von J. F. Vonbun. Wien 1847. 2. verm. Aufl. Innsbr. 1850.

Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg, Pommern, der Mark, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Hannover, Oldenburg und Westfalen. Aus dem Munde des Volks gesammelt und herausgegeben von A. Kuhn und W. Schwarz. Leipzig 1848.

Beitrag zur deutschen mythologie von Friedrich Panzer. Band 1. München 1848. Band 2. 1855.

Deutsche Hausmärchen herausgegeben von Johannes Wilhelm Wolf. Göttingen und Leipzig 1851.

Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Zingerle. Innsbruck 1852. Zweiter Band Regensburg 1854. Jener ist nach den Nummern, dieser nach den Seitenzahlen angeführt.

Deutsche Volksmärchen aus Schwaben aus dem Munde des Volks gesammelt und herausgegeben von Dr. Ernst Meier. Stuttgart 1852.

Märchen und Sagen des Luxemburger Landes von N. Steffen. Luxemburg 1853.

Kinder- und Volksmärchen gesammelt von Heinrich Pröhle. Leipzig 1853.

Märchen für die Jugend, herausgegeben von Heinrich Pröhle. Halle 1854.

Märchen und Sagen von Carl und Theodor Colshorn. Hannover 1854.

[360] Tiermärchen der Siebenbürger Sachsen gesammelt (und in einem Programm herausgegeben) von Joseph Haltrich. Kronstadt 1855.

Eine sorgfältige Sammlung „deutscher Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen" von demselben Verfasser wird bald gedruckt erscheinen.

Ich rechne es mir zum Verdienst an, daß ich Bücher hier übergehe, die nicht das geringste Neue enthalten, sondern aus andern zusammengetragen sind, oder eigene Erfindungen liefern, die für uns keinen Wert haben.

Wie einsam stand unsere Sammlung, als sie zuerst hervortrat, und welche reiche Saat ist seitdem aufgegangen. Man lächelte damals nachsichtig über die Behauptung, daß hier Gedanken und Anschauungen erhalten seien, deren Anfänge in die Dunkelheit des Altertums zurückgingen: jetzt findet sie kaum noch Widerspruch. Man sucht nach diesen Märchen mit Anerkennung ihres wissenschaftlichen Werts und mit Scheu an ihrem Inhalt zu ändern, während man sie früher für nichts als gehaltlose Spiele der Phantasie hielt, die sich jede Behandlung müßten gefallen lassen.

Das neu zu Tag geförderte verdient nähere Betrachtung, ich will dabei an dem äußersten Rand des Horizonts beginnen. Ein malayisches Märchen erscheint ebenso anmutig in der Darstellung als eigentümlich in der Auffassung. Zwar eine Brautwerbung ist ein so gewöhnliches Ereignis, daß die Sagen aller Völker davon berichten, aber daß der Werbende vor einer der gestellten Bedingungen zurückweicht, macht einen Gegensatz zu der Bereit-

willigkeit, womit er sonst den gefährlichsten sich unterzieht. Ein König will dem Rat der Großen seines Reichs folgen und nach dem Tod seiner Gemahlin sich wieder vermählen, aber er besteht darauf keine andere zu nehmen als die Fürstin von Ledang, die in weiter Ferne auf einem schwer zugänglichen Berg wohnt. Boten gehen ab, doch nur einer wagt sich auf den schwierigen Pfad. Ihm droht erst Frost und Kälte, dann gelangt er in einen Wundergarten, wo die Vögel in fremdartigen Tönen sich hören lassen, die Citronen rauschen, die Weinbeeren kichern, die Pomeranzen lächeln, die Rosen singen. Die Fürstin erscheint in der Gestalt einer buckeligen Alten und erklärt ihren Willen sich nur dann mit dem König zu vermählen, wenn er eine goldne und eine silberne Straße von Malacca nach Ledang bauen lasse, wenn [361] er ihr das Herz einer Mücke und einer Motte, drei Ellen breit, darreiche, ferner ein Faß mit Menschenthränen, endlich ein Fläschchen mit seinem Blut und ein anderes mit dem Blut seines Sohns. Als der König die Antwort vernimmt, erklärt er sich bereit in alle Bedingungen einzugehen, nur gegen das Aderlassen empfinde er Abneigung.

Die zahlreichen Märchen der Betschuanen in Südafrika sind zwar gesammelt, aber erst wenige davon mitgeteilt, so erwünscht ihre Bekanntmachung wäre; sie scheinen in jeder Beziehung merkwürdig und wertvoll. Eins davon erzählt wie zwei Brüder ausziehen ihr Glück zu versuchen. Der jüngere gewinnt einem Riesen eine große Herde Kühe ab, in welcher sich eine befindet, die weiß ist wie der gefallene Schnee. Er kommt mit dem älteren Bruder wieder zusammen, der nur eine Herde Hunde erworben hat. Dieser verlangt jetzt die weiße Kuh, und als sie ihm versagt wird, ermordet er hinterlistig den jüngeren bei einem Brunnen. Alsbald sitzt auf dem Horn der weißen Kuh ein Vöglein und verkündigt was geschehen ist. Der Mörder zerschmettert das Vöglein mit einem Steinwurf, aber es erscheint wieder auf dem Horn. Er tötet es abermals, verbrennt es und zerstreut seine Asche in den Wind. Das Vöglein zeigt sich zum drittenmal und spricht „ich bin das Herz des Getöteten: mein Leich-

nam ist bei der Quelle in der Wüste". Es gleicht dem dreimal wiederkehrenden, die Unthat verratenden Vöglein im Machandelbaum (Nr. 47), aber noch mehr dem singenden Knochen (Nr. 28) wo die Ereignisse fast dieselben sind. Eine andere Erzählung liefert ein merkwürdiges Tiermärchen, in welchem der Hase die Rolle des Fuchses spielt, wenn dieser nicht wirklich gemeint ist und hier nur ein Mißverständnis waltet. Er verrät die andern Tiere an den Löwen und überlistet hernach auch diesen, indem er dessen Schweif in Pfählen so verflicht daß er nicht entrinnen kann und verschmachten muß. Als sich der Hase aber in die Haut des Löwen steckt und die Tiere zitternd ihm Geschenke darbringen, wird er übermütig und prahlt mit seiner List, die den Abscheu und die Verachtung der Tiere hervorruft, so daß er sich ein Ohr abschneiden muß, um nicht erkannt zu werden.

Kölle hat fünf Jahre lang in Sierra Leone gelebt, wo er die noch unbekannte Sprache der Neger von Bornu erlernt und ihre Überlieferungen mit musterhafter Treue gesammelt hat. Diese sind um so wichtiger als ein Einfluß der Schrift nicht stattfinden oder [362] etwas Fremdartiges sich einmischen konnte. Mit Überraschung bemerkt man auch hier Verwandtschaft im Ganzen oder in einzelnen Zügen mit den Märchen anderer weit entfernten Völker. Die Darstellung ist im höchsten Grade einfach, weiß nichts von einer Verschönerung oder der Beimischung irgend eines Reizes und denkt nur den Inhalt so wiederzugeben wie sie ihn empfangen hat. Merkwürdig, daß außer Zaubereien kaum etwas übernatürliches oder wunderbares vorkommt, keine Riesen, Zwerge und Kobolde; diese Mittelglieder scheinen dort unbekannt. Die Tiermärchen sind die zahlreichsten, wie überall, aus dem ununterbrochenen Umgang des Menschen mit den Tieren hervorgegangen, und auf die Natur derselben, auf ihr eigentümliches Wesen gegründet. Der Hahn, die Henne, die Katze, die Tiere des Waldes und Feldes, sogar die Grille und Ameise treten darin auf und zeigen sich ohne Rückhalt in ihren guten und bösen Eigenschaften. Den Menschen stehen sie viel näher, ihre Verhältnisse und Einrichtungen gleichen sich vollkommen, ja sie haben

Priester und wenden sich mit ihren Bitten und Wünschen an das höchste Wesen, das über ihre Handlungen Urteil spricht. Es erscheinen nur die Tiere des Landes, natürlich also auch der Elefant, der Löwe, der Leopard, die Hyäne und die Schlange. Der Fuchs kommt nicht vor, aber seine Stelle nimmt das Wiesel ein, das an Klugheit und Verstand alle andern Tiere übertrifft; wie es dazu gelangt ist, wird in einem sinnvollen Märchen erzählt. Der Gegensatz der Vögel und vierfüßigen Tiere fehlt nicht, auch nicht der Krieg zwischen beiden, worin die Mächtigen von den Kleinen, der Elefant von dem Wiesel und dem Vogel überlistet werden.

Nur fünf Märchen stellen menschliche Verhältnisse dar. In dem ersten wird von dem Sohn eines Reichen und dem Sohn eines Armen erzählt, die von ihrer Kindheit an in innigster Freundschaft leben. Der Reiche hat vier Frauen, der Arme kann seiner Dürftigkeit wegen keine nehmen. Der Reiche giebt seinem Freund fünf Pfund Kupfergeld und sagt ihm er solle zu seinen Frauen gehen und bei jeder anfragen ob sie ihn insgeheim lieben wolle. Die erste oder die Hauptfrau weist ihn zurück, ebenso die zweite und dritte, aber die vierte willigt ein und erklärt ihm, daß sie Liebe zu ihm empfinde, worauf er ihr die fünf Pfund giebt. Der Arme stattet seinem Freund Bericht ab, dieser spricht „komm morgen Abend zu mir und wenn ich Zank mit dieser Frau anfange, so mische dich nicht hinein“. Als nun [363] beide Jünglinge zusammensitzen und essen, läßt der Reiche die Frau rufen und heißt sie ihm gleich Wasser zum Waschen bringen. Sie antwortet „bin ich deine Sklavin, daß du so sprichst?“ Es erhebt sich ein Zank zwischen beiden, und die Frau verflucht den Mann. Da sagt er „geh und verlaß mein Haus, ich habe dich nicht weiter nötig, geh heim. Ich will dich nicht weiter meine Frau nennen, such dir einen andern Mann, ich habe nichts weiter mit dir zu schaffen.“ Die Frau nimmt ihre Sachen und geht in das Haus ihres Vaters, der nichts von der Verabredung der beiden Freunde weiß. Sie wird darauf die Frau des Armen, der Reiche giebt ihm zwanzig Pfund Kupfergeld, um sich dafür

bei dem Priester trauen zu lassen, auch die nötigen Kleider. Am folgenden Tag geht der Arme zu seinem Freund und kündigt ihm seine Verheiratung an. Dieser ist erfreut darüber und versichert, daß nichts in der Welt ihre Freundschaft auflösen könne. Als die Frau nach einem Jahr einen Knaben gebiert, bringt der Reiche einen Widder, eine Geiß, Geflügel und allerlei Speisen, um die Gäste zu bewirten, wenn das Kind einen Namen erhalte. Im dritten Jahr gebiert die Frau ein Mädchen. Danach legt sich eines Tags der Reiche zu Bett, stöhnt und stellt sich an als wenn er heftig erkrankt wäre. Der Arme bringt ihm Arznei, aber sie wirkt nicht. Er ruft einen alten Mann herbei, weiß aber nicht, daß dieser mit dem Reichen sich verabredet hat. Der Alte sagt auf Antrieb des Reichen zu dem Armen „du mußt deinen Knaben deinem Freund übergeben, damit er ihn töte: wenn er dessen Blut sieht, so wird er gesund, wo nicht, so muß er sterben." Der Arme geht heim, führt das Kind an seiner Hand herbei und übergiebt es seinem Freund. Der Alte spricht zu ihm „du kannst heimgehen; morgen wirst du sehen ob dein Freund gesund ist oder nicht". Als er fort ist, läßt der Reiche den Knaben nach einem benachbarten Ort bringen, wo er verborgen gehalten wird. Der Alte tötet einen Widder und sprengt sein Blut auf den Boden. Dann essen sie beide in der Nacht das Fleisch des Widders, die Knochen aber werfen sie in eine Grube, so daß jede Spur verschwindet. Am andern Morgen kommt der Arme, der Reiche spricht „meine Krankheit ist geschwunden". Er zeigt ihm die Spuren des Blutes auf dem Boden, aber der Freund bleibt standhaft. Der Reiche spricht „Gott segne dich, ich kann dir nicht vergelten was du an mir gethan hast. Wir wollen Freunde bleiben, bis der Herr uns trennt". So dauert ihre Freundschaft [364] fort, und der Arme gedenkt nie seines verlorenen Sohns. Als der Knabe sieben Jahr alt geworden ist, läßt ihn der Reiche kommen, bringt ihn in die Versammlung des Volks und läßt den Armen rufen. Er erklärt, daß seine Krankheit eine Verstellung gewesen sei, um seinen Freund zu prüfen. Er habe den Knaben verlangt um durch sein Blut geheilt zu werden. Der

Freund habe ihn gebracht und gesagt „töte ihn“, er aber habe es nicht gethan, sondern einen Widder geschlachtet. Damit giebt er ihn dem Vater zurück. Alle preisen den treuen Freund. Es ist die alte weit verbreitete, mannigfach gestaltete Sage von den beiden Blutsfreunden, die sich gegenseitig das Liebste opfern; sie liegt dem Märchen von dem treuen Johannes (Nr. 6) zu Grund, kommt aber auch noch in orientalischen Erzählungen vor. Mit milderem Sinne wird hier das Kind nicht wirklich getötet wie in andern Auffassungen, und es ist kein Wunder zu seiner Wiederbelebung nötig.

Die zweite Erzählung soll zeigen wie der Hochmut bestraft werde. Ein hoher Geistlicher und ein Heide leben in innigster Freundschaft, aber der Geistliche verschmäht auf einer Fahrt nach Mekka die Begleitung des Heiden, der hinter ihm herzieht. Dem Heiden wird der Eintritt in die Moschee gestattet, dem Geistlichen versagt, weil er seinen Freund verleugnet hat. Als sie wieder nach Haus gekommen sind, erkranken nach einem Monat beide und sterben an einem Tag. Sie sollen nahe nebeneinander begraben werden. Das Grab des Heiden ist leicht zu graben in sandigen Boden, in welchem sich unten Wasser befindet. Als man aber das Grab des Geistlichen zu graben beginnt, stößt man bald auf Felsen, und so jedesmal, wenn man eine andere Stelle wählt. Der Geistliche wird endlich in ein solches Grab gelegt, kann aber nur halb bedeckt werden: der Heide liegt tief und wohl bedeckt, das Wasser dringt herauf und flutet darüber, und er ist allein in den Himmel gekommen.

Das dritte Märchen erzählt von einem Diener Gottes, der ein einäugiges Weib hat und ein Pferd. Er versteht die Sprache der Tiere des Waldes, der Vögel die vorbeifliegen, der Hyäne, wenn sie nachts in die Nähe der Wohnungen kommt und schreit, des Pferdes, wenn es hungrig ist und wiehert, dem er dann Gras holt. Eines Tages hört er was vorbeifliegende Vögel sprechen und lacht darüber. Sein Weib fragt ihn nach der Ursache. „Ich darf es dir nicht sagen,“ antwortet er. „Ich weiß schon,“ antwortet sie, „du lachst weil ich [365] einäugig bin.“ Der

Mann spricht „das habe ich gesehen, bevor ich dich liebte und bevor wir uns heirateten.“ Die Frau beruhigt sich, aber als sie einmal zu Bette liegen und Mitternacht vorbei ist, trägt es sich zu, daß oben auf dem Dach eine Ratte mit seiner Frau scherzt und beide darüber herab auf den Boden fallen. „Das ist ein schlechter Spaß,“ sagt die Rattenfrau, „ich habe den Rücken gebrochen.“ Der Mann lacht im Bett, alsbald richtet die Frau sich auf, packt ihn und hält ihn fest. „Jetzt lasse ich dich nicht aus dem Haus,“ spricht sie, „wenn du mir nicht sagst was du gehört und worüber du gelacht hast.“ „Laß mich in Ruhe,“ erwidert der Mann, aber die Frau besteht auf ihrem Willen. Er bequemt sich endlich dazu und sagt ihr, daß er die Stimme der Tiere und Vögel verstehe, womit sie sich zufrieden giebt. Am Morgen steht er auf und geht zu seinem Pferd, aber als es wiehert, versteht er es nicht, auch nicht mehr die Sprache der andern Tiere. Da setzt er sich in seinem Haus nieder, läßt den Kopf hängen und spricht zu sich selbst „wenn ein Mann sein Herz aufschließt und äußert seine inneren Gedanken, so straft ihn Gott dafür. Ich verstand die Sprache der Tiere, aber heute hat der Teufel mich von dem rechten Weg abgehalten. Weil ich mein Geheimnis einer Frau eröffnete, hat der Herr meine Ohren verstopft“.

Ein entsprechendes deutsches Märchen kenne ich nicht, aber es kommt, wie oben (S. 298) zu Straparola (12, 3) bemerkt ist, anderwärts vor. In der 1001 Nacht hört ein Kaufmann, der die Sprache der Tiere versteht, wie ein Ochs einem Esel einen listigen Rat erteilt, und lacht darüber. Seine Frau will die Ursache wissen, der Mann sagt, er habe über das gelacht, was der Ochs dem Esel eröffnet habe, weigert sich aber mehr zu sagen und erklärt, daß es ihm sein Leben kosten würde, wenn er sein Geheimnis entdecke. Die Frau glaubt das nicht und will ihn verlassen, wenn er nicht offenbare, worüber er gelacht habe. Der Mann sieht, daß sie nicht von ihrem Vorsatz abzubringen ist, setzt sich vor die Thüre seines Hauses und überlegt ob er seiner Frau sein Leben zum Opfer bringen solle. Da bemerkt er wie

der Haushund dem Hahn Vorwürfe macht, daß er mit einer Henne scherze, während das Leben ihres Herrn auf dem Spiel stehe. Der Hahn erwidert „unser Herr ist nicht klug, ich habe 50 Hennen, die mir gehorchen, er wird sich schon zu helfen wissen. Er nehme einen guten Stock, schließe sich mit seiner Frau in eine [366] Kammer ein und gebe ihr eine hinlängliche Tracht Schläge". Als der Kaufmann das angehört hat, erhebt er sich, nimmt einen Stock und schlägt so wacker auf die Frau los, daß sie bittet sie loszulassen und verspricht nicht weiter zu fragen. Wiederum verschieden ist Straparolas oder vielmehr Morlinis Erzählung. Friedrich von Pozzuoli reitet eines Tags auf einer trächtigen Stute nach Neapel und hat seine schwangere Frau hinter sich sitzen. Ein Füllen folgt von weitem nach und ruft seiner Mutter zu, sie solle langsamer gehen, es könne als einjährig nicht folgen. Die Stute antwortet ihm „ich trage dem Herrn und die schwangere Frau und deinen Bruder im Leib, du bist jung und trägst nichts, wenn du nicht mitkommen kannst, so bleibe zurück." Der Mann, der die Sprache der vierfüßigen Tiere versteht, lächelt über diese Reden. Seine Frau fragt warum er lache. Er antwortet wenn er das verrate, so koste es ihm sein Leben. Sie aber will es durchaus wissen und droht, wenn sie es nicht erfahre, sich mit einem Strick die Kehle zuzuschnüren. Der Mann sagt, wenn sie würden zurückgekehrt sein, wolle er ihr alles entdecken. Als sie wieder zu Haus sind, erinnert sie ihn an sein Versprechen. Er antwortet, sie möge erst den Notar holen, damit dieser, da seine Entdeckung ihm den Tod bringen werde, seinen letzten Willen aufsetze. Während seine Frau auf dem Wege dahin ist, liegt er im Bette und hört den Hund, der dem Hahn über sein lustiges Krähen Vorwürfe macht und nun folgt die Entwicklung wie in der 1001 Nacht. Ein serbisches Märchen leitet auf eigentümliche Weise ein. Ein Hirte errettet eine junge Schlange vom Feuertod, sie ringelt sich um seinen Hals, und er bringt sie zu ihrem Vater. Sie giebt ihm den Rat von diesem zur Belohnung keine Schätze zu verlangen, sondern die Gabe die Sprache der Tiere zu verstehen. Nach einiger Weigerung erfüllt er sein

Begehren. Auf der Rückkehr, als er sich zur Ruhe niedergelegt hat, hört er die Stimme zweier Raben, die ihm einen großen Schatz verraten, den er ausgräbt, und wodurch er ein reicher Mann wird. Weihnachten begiebt er sich mit seiner Frau auf einen Meierhof, wo er den Hirten einen großen Schmaus bereitet. Er spricht zu ihnen „esset und trinket, ich will diese Nacht an eurer Stelle bei den Herden bleiben". Um Mitternacht zeigen sich Wölfe und sprechen zu den Hunden „dürfen wir kommen und Schaden anrichten, so sollt ihr auch Fleisch haben". Die Hunde willigen ein, doch ein alter ist darunter, der sagt zu ihnen „wenn ich auch nur [367] zwei Zähne im Munde habe, so sollt ihr meinem Herrn keinen Schaden thun". Am andern Morgen läßt der Herr alle Hunde bis auf den alten totschlagen. Er kehrt hierauf mit seiner Frau wieder heim. Er reitet einen Hengst, die Frau reitet eine trächtige Stute. Der Hengst wiehert und spricht zur Stute „vorwärts, warum bleibst du so zurück?" Die Stute antwortet „du trägst nur den Herrn, ich aber trage dreie, die Frau, das Kind mit dem sie guter Hoffnung ist und das Füllen in meinem Leibe". Der Mann lacht, als er das hört, und die Frau fragt ihn nach der Ursache. Der Mann weicht mit seinen Antworten aus, endlich sagt er „wisse ich muß augenblicklich sterben, so wie ich es sage". Aber sie quält ihn ohne abzulassen. Sobald sie zu Hause sind, bestellt der Mann einen Sarg, stellt diesen vor das Haus und sagt zu der Frau „ich werde mich in diesen Sarg legen und dir dann sagen warum ich gelacht habe, aber wie ich es ausspreche, werde ich sterben". Er legt sich hinein, wie er um sich blickt, so sitzt bei seinem Haupt der alte Hund von dem Meierhof. Die Frau muß ein Stück Brot bringen, das er dem Hund vorwirft, der es aber nicht ansieht. Da kommt der Haushahn gelaufen und pickt daran. Der Hund spricht „elender Nimmersatt, du kannst fressen, wenn du siehst, daß der Hausherr sterben will". Der Hahn antwortet „mag er sterben, wenn er so dumm ist. Ich habe hundert Weiber, die rufe ich zusammen, wenn ich ein Körnlein finde, wenn sie aber herbeikommen, so verschlucke ich's selbst, und wollte es mit meinem Schnabel be-

lehren, wenn sich eines dagegen auflehnen sollte. Er hat nur Ein Weib und ist nicht imstande es zur Ruhe zu bringen". Wie der Mann das hört, springt er aus dem Sarg, ergreift einen Stock, giebt ihr einen Schlag auf den andern und ruft „das ist es, Weib! Das ist es!" Man sieht die Erzählungen sind aus einer Wurzel aber in verschiedener Gestalt aufgewachsen, die schlichte Auffassung der Neger scheint die vorzüglichste, sie hat den mildesten und bedeutendsten Schluß: weil der Diener Gottes das anvertraute Geheimnis verrät, geht ihm die höhere Begabung verloren, und von einer Strafe der Frau, die nur eine natürliche Neugierde befriedigen wollte, ist keine Rede. Der Mann hat gefehlt, aber die Frau hat ihn dazu verleitet.

Das vierte Märchen erzählt von sechs Söhnen die der Vater vor sich kommen läßt, weil er wissen will was für einen Beruf sie zu ergreifen gedenken. Der eine will ein Krieger werden, der zweite ein [368] Dieb, der dritte ein Straßenräuber, der vierte ein Kaufmann, der fünfte ein Landbauer, der sechste ein Grobschmied. Der älteste geht an den Hof des Königs und wird im Krieg auf der Flucht vor dem Feind getötet und zwar er allein, seine Gefährten entrinnen. Der zweite stiehlt Tag für Tag, wird aber beim Pferdediebstahl ertappt und aufgehängt. Der dritte treibt Handel, wird aber von Wegelagerern überfallen, seiner Waren beraubt und getötet. Der vierte wird bei einem Raub überwältigt und erschlagen. Nach zwei Jahren fordert der Vater abermals seine Söhne auf zu ihm zu kommen. Nur der Landbauer und Schmied erscheinen. Er fragt wo die andern geblieben seien, sie geben ihm Nachricht von dem Geschick derselben. Der Vater spricht zu den beiden „ihr hattet ein gutes Geschäft ergriffen, ihr seid klug gewesen, aber ihr habt die Weisheit nicht von mir empfangen, sondern von Gott. Wenn ich to[t] bin, könnt ihr euch selbst ernähren, und wenn euch Gott Weibe[r] und Kinder giebt, so unterrichtet die Kinder in eurer Arbeit". Das deutsche Märchen von den vier kunstreichen Brüdern (Nr. 129) ist in der Grundlage damit verwandt.

Das fünfte ist ein Schwank eines listigen Mädchens. Ei[n]

Mann hat eine schöne Tochter, und es kommen zwei Jünglinge, die um sie werben. Der Vater sagt „kommt morgen wieder, dann will ich mich entscheiden, wer sie zur Frau haben soll“. Als sie zu der bestimmten Zeit erscheinen, sagt der Vater „bleibt hier und wartet, während ich ausgehe und ein Stück Zeug kaufe“. Als er damit zurückgekehrt ist, ruft er seine Tochter herbei und spricht zu den Jünglingen „euer sind zwei und ich habe nur Ein Mädchen. Ich zerschneide das Zeug zu zwei Kleidern, wer am ersten mit dem Kleid fertig ist, der soll meine Tochter zur Frau haben“. Die beiden sind bereit, und der Vater ruft seine Tochter herbei, giebt ihr ein Knäuel Garn und heißt sie Faden drehen. Das listige Mädchen reicht dem, der ihr gefällt, kurze Faden, dem andern aber lange. Jener bringt das Kleid zuerst fertig und der Vater giebt ihm die Tochter.

Von den Tiermärchen, die ihrer Eigentümlichkeit und ihres zum Teil sinnreichen Inhalts wegen besondere Aufmerksamkeit verdienen, muß ich ausführlich reden; es sind ihrer zwölf.

1. Die Henne und die Katze. Die Katze kommt zur Henne und sagt zu ihr „laß uns Freundschaft miteinander machen“. Die Henne antwortet „liebst du mich auch wie einen Freund?“ Die Katze [369] sagt ja, und die Henne willigt ein. Es wird verabredet, daß sie den andern Morgen zusammen nach einem Ort in der Nachbarschaft gehen wollen. Die Henne schläft mit ihren Kindern bis zum Hahnenschrei, dann begeben sie sich zu der Katze, die ihr Vorwürfe macht, daß sie gewartet habe bis der Tag angebrochen sei. Die Henne begleitet mit ihren Kindern die Katze, aber es dauert nicht lange, so packt die Katze zwei von den Kleinen. „Schwester Katze,“ sagt die Henne, „warum packst du zwei von meinen Kindern?“ „Sie haben noch nicht Kraft genug zu gehen,“ antwortet die Katze, „ich habe sie daher an mein Herz genommen.“ „Wenn du das thust,“ sagt die Henne, „so hat unsere Freundschaft ein Ende.“ „Willst du keine Freundin haben, so kann ich dich nicht heimgehen lassen,“ spricht die Katze, thut einen Sprung und packt den Kopf der Henne. Diese schreit um Hilfe, und als Leute herbei eilen, läßt die Katze sie los und

läuft in den Wald. Die Leute sagen ihr, sie solle sich in Zukunft vor der Freundschaft der Katze hüten. In dem Ausgang zeigt sich Ähnlichkeit mit dem deutschen Märchen von der Katze und Maus (Nr. 2).

2. Die Störchin und die Kröten. Die Kinder einer Störchin schreien nach Futter und sie kann keins finden. Auf den Rat eines Freundes legt sie sich morgens früh an einen Bach, streckt Beine und Flügel aus, macht die Augen zu und bewegt sich nicht, als wenn sie tot wäre. Eine Kröte findet sie in diesem Zustand, geht und holt die andern Kröten herbei. Sie packen die Störchin an den Flügeln und Beinen, schleppen sie fort und singen dabei. Nach einiger Zeit öffnet die Störchin die Augen, wie die Kröten das sehen, laufen sie davon, aber die Störchin erhebt sich, läuft hinter ihnen her, verschluckt eine nach der andern und füllt damit ihren Kropf. Dann fliegt sie heim und füttert ihre hungrigen Kinder. Daher, wenn die Kröten in einem Bach quaken und sehen jemand kommen, so sind sie gleich still, weil sie denken der Storch komme. Wahrscheinlich sind Frösche gemeint.

3. Das Wiesel und sein Weib. Das Weib eines Wiesels hat ein Kleines geboren, ruft den Mann und spricht „such mir Zeug zu Kleidern, wie ich sie gerne habe". „Was ist das für Zeug?" fragt der Mann. Die Frau sagt „mir gefällt eine Elefantenhaut". Das Wiesel geth zu einem befreundeten Vogel und fragt ihn wie es zu einer Elefantenhaut kommen könne. Der Vogel sagt „ich will dich eine List lehren, wie du dazu gelangen kannst. Bitte den Mistkäfer, den [370] Vogel, die Katze, den Hund, die Hyäne, den Leopard, den Löwen und Elefanten, sie möchten zu dir kommen und dir helfen deinen Acker reinigen, der mit Gras überwachsen sei. Kommen sie, so kannst du die Haut des Elefanten erlangen". Das Wiesel befolgt den Rat. Am nächsten Morgen kommt zuerst der Mistkäfer und fängt an zu hacken. Dann der Vogel. Das Wiesel fragt „wer ist vor mir gekommen?" „Der Mistkäfer." Wie der Vogel ihn erblickt, verschlingt er ihn. Hierauf kommt die Katze und verschlingt den Vogel. So geht es weiter, jedesmal werden dem Neuangelangten die Tiere auf-

gezählt, die schon gekommen und aufgefressen sind. Der Hund frißt die Katze, die Hyäne den Hund, der Leopard die Hyäne, der Löwe den Leoparden. Jetzt erscheint der Elefant und geht auf den Löwen los, aber das listige Wiesel hat eine Grube gegraben, in deren Mitte einen zugespitzten Pfahl befestigt, und sie dann mit Erde bedeckt. Der Elefant fällt bei dem Kampf mit dem Löwen hinein, und der Löwe geht in den Wald zurück. Das Wiesel nimmt sein Messer, zieht dem Elefanten die Haut ab, bringt sie seiner Frau und spricht „da hast du das Zeug, wonach du Verlangen gehabt hast". Jetzt sagt man „der Mensch ist so listig wie ein Wiesel".

4. Der Schakal und die Hyäne. Zu einer Zeit ist Hungersnot im Land. Die Hyäne geht in den Wald Futter zu suchen und findet eine Menge Affen, die sich in einem See baden. Die Hyäne spricht „mein Fell ist beschmutzt, laßt mich mit euch baden". Die Affen willigen ein und die Hyäne steigt in das Bad. Sie packt aber einen Affen, zieht ihn herab ins Wasser und birgt ihn auf dem Grund. Die Affen verlassen das Bad und begeben sich nach Haus. Als sie weg sind, holt die Hyäne den getöteten Affen heraus und geht damit heim. Die Affen vermissen zu Haus einen von den Ihrigen, und niemand weiß von ihm. Am andern Tag sind sie wieder im Bad, auch die Hyäne kommt wieder. Als sie gefragt wird ob sie einen von den Ihrigen weggefangen habe, sagt sie „habt ihr gesehen, daß ich einen von euch in meiner Tatze hielt oder daß ich Blut an mir hatte". Sie drohen ihr mit dem Tod, wenn sie nicht weggehe. Sie entfernt sich, aber am andern Morgen nimmt sie einen kleinen Stein, geht wieder hinaus zu dem Bad und verbirgt sich, daß die Affen sie nicht sehen können. Da wartet sie die Gelegenheit ab und wirft einen Affen mit dem Stein, daß er ins Wasser fällt, und als die andern weggegangen [371] sind, holt sie ihre Beute und geht heim. Der Priester Schakal begegnet ihr und klagt, daß seine Frauen und Kinder hungerten. Die Hyäne heißt ihm am andern Morgen wieder kommen und führt ihn dann zu dem Bad der Affen, wo sie sich unter einem Baum verbergen. Die Hyäne spricht „Bruder, sieh

zu, daß du etwas erwischest, bringe mir's dann, ich will es zwischen uns teilen". Der Schakal springt ins Wasser, taucht unter und gelangt zu den Affen, ohne daß sie ihn sehen. Da erhebt er seinen Kopf, ergreift einen Affen und zieht ihn herab. Dann schwimmt er mit seiner Beute fort und bringt sie zur Hyäne. Diese nimmt ihr Messer, schneidet den Vorderbug ab und giebt ihn dem Schakal, der damit heim geht. Am nächsten Morgen begiebt er sich abermals zu dem Wasser und packt den größten Affen, der laut schreit, worauf die übrigen fortlaufen. Der Schakal ersäuft den Affen, hebt ihn auf seinen Kopf und denkt „bring ich ihn der Hyäne, so giebt sie mir ein kleines Stück und behält das meiste für sich". Er geht also mit seiner Beute heim, aber die Hyäne, die seine Listigkeit kennt, macht sich auf und begegnet ihm. Sie steht still und er steht still. Sie macht ihm Vorwürfe und hält ihm vor was sie für ihn gethan hat, „du hast mir meine Güte nicht vergolten und jetzt sollst du und dein Raub meine Beute sein". Mit diesen Worten packt sie ihn, und sie kämpfen miteinander bis der Schakal den Raub zurückläßt und heim läuft. Der Schakal ist der Priester aller Tiere und kennt viele Zaubermittel. Er verwandelt sich in einen alten Mann, geht zu der Hyäne und spricht „kennst du mich? Der Priester Schakal kam zu mir und sagte mir, daß du ihm den Weg versperrt hast, ihm wegnahmst was ihm Gott gegeben hatte in dem Wald, ihn hart schlugst und weggingst. Weißt du nicht, daß er der Priester aller Tiere ist? Bringe gleich hierher was du ihm genommen hast, ich will dem Priester geben was ihm gebührt. Thust du das nicht, so will ich meine Söhne rufen, die sollen dich binden und zu mir bringen, dich zu dem Priester tragen, damit er dich tötet". Als die Hyäne das hört, verliert sie den Mut und zittert am ganzen Leib. Sie holt das Fleisch, das sie dem Schakal abgenommen hat, und übergiebt es dem Alten. Dieser sagt zu ihr „das ist abgethan, aber wenn ich wieder vernehme, daß du etwas genommen hast, das einen Priester gehört, so sollst du nicht aus der Höhle kommen, in welche ich dich setzen werde. Laß mich morgen nichts Böses von dir hören". Damit nahm er

das Fleisch und ging heim. Die Hyäne war ein Narr, sie kannte [372] nicht die Zaubermittel des Schakals. Wenn jetzt beide einander erblicken, geht keins näher heran.

5. Das Wiesel und die Hyäne. Diese beiden leben zusammen im Wald. Eines Tags tötet die Hyäne ein Tier, bringt es zum Wiesel und spricht „mach Feuer an, damit wir das Fleisch braten". Das Wiesel geht Feuer zu suchen, kommt aber bald zurück und sagt „Bruder, ich habe nirgend Feuer gesehen". Die Hyäne sieht die Sonne untergehen, meint das sei Feuer und spricht zum Wiesel „hab acht auf unsere Speise, ich will Feuer holen". Sie macht sich auf den Weg, aber die Sonne geht unter. Sie kehrt also wieder um und sagt „ich ging auf das Feuer zu, aber es war verschwunden". Das Wiesel hatte indessen das Fleisch in eine Höhle getragen. Die Hyäne fragt wo es sei. Das Wiesel antwortet „denk dir, zwei Männer kamen aus dem Wald, nahmen das Fleisch und steckten es in eine Höhle, ich will hinein kriechen, stecke deinen Schwanz in das Loch, ich will das Fleisch daran binden, so kannst du es herausziehen". Sie gehen hin, aber als die Hyäne ihren Schwanz hineingesteckt hat, so bindet ihn das Wiesel an ein Stück Holz und ruft sie solle ziehen. Die dumme Hyäne kennt die Listigkeit des Wiesels nicht, sie zieht, aber vergebens. Das Wiesel ruft abermals sie solle ziehen, sie zieht aus allen Kräften, und der Schwanz reißt ab. Das Wiesel birgt sich in der Höhle und läßt sich vor der Hyäne nicht wieder sehen. Diese geht aus dem Wald weg und begegnet zwei Männern. „Nun habe ich gute Nahrung" sagt sie, und die beiden Männer, als sie die Hyäne sehen, sprechen auch „nun haben wir gute Nahrung." Der eine Mann macht Feuer, indem er ein hartes Stück Holz an einem verfaulten Stück reibt, und als das Feuer brennt, kommt der andere Mann, reißt eins von den Ohren des Tieres ab, hält es in das Feuer, nimmt es hernach wieder heraus und ißt es. Die Hyäne denkt „der Mann wird mich nicht verschonen, wenn ich bleibe", und lauft fort. So machte das listige Wiesel, daß die Hyäne Ohr und Schwanz verlor und ihre Freundschaft sich auflöste. Ähnlichkeit mit diesem

Märchen hat in der Sage von Reinhart Fuchs die List, womit der Fuchs den Wolf verleitet den Schwanz in das frierende Wasser zu stecken, den er, da er ihn nicht herausziehen kann, zurücklassen muß.

6. Der Vogel und der Elefant. Sie streiten miteinander wer von ihnen am meisten essen könne. Der Elefant spricht zum Vogel „du bist ein mundvoll für mich und willst sagen, du könntest [373] mehr essen als ich? morgen wollen wir hinaus in den Wald gehen und dann werden wir sehen wer von uns beiden nicht zu sättigen ist". Der Vogel willigt ein. Als sie den andern Morgen im Wald anlangen, beginnt ein jeder zu essen. Der Elefant bricht Bäume und ißt sie mit den Früchten. Der Vogel kratzt den Boden auf und verschluckt alle Insekten die er findet. Gegen Mittag ist der Bauch des Elefanten angefüllt und sein Hunger gestillt, da legt er sich unter einen Baum. Aber der Vogel ist noch nicht satt, kratzt weiter die Erde auf und sucht Nahrung. Ein paar Stunden nach Mittag geht der Vogel zu dem Elefanten und spricht „Bruder Elefant, du dachtest mich zu übertreffen, aber wir hatten kaum ein wenig Nahrung zu uns genommen, so sagtest du schon ‚ich habe genug' und legtest dich in den Schatten. Mach dich auf und laß uns unsere Speise suchen, ehe es Nacht wird. Dann wollen wir schlafen gehen und morgen von neuem anfangen". Am nächsten Morgen heißt der Vogel den Elefanten sich fertig machen. Dieser muß seinen Leib entleeren, als das der Vogel sieht, kommt er heran, und kratzt in dem Mist des Elefanten. Dieser denkt „ich habe genug gegessen; aber dies kleine Ding hat nicht genug, jetzt kratzt es in meinem Mist in der Meinung, das sei auch Nahrung. Bleiben wir beide zusammen, so wird es allmählich auch mich aufessen". Da lösten sie ihre Freundschaft, der Elefant ging in den Wald und der Vogel blieb daheim. Wenn jemand in Bornu Hirsen gesät und gejätet hat, so kommen die Elefanten und fressen ihn auf. Sieht man das, so holt man einen Vogel und schlägt ihn, daß er schreit. Hört das der Elefant, so lauft er fort. Dieselbe Grundlage aber eine ganz verschiedene Ausführung findet sich in einem

Märchen anderer Neger, das G. Klemm (Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit 3, 389. 390) mitteilt. Ein Elefant und eine Ziege streiten wer von ihnen beiden am stärksten fressen könne. Um die Streitfrage zu entscheiden gehen beide auf eine Wiese, die so groß ist als die Entfernung bis in das Land der Weißen. Als sie eine Zeitlang gefressen haben, legt sich die Ziege auf einen Felsen und fängt an wiederzukäuen. „Was machst du da?" fragt der Elefant. „Ich verzehre den Felsen," antwortet die Ziege, „und wenn ich damit fertig bin, werde ich dich verzehren." Der Elefant erschrickt über diese unerwartete Drohung, lauft eilig davon und hat seitdem nicht wieder gewagt in eine Stadt zu gehen, worin eine Ziege zu finden ist.

[374] 7. Der Hahn und der Elefant. Beide wollen dasselbe Mädchen zur Frau haben. Der Hahn kommt bei Tag zu ihm. Wenn sie ihr Geschwätz miteinander gehabt haben und die Nacht bricht an, so geht er nach Haus und dann kommt der Elefant aus dem Wald. Er bemerkt die Fußspuren des Hahns und fragt wer am Tage hier gewesen sei. „Niemand," antwortet das Mädchen, „was du gesehen hast sind nicht Fußspuren, sondern ich habe mit rauhem Ginster die Flur des Hauses gekehrt." Als der Elefant weg ist und der Hahn wieder kommt, sagt er zu dem Mädchen „ich sehe da auf dem Boden die Fußspuren eines Elefanten". Die Listige antwortet „ich habe einen Mörser dahin gestellt und etwas gestoßen". Der Hahn geht diesmal nicht nach Haus, sondern als er gegessen hat, legt er sich aufs Bett und schläft. Als es Nacht wird, kommt der Elefant und setzt sich aufs Bett. Der Hahn auf dessen Schenkel er sich gesetzt hat, erwacht und schreit „was ist geschehen?" Bei diesem Schrei springt der Elefant auf und lauft in den Wald. Der Hahn hinkt nach Haus, bereitet sich ein Mittel, wovon sein Schenkel bald wieder heil wird. Darauf geht er in den Wald und findet den Elefant schlafend. Geschickt macht er sich herbei und pickt ihm eins von seinen Augen aus. Der Elefant erwacht und erblickt mit dem einen Auge den fortlaufenden Hahn. Der Elefant läßt den Löwen zu sich kommen und erzählt ihm was geschehen ist. Der Löwe

entbietet die Tiere des Waldes und fordert sie auf sich zum Krieg bereit zu machen. Der Strauß bemerkt das und giebt dem Hahn Nachricht davon. „Du hast zwei Flügel, wie wir," sagt er zu ihm, „wir gehören zusammen." Der Hahn dankt ihm und spricht „Bruder Strauß, ruf alle Vögel zusammen, wer Flügel hat, soll uns Beistand leisten". Sie versammeln sich in der Stadt des Hahns, dessen Herz froh wird, als er sein Volk erblickt. Der Löwe erhebt sich und spricht „wo ist einer der schnell springen kann, dem wir das Zauberwasser geben?" Man sendet nämlich einen, der das Zauberwasser in einem Flaschenkürbis trägt, voraus gegen den Feind und versichert sich damit des Siegs. Die Gazelle verlangt zuerst das Wasser, dann der Schakal. Bei dem Heer der Vögel fragt der Strauß wer mit dem Pfeil umzugehen wisse, wer mit dem Speer. Den Pfeil erhält die Biene, den Speer die Wespe. Dann wird mit Rotholz das Zauberwasser bereitet. Der Geier empfängt die damit gefüllte Kürbisflasche und setzt die weiße Haube auf. So ist alles zum Kampf bereit. Der Löwe ist Anführer der [375] vierfüßigen Tiere und zieht mit seinem Heer gegen die Vögel. Als er ihnen nahe gekommen ist, ruft er die Gazelle und den Schakal und giebt ihnen das Zauberwasser. Sie halten die Kürbisflasche in der Hand und springen gegen das Heer der Vögel. Da nimmt die Biene ihren Pfeil und geht auf sie los. Die Gazelle will das Zauberwasser auf die Vögel werfen, aber die Biene schnellt ihren Pfeil in den Nacken der Gazelle, und sie fällt zu Boden. Hierauf kommt der Schakal und will das Zauberwasser auf die Vögel werfen, aber die Wespe nimmt den Speer und schleudert ihn dem Schakal ins Gesicht, so daß er niedersinkt. Als der Löwe sieht, daß die beiden gefallen sind, so kehrt er um, und da der Führer fortläuft, so flieht das ganze Heer. Die Vögel rücken vor, verfolgen die Tiere und töten sie, so daß nur wenige zurückkommen. Die Vögel machen sich nach erlangtem Sieg auf den Heimweg und da sie Durst empfinden, begeben sie sich zu einem See, da zu trinken. Der Habicht bemerkt in dem Wasser einen alten Krötenmann, der, weil er nicht Kräfte hat zu laufen, sich da verborgen hat. Der Habicht

will ihn verschlingen, aber der Vogel, der in der Höhle wohnt, hält ihn zurück, er dürfe den geheimen Aufenthalt, der in Gottes Schutz stehe, nicht verraten. Als der Hahn wieder zu Haus angelangt ist, sagt er zum Strauß „Bruder, du hast mir einen großen Dienst erzeigt, Gott segne dich dafür! Du bist ein Mann vom offenen Feld, ich bin ein Mann vom Haus; wärst du nicht gewesen, so war keine Rettung für mich". Die Kröte erzählt dem Herrn was der Höhlenvogel für sie gethan hat. Der Herr beruft den Vogel und spricht zu ihm „da du das Geheimnis der Kröte beschützt hast, so will ich dich auch beschützen: alle Vögel haben ihre Kinder im Freien, du sollst dein Nest in einer Höhle haben, so daß niemand weiß wo deine Kinder sind und niemand sie wegnehmen kann". Der Krieg zwischen den Vögeln wird auch in dem deutschen Märchen von dem Zaunkönig und Bär (Nr. 102) erzählt, und wie dort der Stachel der Hornisse die Entscheidung herbeiführt, so hier der Pfeil der Biene und Wespe.

8. Die Ratte und die Kröte. Die Kröte spricht zur Ratte „ich kann mehr als du". Die Ratte antwortet „du kannst nicht laufen, hast du einen Sprung gethan, so bleibst du sitzen, und willst sagen du könntest mehr als ich?" „Du sollst morgen sehen was ich vermag," antwortete die Kröte, „und wenn du dasselbe ohne Beistand vollbringst, so kannst du mehr als ich." Die Ratte nimmt den Vorschlag [376] an. Als am Mittag die Sonne heiß brennt, setzen die Menschen sich in den Schatten eines Baums. Die Kröte macht sich auf und geht mitten zwischen sie, aber sie rühren sie nicht an, weil sie fürchten, ihre Hand werde sonst bitter. So geht sie unberührt hindurch. Die Ratte will am folgenden Tag dasselbe thun, aber die Menschen greifen alle nach ihren Stöcken und wollen sie töten. Einer schlägt nach ihr, berührt aber nur ein wenig ihren Rücken, so daß sie entrinnt. Am nächsten Morgen wiederholt sie den Versuch, aber mit demselben Erfolg. Die Ratte wird verfolgt, und wenn der Schlag nicht vorbeigefahren wäre, so war sie tot. Jetzt bekennt sie der Kröte, daß sie mehr vermöge. Der Herr ließ die Ratte in einer Höhle wohnen, die Kröte aber in freier Luft. Die Ratte kommt bei Tag

nicht hervor, sie streckt ihren Kopf aus ihrer Höhle, und wenn sie niemand erblickt, so kommt sie heraus und sucht ihre Nahrung. Die Kröte aber geht herum, wie es ihr gefällt, nur nicht bei Nacht, und niemand beleidigt sie, denn niemand will sie essen wegen ihrer Bitterkeit. Das Märchen erinnert an den Wettlauf des Hasen und Schweinigels, wo auch der Geringere siegt.

9. Der Löwe und der wilde Hund. Der Löwe sagt zu dem wilden Hund „ich fürchte nichts im Wald als vier Dinge, das Laub der Bäume, Gras, Fliegen und Erde (Dreck)“. Der Hund antwortet „dort ist gewiß noch jemand stärker als du“. Der Löwe spricht „ich töte die Jungen des Elefanten, die wilde Kuh und den Leopard, und bringe sie meinen Kindern zur Speise. Wenn ich brülle, so zittern alle Tiere des Waldes: niemand ist mächtiger als ich“. Der Hund sagt „komm, laß uns in den Wald gehen, ich will dir den schwarzen Vogel zeigen, wann er dort seine Nahrung sucht“. Am andern Tag, als der Hund gesehen hat, daß ein Jäger in den Wald gekommen ist, holt er den Löwen ab, und sie gehen zusammen in den Wald. Der Jäger hat sein Waldkleid angethan, auf seine Kappe den Schnabel eines großen Vogels genäht und sie aufgesetzt, dabei bewegt er sich wie ein Vogel. Der Hund spricht „Bruder Löwe, dort ist der schwarze Vogel, geh und packe ihn, und wenn du ihn gepackt hast, so gieb mir einen von seinen Schenkeln, weil ich ihn zu einem Zauber brauche“. Der Löwe geht langsam auf den Vogel zu, aber der Hund lauft fort. Der Jäger hat seinen vergifteten Pfeil herausgezogen, und als der Löwe kommt und denkt ihn zu töten, schießt er seinen Pfeil ab und trifft ihn. Der Löwe fällt rückwärts, erhebt sich, fällt[377] aber dreimal wieder hin. Das Gift wirkt und er taumelt. In dem Augenblick verschwindet der Jäger, weil er durch Zauberei sich unsichtbar machen kann. Der Löwe kommt wieder zur Besinnung und geht heim. Dort spricht der Hund zu ihm „Bruder Löwe, du fürchtest nichts in der Welt außer unsern Herrn, der dich erschaffen hat, das Laub an den Bäumen, Gras, Fliegen und Erde, warum hast du den schwarzen Vogel nicht gepackt und deinen Kindern gebracht“. Der Löwe ant-

wortet „dieses Mannes Kraft ist größer als meine, den schwarzen Mann muß man fürchten". Die wilden Tiere im Wald sind gefährlich, der Löwe, der Leopard, die wilde Kuh, der wilde Hund und die Hyäne, aber wenn sie den schwarzen Mann sehen, so bleiben sie nicht stehen und erwarten ihn. Es ist unser Märchen von dem Wolf und dem Mensch (Nr. 72).

10. Wie der Verstand unter die Tiere ausgeteilt wird. Im Anfang war keins von allen Tieren mit Verstand begabt, sahen sie einen Jäger auf sich zukommen, der sie töten wollte, so blieben sie stehen, schauten ihn an und wurden erschossen. Da schickt unser Herr einen, der steckt allen Verstand in einen Sack und stellt diesen unter einen großen Baum. Das Wiesel bemerkt das, lauft zu dem Hasen, berichtet ihm davon und sagt „Bruder Hase, laß uns hingehen, und wenn du den Sack nehmen willst, so will ich dir guten Rat geben". Als der Hase versucht, so kann er es nicht und geht fort. Jetzt versucht es das Wiesel abermals, aber der Sack ist zu schwer. Da kommt eine Taube, setzt sich auf einen Zweig und spricht „häng es über". Das Wiesel schleift den Sack fort und lehnt ihn an einen Baum, packt ihn dann auf und trägt ihn heim. Dort öffnet es ihn und sieht, daß nichts als Verstand darin ist. Darauf geht es zu dem Hasen und berichtet ihm von dem Sack und spricht „erzähle den andern Tieren nichts davon: dir will ich ein wenig Verstand geben, das übrige aber in meiner Höhle bewahren. Wenn sonst noch eines kommt, will ich ihm auch ein wenig geben". Der Hase erhielt also etwas davon, und das Wiesel sagt „wenn du dein Teil mitnimmst, so beachte folgendes, schläfst du bei Tag, so mache deine Augen auf. Wenn dann einer kommt und denkt du wärst ein guter Bissen für ihn, so glaubt er du seiest wach und geht wieder weg. Liegst du aber und schläfst nicht, so mache deine Augen zu: kommt einer herbeigeschlichen und will dich packen, so spring auf und lauf in den Wald. So viel Verstand ist für dich genug." Allen übrigen behielt das Wiesel für sich [378] und übertrifft darin alle Tiere des Feldes. Will jemand es erhaschen, so springt es in seine Höhle, und gräbt man die Höhle auf, so entkommt

es hinten. Darum nennt man es den König des Verstandes. Unter die andern Tiere hat es nur wenig Verstand ausgeteilt und mehr haben sie nicht. In einem deutschen Märchen (Nr. 75) rühmt sich der Fuchs einen mit Listen angefüllten Sack zu besitzen.

11. Wie den Insekten ihre Geschäfte zugeteilt werden. Die Insekten versammeln sich, gehen zu unserm Herrn und sprechen zu ihm „du hast einen jeden seine Arbeit gegeben, gieb uns auch eine Arbeit, damit wir etwas zu essen haben“. Als der Herr sie angehört hat, spricht er „wer will den Insekten ansagen, daß sie morgen alle kommen.“ Der Kaufmann sagt „das kann die Grille thun“. Kaufmann aber heißt ein Insekt, das mit großer Geschäftigkeit alles, was es erlangen kann, in seiner Wohnung verkauft. Der Herr heißt also die Grille bei Anbruch der Nacht die Insekten zu benachrichtigen, daß er sie morgen frühe sehen wolle. Um Mitternacht läßt ihr der Herr sagen, daß es genug sei; sie würde sonst Kopfschmerz empfinden. Die Grille geht in ihre Höhle, streckt aber den Kopf heraus und giebt Nachricht, bis der Tag anbricht. Hierauf versammeln sich alle Insekten bis auf den Kaufmann und gehen zu unserm Herrn. Alle erhalten ein Geschäft und begeben sich wieder nach Haus. Späterhin kommt der Kaufmann und entschuldigt sich damit, daß er so viele Säcke habe auf seine Esel laden müssen, da wären die andern ihm zuvorgekommen. Der Herr erteilt ihm nun ein Geschäft, „begieb dich zu dem Eingang der schwarzen Ameisen, da wirst du viele Köpfe von ihnen finden, die sammle, fülle sie in deine Säcke, und lad diese auf deine Esel: dann zieh zum Markt, breite Strohmatten aus und verkaufe sie“. So thut der Kaufmann, als er sich aber auf den Weg macht, wirft der Esel den großen Sack ab. Der Kaufmann ruft Leute herbei und spricht „helft mir den Sack aufheben“. Aber niemand will es thun Die kleinen roten Ameisen (die sind so klein, daß man sie kaum sieht) kommen, sie wollen aber ohne Lohn nicht helfen. Da spricht der Kaufmann „wenn der Markt zu Ende ist, will ich euch bezahlen“. Nun helfen sie ihm den Esel laden. Der Kaufmann geht auf den

Markt, verkauft seine Sachen und das Marktvolk verlauft sich. Als er heimzieht kommen die roten Ameisen und sagen „Vater Kaufmann, gieb uns was du uns schuldig bist". Er aber weigert sich und geht weiter. Auf dem Weg überfällt ihn ein [379] Fieber, er setzt sich unter einen Baum, bindet den Esel daran, und zieht die Säcke von dem Rücken desselben. Indessen überwältigt ihn das Fieber und er liegt danieder. Als die roten Ameisen das sehen, kommen sie herbei, und weil er vom Fieber kraftlos ist, so töten sie ihn. Es war ein Insekt dabei, das eilt zu unserm Herrn und berichtet was geschehen ist. Der Herr läßt die roten Ameisen vor sich kommen, sie sagen, daß der Kaufmann nicht habe bezahlen wollen was er ihnen schuldig gewesen sei. Der Herr giebt ihnen recht und sie erhalten das Geschäft ein krank liegendes Insekt zu töten.

12. Von den Schlangen. Die verschiedenen Schlangen haben ihre Wohnstätte an demselben Ort und bleiben darin. Jede hat ihre eigene Jagd und frißt die Nahrung, die ihr behagt, keine raubt was der andern zugehört. Die Aberschlange (sie ist gefleckt, neun Fuß lang und so dick als eines Menschen Schenkel) geht einmal bei einbrechender Nacht in den Wald, Speise zu suchen und legt sich mitten in den Weg. Ein Mann (d. h. eine Schlange) geht in gleicher Absicht heraus. Er kann der Dunkelheit wegen die Aberschlange nicht sehen und tritt ihr auf den Fuß. Sie empfindet den Schmerz, ringelt sich und beißt ihn mit ihrem giftigen Zahn. Der Mann schreit laut, so daß das Volk im Haus es hört. Sie laufen herbei und finden den Mann, dem der Schweiß über den ganzen Leib rinnt. Er erzählt ihnen was geschehen ist. Sie bringen Heilmittel herbei, aber diese haben keine Wirkung; er stirbt. Sie tragen ihn heim und begraben ihn. Sie lassen die Aberschlange kommen, halten ihr vor was sie gethan hat, und werfen ihr vor, daß sie sie in so übeln Ruf gebracht habe, daß jeder, der sie erblicke, sie töten werde. Die Aberschlange sagt zu ihrem Volk „ich will Gott bitten uns alle zu verbergen; ich habe etwas Böses gethan. Wartet auf mich bis ich wiederkomme". Sie geht ganz allein zu unserm Herrn

und erzählt ihm die Unthat, die sie begangen hat: sie habe nicht gewußt, daß ihr Biß tödlich sei. Sie bittet ihn dann, er möge sie und die Ihrigen verbergen, sonst würden sie getötet, wenn sie jemand erblicke. Der Herr antwortet „thue in Zukunft nichts Böses, was du gethan hast, ist vorüber. Wenn die Tage, die ich gezählt und einem von euch gegeben habe, vorüber sind, so soll er sichtbar sein, und man wird ihn töten, aber nicht der das thut tötet ihn, sondern ich thue es. So lange aber bis jene Zeit vorüber ist, soll ihn niemand sehen". Daher sagt man, wenn man eine Schlange sieht, ihre Zeit sei vorüber.

[380] Besonderer Beachtung wert sind die Überlieferungen der Indianer in Nordamerika. Der Herausgeber, der seine Jugend unter den Wilden verlebte, hat sie aus dem Mund einer alten Indianerin, die ihn pflegte, vernommen. Er hat wohl die Darstellung und den Ausdruck etwas ausgeschmückt, doch, muß man gestehen, mit Sorgfalt und Geschick. Die Wilden zeigen sich nicht als ein rohes, vielmehr als ein geistig ausgestattetes und tiefsinniges, den edlern Richtungen der menschlichen Seele zugewandtes Volk, wie fremdartig ihre Sitte manchmal erscheint; man muß die tiefe Wahrheit und sinnreiche Kühnheit ihrer Bildersprache bewundern, ihren eindringenden Blick in die großartigen Erscheinungen der Natur wie in ihr heimliches Weben. An der Echtheit des Inhalts wird niemand zweifeln, der das Wesen der Überlieferung kennt. Das Bedeutungsvolle und Mythische liegt offen da, aber es ist mit den Zuständen und Ereignissen des täglichen Lebens so innig verbunden, wie das Wunderbare und Unglaubliche. Die Tiere stehen mit den Menschen in vertraulichem Verkehr, und der kluge, in selbsterbauten Wohnungen lebende Biber wird noch zu diesem gezählt. Die Tiere entbehren nicht der menschlichen Sprache, ja der Grund wird ausdrücklich angegeben, warum ein Teil von ihnen mit dem Verlust derselben bestraft ward. Wie auf dieser Seite die menschliche Natur herabsteigt, so erhebt sie sich auf der andern. Unsterbliche, die in den Höhen des Himmels oder in den Tiefen des Abgrundes ihre Heimat haben, treten mit den Bewohnern der Erde in nahen

Verkehr, verbinden sich mit ihnen durch Heirat, indem sie eine Zeitlang menschliche Gestalt annehmen und sich menschlichen Trieben und Leidenschaften überlassen. So empfängt die Beherrscherin des ewigen Schnees, deren Atem eisig ist, Lebenswärme und Gefühl erst in der Umarmung eines Menschen, nach dessen Tod sie wieder zu dem Nordlicht zurückkehrt. Der große Tagstern, wie die Sonne heißt, ist ein Mann, der Weib und Kinder hat: wenn er die Augen schließt, so wird es Nacht. Die Luft steht stille, wenn die Winde sich dem nötigen Schlaf überlassen. Die ersten Menschen waren sechs Indianer, die am Meeresufer sitzend sich einmal nebeneinander fanden und dann ausgingen Weiber zu suchen. Sie kommen zu einer bestimmten Zeit wieder zusammen, jeder bringt sein Weib und ein Kind mit und erzählt wie er dazu gelangt ist; aus einer andern Quelle (vergl. Friedrich Majer, Religiöse Gebräuche und Ideen der Urvölker des nördlichen Amerika im mythologischen Taschenbuch [381] vom Jahre 1811. S. 239. 240) war diese Überlieferung schon mit einigen Abweichungen bekannt. Hier einiges von den Schicksalen des ersten Indianers. Er klettert tagelang an einem Sonnenstrahl hinauf, bis er zu dem großen Tagesstern gelangt, und wirbt um dessen schöne Tochter. Von der Mutter begünstigt, gewinnt er ihre Neigung, aber der König des Lichts verschmäht die Vermischung seines Geschlechts mit den Geschöpfen der Erde. Als die Folgen des heimlichen Verständnisses offenbar werden, wirft er beide zornig vom Himmel herab, doch die Mutter läßt sie unverletzt auf die Erde niederfallen, wo sie ein glückliches Leben führen und ihre Nachkommen sich ausbreiten. Dieses Märchen zeigt im Gang der Ereignisse einige Ähnlichkeit mit andern, bei uns bekannten, wo ein kühner Jüngling sich in die Behausung des Teufels oder eines andern bösen Geistes begiebt, um etwas von ihm zu erlangen: eine gutmütige Alte fördert sein Vorhaben und läßt ihn glücklich entrinnen; doch daß ist nur eine allgemeine, in natürlichen Verhältnissen begründete Übereinstimmung. Ich will aus einer andern Überlieferung, die zu den bedeutendsten gehört und am besten den Gehalt dieser Märchen er-

kennen läßt, einige Züge mitteilen. Der erste Mensch, der alte Chappewee, findet auf der Erde weder Männer noch Weiber noch Kinder. Er schafft Kinder und giebt ihnen zweierlei Früchte, weiße und schwarze, verbietet ihnen aber von den schwarzen zu essen. Da die Erde noch nicht von den Strahlen der Sonne erleuchtet ist, so geht er fort die prächtige Scheibe zu holen. Nach langer Abwesenheit bringt er sie herbei, und sie beginnt nun ihr glänzendes Licht gewisse Stunden hindurch über die Erde auszuströmen. Mit Freude bemerkt er, daß seine Kinder nur von den weißen Früchten gegessen, mithin Krankheit und Tod noch keine Gewalt über sie erlangt hatten. Aber die Sonne leuchtet nicht zu aller Zeit: der Alte geht abermals fort um die Lampe der dunkeln Stunden, den Mond herbei zu holen. Als er sie herbeibringt, merkt er gleich an den Augen der Kinder, daß sie von der verbotenen Frucht genossen haben. Er ist nicht ohne Schuld, denn ehe er wegging hatte er vergessen sie mit einem Vorrat von weißen Früchten zu versorgen und der Hunger sie gezwungen von den schwarzen zu genießen. Jetzt kommt Krankheit und Tod in die Welt, Mißwachs, Mühseligkeit und Qual. Chappewee sieht mehr als zwanzig Geschlechter verschwinden, er selbst ist dem Tod nicht unterworfen. Hundertmal sind ihm die Zähne ausgefallen und neue gekommen, ebenso oft haben [382] Zunge und Augen sich ersetzt: aber er ist des Lebens müde und will sterben. Da schickt er einen von den Seinigen zu dem kleinen klugen Volk, zu den Bibern, von denen einer bewogen wird sich sieben von seinen scharfen Zähnen ausreißen zu lassen. Der Alte erhält was er verlangt und befiehlt zwei von diesen Zähnen ihm in die Schläfe, einen in die Mitte der Stirne, einen in jede Seite, einen in die Höhle des Rücken, einen in die große Zehe des rechten Fußes zu schlagen. Als der letzte eingeschlagen ist, seufzt der Alte dreimal und stirbt.

Ich will noch die Erzählung des vierten unter den Indianern, die ausgingen sich Weiber zu suchen, herausheben, weil sie Ähnlichkeit mit den irischen, auch einem deutschen (Nr. 182) Märchen von dem nächtlichen Elfentanz hat. Der Jüngling gelangt am

sechsten Tage seiner Wanderung, als die Sonne eben untergeht, auf die Anhöhe eines Bergs, wo er sich niedersetzt. Als es Nacht geworden ist, dringt aus dem Thal ein lieblicher Gesang zu seinen Ohren, dazwischen Lachen und fröhliches Geschrei. Er steigt herab und nähert sich vorsichtig, da erblickt er im Mondschein eine Menge weiblicher Gestalten, die auf einem grünen Plan tanzen. Einige sind klein, wie ein Kind von drei Monaten, andere in menschlicher Größe. Er setzt sich an einer Stelle nieder, wo er nicht kann bemerkt werden, und ergötzt sich an dem Anblick. Plötzlich springt eine von ihnen in mutwilliger Lust aus dem Ring und kommt gerade auf ihn zu. Als sie ihn entdeckt, schreit sie vor Schrecken laut auf und eilt zu den andern zurück. Sie geraten bei der Nachricht, daß ein Fremder in der Nähe sei, in höchsten Zorn, kommen und machen ihm Vorwürfe, daß er sie in der Dunkelheit bei dem heiligen Tanz und dem Geisterlied der Nacht belauscht habe. Sie sagen ihm, sie seien Berggeister, die seit Jahrhunderten auf diesem grünen Platz in Sommernächten sich an Tanz und Gesang erfreuten und den Thau der Blumenkelche tränken. Ihm erwarte nichts anderes als der Tod. Er entschuldigt sich mit der Macht des Gesanges, der in der Ferne vernommen und der ihn herbeigezogen habe, und erbietet sich die größte und schönste von ihnen zur Frau zu nehmen. Ihr Zorn hat sich bei seiner Rede gemildert, und die Auserwählte entschließt sich, bevor der Mond den höchsten Stand am Himmel erreicht hat, die Berge zu verlassen und ihm als Frau in ein wärmeres Land zu folgen.

Das Märchen eines Apachen (mitgeteilt im Ausland 1856. [383] Nr. 10) läßt die Einwirkung biblischer Erzählungen erkennen, ist aber ganz mythischen Inhalts.

Weitab von den nordamerikanischen Märchen, auf der östlichen Halbkugel und höher im Norden, begegnen wir Überlieferungen der Finnen, die bei aller Verschiedenheit des Inhalts in der Bildungsstufe Verwandtschaft mit jenen zeigen und, wenn auch durch einen losen epischen Faden zusammengehalten, doch in einzelne Stücke sich leicht abtrennen lassen. Die mythische

Grundlage tritt hier noch mächtiger hervor, während sich Tiefe und Wahrheit der Naturanschauung nicht geringer erweist. Kalevala, noch jetzt in dem Munde der Sänger fortlebend, ist zugleich eins der wunderbarsten Denkmäler der nordischen Vorzeit und wird an Ursprünglichkeit und innerm Gehalt nur von der Edda übertroffen; würdigen aber kann diese Poesie, die aus dem Zusammenhang mit der vorgeschichtlichen Zeit ihre Kraft zieht und ihre Bedeutung empfängt, nur wer gelernt hat sich in die Zustände zu versetzen, die sie schildert. Auch hier macht den Hauptinhalt eine Brautfahrt aus, indem drei Brüder um dieselbe, mit wunderbarer Schönheit und den höchsten Gaben ausgestattete Jungfrau werben, die dem jüngsten zu teil wird. An die Geschicke, die dabei walten, sind Überlieferungen geknüpft, die in märchenhafter Darstellung von der Entstehung der Erde und den frühsten Zuständen des menschlichen Zusammenlebens berichten. Den Brüdern wohnt schaffende Kraft bei, zumal dem ältesten: er bildet Inseln, Buchte und Felsen, läßt Sonne und Mond erscheinen. Die jedesmalige Lage, in die sie geraten, bestimmt sie hervorzurufen was zum irdischen Dasein nötig ist. Ihnen gegenüber steht eine böse Zauberin, die Krankheit und Seuchen entstehen läßt und Sonne und Mond verschließt, um der Erde das Licht zu entziehen. Wir vernehmen von der Erfindung der Harfe und des Gesangs, dessen Kraft so überwältigend ist, daß die ganze Natur in Aufruhr gerät: die Thränen, die dem Sänger dabei über die Wangen rollen, fallen ins Meer und bilden Edelsteine, die eine blaue Ente aus der Tiefe holt. Als jene Harfe ins Meer gesunken ist, wird eine zweite verfertigt, bei deren Klang der Adler seine Jungen im Nest verläßt und auf die Töne horcht. Doch auch die Grenzen der Macht werden bezeichnet, vergeblich ist der Versuch einer aus Silber und Gold kunstreich gebildeten Frau Lebenswärme mitzuteilen oder Atem einzuhauchen: vergeblich will man die geraubten Gestirne, Sonne und Mond durch künstliche, aus edlem Metall geschmiedete [384] ersetzen, die Nachbildung strahlt kein Licht aus. Das Höchste aber, was die Brüder schaffen, ist der dem Boden

Fruchtbarkeit verleihende, alle Wünsche erfüllende Sampo, in dessen Besitz zu gelangen, von feindlicher Seite List und Gewalt angewendet wird. Zuletzt ins Meer geschleudert, zerbricht er, so daß seine Schätze auf dem Grund liegen bleiben und nur einzelne, von den Wellen ausgeworfene Stücke wieder an den Tag kommen. Der Nibelungehort, dessen Wert auch mehr in den damit verbundenen wunderbaren Dingen als in dem angesammelten Gold beruht, darf wohl damit verglichen werden. Die Heldensage setzt staatlich geordnete Völker voraus, die um Unabhängigkeit oder um Oberherrschaft kämpfen, menschliche Helden treten auf, an denen manchmal noch der Widerschein höherer Abkunft haftet: hier sind es Götter, die einander den Besitz übernatürlicher, wunderkräftiger Dinge streitig machen. Auch die drei Brüder sind göttliche Wesen, der älteste von ihnen, der Herr des Liedes (um mich eines Ausdrucks des Mittelalters zu bedienen), hat dreißig Jahre in dem Schoß der Mutter gelegen, ehe er das Licht der Welt erblickte: schon am zweiten Tage schmiedet er sich ein Pferd, das leicht ist wie ein Halm, auf dem er über das Meer weg reitet. Nirgend Roheit oder Verwilderung, neben den Äußerungen eines ungezähmten Übermuts steht Sanftheit, zarte Empfindung und liebevolle Betrachtung der Natur, wie sie dem schön geschilderten Hirtenleben eigen ist. Die Darstellung ist durchaus märchenhaft, sie kümmert sich um Wahrscheinlichkeit so wenig als der Gedanke bei der Auffassung des Übersinnlichen an irgend eine Schranke sich bindet: sie weiß die ausschweifendste Phantasie zu überflügeln. Ein Ochse ist so groß, daß eine Schwalbe den ganzen Tag zwischen seinen Hörnern zu fliegen hätte und das Eichhorn von dem einen Ende des Schwanzes bis zu dem andern einen ganzen Monat zu laufen, wobei es doch der Erschöpfung wegen auf der Mitte des Weges rasten müßte; das Bild wäre als Übertreibung in andern Dichtungen unerträglich gewesen, dieser Poesie ist es angemessen. Einzelne Anklänge an die deutschen Märchen sind in der Abhandlung über das finnische Epos nachgewiesen, ich will noch einiges mit jenen Gemeinschaftliche hier anmerken: der Pfad über Nadelspitzen,

Schwertecken und Streitäxte gleicht dem Weg über Kämme und Stacheln (Nr. 79). Die Mutter zieht die einzelnen Glieder ihres zerstückten, in den Fluß geworfenen Sohns aus dem Wasser, fügt sie zusammen und wiegt sie so lange auf ihrem [385] Schoß, bis er wieder lebendig wird, wie bei uns (Nr. 46), die in dem Blut schwimmenden Glieder der zerhackten Schwester wieder belebt werden.

Von den drei finnischen Märchen bei Bertram ist das zweite, das Mädchen auf dem Meer, sichtbar mit der weißen und schwarzen Braut (Nr. 135) verwandt, zeigt sich aber vollständiger und gehaltvoller.

Ganz der Geist von Kalevala, nicht minder bedeutsam, nur milder, das heißt ohne die Beimischung des Ungeheuern, offenbart sich in den Märchen der esthnischen Finnen. Was kann anmutiger sein als die Erzählung von der Leuchte, welche die Hallen Altvaters erhellt? Er überträgt die Sorge dafür zwei unsterblichen Dienern, einem Jüngling und einem Mädchen. Zu diesem, die Ämmarik (Abendröte) heißt, spricht er „Töchterchen, dir vertraue ich die Sonne, lösche sie aus und verbirg das Feuer, daß kein Schade geschieht“. Dann zu Koit (Morgenröte) „Söhnchen, dein Amt ist, die Leuchte zu neuem Lauf wieder anzuzünden“. Keinen Tag fehlt die Leuchte am Himmelsbogen, im Winter hat sie lange Rast, im Sommer nur kurze Ruhezeit, und Ämmarik übergiebt die erlöschende unmittelbar den Händen Koits, der sie alsbald zu neuem Leben anfacht. Zu einer solchen Zeit sehen beide einmal sich zu tief in die braunen Augen, ihre Hände fassen einander, ihre Lippen berühren sich. Altvater sieht es und spricht „seid glücklich als Mann und Weib“. Sie antworten „Alter, störe unsere Freude nicht, laß uns ewig Braut und Bräutigam bleiben, so ist die Liebe immer jung und neu“. Nur einmal im Jahr, vier Wochen lang, kommen beide zur Mitternachtszeit zusammen. Dann legt Ämmarik die erlöschende Sonne in die Hand Koits, ein Händedruck und ein Kuß besiegelt sie. Die Wange der Ämmarik errötet und spiegelt sich rosenrot am Himmel, bis Koit die Leuchte wieder anzündet. Weilt Ämmarik zu lange, so ruft

ihr die Nachtigall scherzend zu „säumiges Mädchen, die Nacht wird zu lang". Dem geheimnisvollsten nährt sich die Dichtung der Völker und weiß es in ihrer Unschuld zu deuten. Ein Märchen beschreibt die Entstehung der verschiedenen Sprachen, Altvater kocht Wasser in einem Kessel, und nach den verschiedenen Lauten, die es beim Brodlen von sich giebt, wird den herannahenden Völkern die Sprache zugeteilt: nur die Esthen, die zuerst kommen, als das Wasser noch nicht kocht, erhalten die Sprache Altvaters. Wird gesagt, die Scheidung [386] der Sprachen sei entstanden, als der stille Wasserspiegel uranfänglichen Lebens von dem Feuer irdischer und sündlicher Triebe gestört und durchbrochen ward? Auch esthnische Volkslieder bewahren Überlieferungen dieser Art und manche mit Kalevala übereinstimmende Züge. Den Tiermärchen giebt ihre Vollständigkeit und anmutige Ausführung einen besondern Wert. Bei einigen konnte die Verwandtschaft mit deutschen (Nr. 58 und 189) nachgewiesen werden.

Hier muß ich der Sage von Gesser Chan Erwähnung thun. Sie ist zwar in der mongolischen Volkssprache aufgefaßt, ursprünglich aber, aller Wahrscheinlichkeit nach, in Tibet entstanden und zeigt Einwirkungen indischer Mythen. Dort herrschte der Held, dessen Ruhm noch heute bis nach China fortdauert. Alle Zeichen deuten darauf, daß wir nur die Auflösung eines alten Gedichts vor uns haben, dessen Zeit man nicht kennt, dessen Inhalt aber auf ein hohes Alter zurückweist. Man kann leicht einzelne, für sich bestehende Teile abtrennen, zumal in den ersten, die Geburt und die Jugend Gessers umfassenden Abschnitte, die nur durch schwache Bande zusammengehalten werden; erst in den Kriegen mit den drei schiraigholischen Chanen zeigt sich mehr epischer Zusammenhang. Die Dichtung gewährt helle Blicke in die früheren Zustände ostasiatischer Völker und ist auch in dieser Beziehung von nicht geringem Wert. Das Erhabene und Großartige der Gedanken, das in Kalevala Bewunderung erregt, fehlt hier gänzlich, aber die mythische Bedeutsamkeit und die ungezügelte Phantasie bricht in ähnlicher Weise hervor, ja es fehlt

nicht an Bildern in dem Geist jener Zeit: ein Pfeil bei Sonnenaufgang abgeschossen fällt erst nieder, wenn die Sonne drei Viertel von ihrer Bahn vollendet hat: ein Stier ist so groß, daß sein rechtes Horn den Himmel stützt, sein linkes die Erde berührt: ein Felsenstück wird von einem Berggipfel zum andern geworfen; anderes ist wild und wüst. Gesser, die Verkörperung eines Gottes, der an einer Kette in den Himmel und wieder herabsteigt, bewährt seine Abstammung durch übernatürliche Kräfte und durch Verwandlungen in jegliche, selbst in doppelte Gestalt, womit er jeden Widerstand besiegt: er schafft zauberhafte Helden, deren einer als Feuerklumpen unter die Feinde sich wälzt und sie verbrennt. Schön wird seine Macht ausgedrückt, wenn es heißt „die Erde bebt, wenn Gesser weint;" er beruhigt sie durch Räucherwerk (S. 228. 238. 243). Auch seine Gegner sind meist übernatürliche Wesen, Riesen, deren Macht so weit geht, daß sie, in Felsenwände verwandelt, [387] sich herbeibewegen und zusammenschlagend ihren Feind erdrücken. Gessers Kampf mit ihnen hat völlig mythische Geltung: er soll den Widerstreit des Guten und Bösen darstellen, aber nur nach der Ansicht des Gedichts, denn seinen Handlungen liegt kein Gedanke zu Grund, der uns Achtung einflößen könnte. Alles was er und seine Helden vollbringen, wird durch Trug, gemeine Verstellung und unwürdige List erreicht: er übt ohne Zaudern erbarmungslos die rohsten Grausamkeiten, schneidet dem Kind die Hand ab, die er ihm erst gestreichelt hat, und während er sich den Schein giebt, als wolle er den Segen empfangen, schlitzt er dem Lama den Leib auf und zerreißt dessen Eingeweide. Nur der Gegensatz zu dem niederträchtigen Tschotong, der, obgleich ein Fürst, Schläge hinnimmt und in knechtischer Furcht unter den Tisch kriecht, Roßäpfel und Leder als gute Speise verschluckt, hebt ihn etwas: doch menschliches Gefühl zeigt er nur in der Liebe zu seinem irdischen Vater, der gleichwohl seine Verschmitztheit empfinden muß. Wir suchen bei ihm vergeblich einen Anhauch jener edlen Gesinnung, die in dem Epos anderer Völker Lebensbedingung ist; das Gedicht steht uns in dieser Beziehung in weiter Ferne. Nur in der Klage der

Tümen (S. 119) die auszieht den verlorenen Gesser zu suchen, finde ich eine bessere Stimmung, die sich auch in Sprichwörtern, Bildern und Formeln, die offenbar herkömmlich sind, erkennen läßt: Rogmo Goa, um ihren Schmerz auszudrücken, sagt (S. 81) „das Weiße meiner Augen ist gelb geworden, das Schwarze meiner Augen ist gebleicht". Ich löse ein paar einzelne Erzählungen ab, die ganz märchenhaft und für uns besonders merkwürdig sind. Die Darstellung darin ist gut und der Inhalt hat die Vollständigkeit und Genauigkeit, wodurch die Auffassungen alter Zeit sich auszuzeichnen pflegen.

Gessers Vater will die Eigenschaften seiner Söhne prüfen (S. 32). Er fängt ein Rebhuhn und steckt es in einen Sack, den er zubindet. Diesen Sack zu sich nehmend besteigt er einen Büffel und läßt den einen Sohn, Namens Dsesse, hinter sich aufsitzen. Als das Rebhuhn anfängt zu flattern, bockt der Büffel und wirft den Alten ab, der sich tot stellt. Wehklagend eilt der Sohn nach Haus. Am andern Morgen macht der Vater dieselbe Probe mit Rongsa, dem zweiten Sohn, die ebenso ausfällt. Am dritten Morgen kommt die Reihe an Joro, wie Gesser in seiner Kindheit genannt wird. Auf dem Weg gelangen sie zu dem Feld eines Chinesen, das mit Holz eingezäunt [388] ist, auf dem eine Elster hüpft. Das Rebhuhn flattert, der Alte fällt vom Büffel zur Erde und stellt sich tot. Joro springt herab, fängt zum Schein ein entsetzliches Trauergeschrei an, hält aber den Büffel fest. Plötzlich hört er mit seiner Klage auf und spricht „hätte dieser tückische Chinese nicht hier seinen Acker angelegt und nicht mit hölzernen Stangen umsteckt, von denen die Elster auffliegen konnte, so hätte der Büffel sich nicht gebäumt und mein Alter wäre nicht ums Leben gekommen". Dann ruft er den Chinesen herbei und droht, er wolle ihn als Ersatz für den Toten nehmen. Der Chinese, der nicht eher kommt als bis Joro anfängt das Getreide zu verwüsten, muß das Gehölz in der Nähe umhauen und herbeibringen, welches zum Leichenbegängnis dienen soll. Joro setzt das gefällte Holz neben seinen Vater in einen Haufen und zündet ihn an. Als das Feuer auflodert, schielt der Alte

seitwärts: Joro nimmt eine Handvoll Erde, wirft es auf die Augen des Vaters und spricht „man sagt, Väterchen, es sei ein schlechtes Zeichen für die nachbleibende Familie, wenn jemand mit offenen Augen sterbe“. Als das Feuer immer stärker prasselt, zieht der Alte beide Beine zusammen. Joro spricht „man behauptet die Glieder des nachgelassenen Weibes und der Kinder könnten sich nicht ausstrecken, wenn jemand im Tode die Beine zusammen ziehe“. Er holt ein Stück Balken und legt es dem Alten über beide Beine. Dann nimmt er ihn auf den Rücken, um ihn auf den brennenden Holzstoß zu legen. Während er ihn trägt, schreit der Alte „dein Vater ist nicht tot, er lebt“. Joro spricht „es ist von der schlechtesten Vorbedeutung für die Nachkommen, wenn jemand nach seinem Tode noch spricht“. Er ist eben im Begriff ihn ins Feuer zu werfen, als der Alte schreit „ich sage dir, daß ich nicht tot bin: willst du deinem Vater bei lebendigem Leib verbrennen?“ „Es freut mich, daß du nicht tot bist, Väterchen,“ spricht Joro, hilft dem Alten auf den Büffel und zieht mit ihm heim. Der Alte spricht zu seinem Weib „ich habe die Eigenschaften meiner drei Knaben geprüft, Djesse wird ein herzhafter Mann werden, Rongsa ein mittelmäßiger Mensch, aber keiner von beiden dem Joro gleich kommen“. Mit diesen Worten entfernt er sich, aber sein Weib faßt Groll und hat Böses im Sinn. Sie denkt „soll der Sohn der verstoßenen Frau meine beiden Söhne übertreffen? ich will ihn geschwind auf die Seite schaffen“. Sie stellt für jene gute Speise auf den Tisch, unter die Speise Joros mischt sie starkes Gift. Djesse und Rongsa setzen sich nieder und essen, Joro [389] bleibt als müßiger Zuschauer links stehen. Die Mutter spricht „lieber Joro, was stehst du da und siehst zu? setze dich an den Tisch und verzehre dein Essen“. Joro ergreift seine Schale, läßt sich nieder und spricht „unsere Eltern haben unsern Erbanteil an der Schüssel unter uns geteilt: jetzt werden sie auch unsern Erbanteil an Vieh unter uns teilen. Ihr, meine Brüder, habt ein Versehen begangen, indem keiner von euch den Eltern die Vorkost als Opfer dargebracht hat: wenn ich nicht esse, was hat das zu bedeuten?“

Mit diesen Worten überreichte er dem Vater die Speise, der in seiner Unschuld eben davon genießen will, als Joro die Schale zurückzieht und sie der Stiefmutter darbietet. Aus Schamgefühl will sie davon essen, aber Joro nimmt auch ihr die Schale weg, schüttet einen Teil ihres Inhalts in den großen Kessel und spricht „dies war von jeher der allgemeine Familienkessel;“ unmittelbar darauf platzt dieser auseinander. Einen Teil schüttet er auf den Dreifuß, der in Stücke zerspringt. Einen Teil wirft er dem Haushund an den Kopf, der in zwei Teile sich spaltet. Den Rest genießt Joro selbst (ihm als einen Gott scheint er nicht gefährlich) und bringt etwas Rötliches daraus gepreßtes seinen bei den Drachenfürsten befindlichen Schwestern zum Opfer. Es kommt in deutschen Märchen mehrmals vor, daß ein Vater seine drei Söhne aussendet um ihre Fähigkeiten zu prüfen: aber eine Ausführung, die dieser ähnlich wäre, finde ich nirgend.

Näher steht uns eine andere Erzählung (S. 141). Gessers Gemahlin, Tümen Dschirghalang, wird von einem Riesen geraubt, der sie auf seine hochgelegene, von einer Mauer ohne Thore umgebene Burg bringt. Gesser begiebt sich dahin. Als er angelangt ist, nimmt er die Gestalt eines Bettlers an und ruft mit lauter Stimme „wo bin ich hingekommen?“ Die Frau, als sie seine Stimme hört, springt auf, aber der Riese hatte vor den rechten und linken Thürpfosten zwei Spinnen von der Größe eines zweijährigen Kalbes gesetzt, die sie verschlingen sollen, wenn sie den Versuch macht hinaus zu gehen, und die jetzt den Rachen öffnen, als sie an der Thür erscheint. Gesser schlägt die Tiere mit seinem schwarzen Stecken tot und läßt ihre Stelle von zwei ähnlichen aber falschen Spinnen einnehmen. Die Frau fällt dem Gesser weinend um den Hals, er aber spricht „ist das nicht was man ein Weib von kurzem Zügel (wenig Überlegung) nennt? wenn du weinst, wird das nicht der Riese bemerken?“ Er vernimmt von ihr, daß dieser, der gerade auf der Jagd ist, als Wahrsagungszeichen [390] rote Fäden besitzt, aus denen er alles mit Sicherheit erfahren kann. Sie sinnen nach wie sie ihm seine Listen ablocken: sie soll ihn ausfragen und er will dabei horchen.

Sie graben eine sieben Klafter tiefe und lange Grube, in welche Gesser kriecht. Dann wird sie mit einer weißen Steinplatte bedeckt, über welche eine gemalte Decke gelegt wird: auf diese kommt eine dünne Erdschicht, weiter Heu und grüne Kräuter: endlich wird ein mit Wasser gefüllter Kessel darüber gestellt und um dieses Wasser gepflückte Federn von allerlei Vögeln gestreut. Abends, als die Sonne rot wird, kommt der Riese auf seinem kupfergrünen, mit einem Elentier beladenen Maultier heim. Das Maultier, als es sich nähert, schnaubt mit der Nase, nimmt das Gebiß zwischen die Zähne, kaut daran, macht Sätze und Sprünge und wühlt die Erde auf; auch die beiden Grauschimmel des Riesen laufen unruhig hin und her. Der Riese vermutet einen Betrug der Frau: „ist etwa ein Feind gekommen?" ruft er, „meine Nase empfindet einen Geruch wie von Mistkäfern" (in den deutschen Märchen „ich wittere Menschenfleisch"). Die Frau beruhigt ihn, er aber verlangt seine wahrsagenden Fäden und sagt ihr dabei, wie sie sich benehmen müsse, damit die Deutung daraus nicht unzuverlässig werde: unter andern soll sie sorgen, daß die Fäden nicht unterhalb eines Hundeskopfs kommen. Sie thut gerade was er verbietet und überreicht ihm dann die roten Fäden, die er, auf seinem Maultier sitzend, untersucht. „Weh," ruft er, „Gesser ist gekommen! wie es scheint liegt er unter meinem Herde begraben, mit einer Steinplatte bedeckt und mit schwarzer Erde überstreut". Die Frau antwortet „was schwätzest du da? habe ich Gesser begraben? blauer Himmel da oben, werde mein Vater und rede! Erdfläche hier unten, werde ein Mensch und rede! horcht und vernehmt was zwischen uns beiden gesprochen wird". Da ruft eine Verwandlung Gessers als Mensch oben vom Himmel „du bist den Gesser geringschätzend hergekommen, jetzt trage dein Schicksal". Sodann ruft er selbst aus der Tiefe „des Riesen Gezänk ist unerträglich". Als der Riese das hört, spricht er „das ist doch merkwürdig" und lacht. Dann untersucht er noch einen der Fäden und spricht „Gesser ist gestorben und überdeckt mit einer weißen Steinplatte, die von weißem Schnee beschneit ist: das vertrocknete Kraut ist zusammengefallen und neues grünes

Kraut gewachsen. An dem Ufer einer großen See waschen sämtliche Vögel ihre Federn: über ihnen sitzen Krähen und Elstern und treiben ihr Gespötte mit Gesser. Seit seinem Tod ist [391] schon ein volles Jahr verflossen." Jetzt steigt er von dem Maultier und fordert seinen Zahnstocher: als er damit stochert, fallen zwei bis drei Menschen aus seinem Rachen. Die Frau muß ihm sein Essen bringen, eine Schüssel mit geschmorten Menschenfingern. Nach der Mahlzeit setzt sie sich auf seinen Schoß und spricht „wenn ich allein im Hause bin, und der verruchte Gesser kommt und will mich töten, so möchte ich dich gleich davon benachrichtigen, aber die Burg hat keinen Ausgang". „Ich sage dir nichts," antwortet der Riese, „der Mensch ist in drei Dingen ungewiß, einen Strauch rechnet er nicht zu den Bäumen, einen Sperling nicht zu den Vögeln und ein Weib nicht zu seinen Freunden; ich will nicht." Sie besänftigt ihn indessen und legt sich nieder. Er lacht und heißt sie näher sich legen, dann nimmt er sie in seine Arme und spricht „hier hast du zwei goldne Ringe, lege den einen beim Ausgang auf die Nasenspitze, stecke den andern beim Eingang an den kleinen Finger, so wird das Thor der Burg sich öffnen. Wenn ich sage, daß ich nach Osten gehe, so bedeutet das nach Westen". Sie fragt „wie willst du Gesser besiegen, wenn er herkommen sollte?" Der Riese antwortet „wenn der Nichtswürdige kommen sollte, werde ich ihn nicht mit dem kleinen Finger töten können? Es befinden sich vorwärts von meinem Haus drei verschiedene große Seen, herwärts davon ein fünffaches Schilffeld. Am Ufer des nächsten Sees rennen zwei Stiere, ein weißer und ein schwarzer, um die Wette. Am Morgen siegt der weiße, Gessers Schutzgeist, am Mittag der schwarze, mein Schutzgeist: wenn er meinen Schutzgeist töten sollte, so kann er auch mich töten. Weiterhin steht eine große Burg, darin wohnen meine drei jüngeren Schwestern: sie sitzen gewöhnlich auf dem Wipfel von neun roten Bäumen. Wenn er diese töten sollte, so kann er mich auch überwältigen. Links davon befinden sich drei große Seen, an welchen drei Hirschkühe spielend umherlaufen. Zur Zeit der Mittagshitze kommen sie aus dem Wasser und legen

sich ausruhend nebeneinander am Ufer nieder. Wenn er alle drei mit einem Pfeilschuß zu durchbohren vermag, dann den Leib der mittlern Hirschkuh aufreißt und eine darin befindliche große kupferne Nadel entzwei bricht, so könnte er mich töten. Rechts ab liegt eine Burg, wo eine ältere Schwester von mir in magischer Verwandlung wohnt, diese bewahrt einen großen Käfer, welchen sie mir seit meiner Geburt noch nie gezeigt hat, wenn er diese beiden, die meine Seele sind, tötet, so könnte er vielleicht auch mich töten. Dies ist das Ende [392] meiner Verwandlungen". Damit legt der Riese sich nieder, aber die Frau spricht abermals „ach, wie du doch so dumm bist! was hatte ich dich doch vorhin gefragt? fragte ich dich nicht, welche von deinen Verwandlungen die vornehmste sei? gewiß hast du noch einige, sage sie her". Der Riese erwidert „wenn ich eingeschlafen bin, so kommt aus meinem rechten Nasenloch ein großer goldner Fisch hervor und bewegt sich spielend auf meiner rechten Schulter, dann kommt aus meinem linken Nasenloch ein kleiner goldner Fisch und bewegt sich spielend auf meiner linken Schulter. Sollte er auch diese beiden töten, was hat es auf sich? ich sterbe dann als Held in gleichem Kampf mit ihm. Wenn er mich auch töten sollte, so lebt noch mein älterer Bruder, ein Lama und Zauberer, ferner meine Mutter, eine Hexe, und endlich ein einzelnes eigenes Kind von mir: wie vermag er diese drei zu töten? Mich selbst könnte er vielleicht besiegen: wenn er aber diese meine Drei töten sollte, so würde ich ohne Nachkommenschaft sterben". Die Frau spricht abermals schmeichelnde Worte zu ihm, worüber der Riese lacht und sich (zum Schlaf) niederlegt. Am andern Morgen steht er früh auf und, indem er vorgiebt nach vorn auszugehen, geht er nach hinten fort. Die Frau weckt jetzt den in der Grube liegenden Gesser, giebt ihm die zwei goldnen Ringe und berichtet ihm alles, was sie von dem Riesen vernommen hat. Es wird nun erzählt wie Gesser alle Schwierigkeiten überwindet und den Riesen zuletzt tötet, das Mitgeteilte reicht hin um die Verwandtschaft mit dem deutschen Märchen von dem Teufel mit den drei Goldhaaren (Nr. 29) darzuthun, dem unter ähnlichen Umständen

seine Geheimnisse abgefragt werden. Noch einige Einzelheiten aus dem Gedicht muß ich anführen, Gesser kocht sieben Menschenhäupter, nimmt das Schädelgebein heraus und verfertigt daraus sieben Trinkschalen, wie Völund in der Edda und Alboin in der langobardischen Sage. Gesser wird in eine Schlangengrube geworfen (S. 104. 260); er tötet die Schlangen durch Gift, dann ordnet er die großen als Polsterlager, die kleinen als Kopfkissen und legt sich darauf nieder. Jetzt fängt er an zu singen und verkündigt was geschehen ist. Dies erinnert an die nordische Sage von Ragnar Lodbrok, der in der Schlangenhöhle vor dem Tod seine Thaten preist.

Von den Märchen der Magyaren kennen wir wahrscheinlich nur einen geringen Teil, Gaal und Mailáth gewähren nicht sehr viel und es mangelt dabei an genauer Auffassung und schlichter Erzählung. [393] Besser sind in dieser Beziehung die Stücke aus der Erdélyischen Sammlung. Ich habe schon oben (S. 359) gezeigt, daß bei Gaal der größte Teil ähnlichen deutschen Märchen entspricht, doch ist das äußere Gewand meist sehr verschieden, wie z. B. die drei Königstöchter (Stier S. 34), zeigen, in welchen offenbar unser Hänsel und Grethel (Nr. 15) liegt. Doch einiges gehört den Ungarn allein, ist schön und sinnreich, wie z. B. der Traum (Stier S. 14) und die Pomeranzen (das. S. 83). Anderer Art ist der Eisenlaci (Mailáth Nr. 20), der an den mongolischen Gesser erinnert. Nirgend sind fremde Einwirkungen so wahrscheinlich als bei den von Deutschen, Slawen und Walachen umgebenen Ungarn und auf einem von so verschiedenen Völkern bewohnten Boden. Mailáth liefert überhaupt nur sechs Märchen, die zwar, wie ausdrücklich gesagt wird, aus dem Munde des Volks aufgenommen, aber aus mehreren zusammengesetzt sind: dadurch ist eine Anhäufung des Wunderbaren entstanden, die das Wesen des Märchens zerstört, das eine Vereinigung des Unerhörten mit dem Gewöhnlichen und Alltäglichen verlangt. Die Erzählung von den Brüdern weist auf einige deutsche (Nr. 29. 53. 107) hin, ebenso Pengö (Nr. 62. 111. 197). Die Gaben enthalten, wenn auch unvollkommen,

das Märchen von der Gänsemagd (Nr. 89). Einzelne Züge, in anderer Verbindung, deuten gleicherweise auf Verwandtschaft, so geht, wie bei Brünhilt, die Zaubermacht der Jungfrau verloren (Mailáth 2, 30), sobald sie sich verheiratet: Schlangen bringen Kräuter herbei und beleben damit einen Toten (2, 195), wie im deutschen Märchen (Nr. 16): aus dem Blut wächst ein Baum mit Goldäpfeln hervor (2, 196) wie im Einäuglein (Nr. 130) aus dem Eingeweide der Ziege. Bei Stier wird in den Anmerkungen der Zusammenhang mit den deutschen Überlieferungen nachgewiesen.

Einige Grade näher als die finnischen stehen uns die Märchen keltischer Völker. Bei den Iren, wo die Quelle noch reichlich fließt, hat Crofton Croker zuerst die Bahn gebrochen. Der Inhalt seiner Sammlung ist echt, und auf eine geschickte Weise sind in die Erzählungen seltsame, kühne aber lebendige Anschauung verratende Redensarten, Bilder und Gleichnisse des Volks eingewebt: man muß bedauern, daß die Darstellung zu dem ausgebildeten Geschmack der jetzigen Zeit sich etwas mehr zuneigt als zuträglich ist, zumal wenn sie jene Ironie anwendet, die uns zu verstehen giebt, daß das Märchenhafte nur das Erzeugnis einer durch den Rausch erregten Phantasie sei, [394] womit jede tiefere Bedeutung schwindet. Eine dankenswerte Zusammenstellung enthalten die irischen Sagen und Märchen von K. von Killinger, wo auch benutzt ist was in den Popular tales and legends von Lover (1832—1834) und in Thoms Märchen und Sagen aller Völker (1834) vorkommt. Nichts besser kann die immer aufgeregte, mit einer gewissen Wildheit behaftete, aber auch mit den geistigsten Kräften ausgestattete Natur der Irländer schildern als diese Märchen: nur eine so behende Phantasie war fähig dem Grundgedanken der Sage einen Ausdruck zu verleihen, der uns durch immer neue und unerwartete Wendungen überrascht. Fast in allen wird die Verwicklung der Ereignisse oder ihre Lösung durch den Zutritt eines der geisterhaften Wesen bewirkt, die in zahlloser Menge Wasser und Land, Wälder und Berge, Felsen und Einöden bewohnen und die reizendste wie die

häßlichste Gestalt annehmen. Herzlos, wie sie sind, suchen sie die Menschen in ihren Kreis zu bannen, als trügen sie Verlangen das warme Leben derselben in sich aufzunehmen. Man kennt ihre Tücke und scheut sie, aber man sucht sich mit ihnen in gutem Vernehmen zu erhalten, etwa wie die Schlesier ihren Rübezahl schonen, die unwillig werden, wenn ein Fremder seinen Namen in den Wald hineinruft, was sie selbst sich niemals erlauben. Treffend wird das Verhältnis in einem Märchen bezeichnet, wo das linke Auge des Menschen mit einer Salbe bestrichen fortan ihre wahre häßliche Gestalt, das rechte den Schein wunderbarer Schönheit sieht. Nur das Märchen von Darby Duly (K. v. K. 2, 23) macht Ausnahme und stellt einen andern Charakter dar, denn er führt Streiche aus ganz in der Art, wie im deutschen (Nr. 61) das Bürle. Immer tritt der Inhalt der irischen Märchen mit scharfer und sicherer Bestimmung hervor, und sie unterscheiden sich darin zu ihrem Vorteil von den deutschen, wo die vielfach gestörte oder durch fremde Einflüsse geschwächte Überlieferung oft Lücken und einen Mangel an Zusammenhang verrät: dagegen fehlt ihnen das Zutrauliche und Heitere, das diesen eigen ist, die gerne mit der Aussicht auf lange und dauernde Glückseligkeit schließen. Aber die Elfen sind auch bei den Iren seltner geneigt sich als gütige und wohlthätige Wesen zu beweisen, und ihre Gaben müssen ihnen mit List abgewonnen werden. Andere Verhältnisse, als die aus der Berührung mit der Geisterwelt hervorgehen, werden hier kaum erwähnt. Wie häufig wird z. B. in den deutschen Märchen das schwere Geschick geschildert, das Kinder von einer bösen Stiefmutter [395] erdulden müssen, ich habe das in den irischen nicht gefunden: die Übersetzung eines alten, nicht volksmäßigen Gedichts von den drei Schwänen Lirs (K. v. K. 2, 275) macht keine Ausnahme. Eine entschiedene Übereinstimmung habe ich nur in dem vorhin genannten Darby Duly bemerkt, sonst kommt aber in einzelnen Zügen manches Ähnliche vor, wie ich in den Anmerkungen zu Crokers Werk nachgewiesen habe: deutlicher ist der gemeinschaftliche Glauben an die Elfen. Die von der Lady Guest aus einer alten Handschrift

herausgegebenen gälischen Mabinogion (Märchen) übergehe ich hier: wie wertvoll sie für die Geschichte der Poesie sind, so enthalten sie doch keine aus dem Munde des Volks geschöpfte Sagen, sondern eigentümlich kalte und unbelebte Darstellungen alter Rittergedichte, die uns wie trockene Auszüge aus bessern Werken gemahnen.

In Schottland, für sächsische Einwirkungen empfänglicher, läßt sich vielleicht eine so reiche Ernte nicht halten, doch das bekannt gewordene überzeugt schon, daß derselbe Glaube an das gute Volk, wie man aus Scheu sie zu verletzen die Elfen nennt, Geltung hat und gleiche oder ähnliche Märchen umgehen.

In nahem Verwandtschaftsgrade mit den irischen stehen die Märchen der Armorikaner in der Bretagne, nur daß sie, nicht abgeschlossen wie jene, dem Einfluß benachbarter Länder zugänglich waren. In der Sammlung von Souvestre (S. 180) findet sich ein Beispiel (vergl. Croker 1, 23), wo Übereinstimmung und Abweichung das Gemeinsame wie das Unabhängige auf beiden Seiten darthun. Der Verkehr mit dem kleinen Volk macht auch hier den Hauptinhalt aus, doch nicht ausschließlich: das Märchen wie der alberne Peronnik die mächtigsten Zauberer überlistet und zu den höchsten Ehren gelangt, hat schon eine verschiedene Färbung, und wenn der Teufel dem Heiland begegnet und von ihm die Erlaubnis erhält auf einen Tag in der Gestalt eines Geistlichen sich den Menschen zu zeigen, so gehört das in einen ganz andern Kreis. Ich will noch anmerken, daß in einem armorikanischen Volkslied (Barzaz-Breiz von Villemarqué 1, 50) das Märchen von dem Wechselbalg in ziemlicher Übereinstimmung mit dem deutschen (Nr. 39, III) erzählt wird.

Ich springe über nach Osten zu den slawischen Völkern, bei denen der Zusammenhang mit dem deutschen Stamm entschieden hervortritt. Die sechs slawonischen Märchen, die wir kennen, sind ihrem Inhalt nach nicht ausgezeichnet, wobei noch die gedehnte, wenig belebte [396] Erzählung nachteilig wirkt. Sie zeigen Verwandtschaft mit ungarischen und deutschen, im ganzen aber geringe Eigentümlichkeit. Das letzte, der kleine Kerza, ver-

bindet das deutsche Märchen von Daumesdick (Nr. 37) mit dem sonst weit abliegenden vom starken Hans (Nr. 116), fügt aber zu jenem einige neue Züge. Auszeichnen muß ich aber ein Lügenmärchen, das vollständiger und zusammenhängender erzählt als das verwandte deutsche (Nr. 112).

Bekannt sind die epischen Lieder der Serben, und ihre Schönheit stellt niemand in Abrede: von der natürlichen Frische ihrer Märchen zeigt die Sammlung von Wuk Karadschitsch. Nur wenige sind darunter, denen nicht ein deutsches entspräche, wie sich auch einzelne verwandte, nur verschieden eingeflochtene Züge finden. Ein gleiches gilt von den albanesischen Märchen, wie ich in Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie (1, 377—381) näher nachgewiesen habe.

Die in alten fliegenden Blättern zu Moskau gefundenen, noch nicht vollständig bekannt gemachten russischen Märchen enthalten großenteils echte Überlieferung in einfacher, etwas trockener Erzählung; wahrscheinlich würde, wenn man bei den Landleuten sorgsam nachforschen wollte, eine frischere und vollere Quelle sich öffnen. Den Zusammenhang mit alten Heldenliedern zeigt das Märchen von Ilja (Elias), der auch in Wladimirs Tafelrunde auftritt. Die Verwandtschaft mit deutschen ist nicht bloß in einzelnen Zügen sichtbar, auch denselben Grund finden wir häufig wieder, doch mit Abweichungen und unter ganz anderer Umgebung. Wenn Iwan von seinem Diener verlangt, er solle ihm Wasser schöpfen, und dieser sich weigert und ihn heißt es selber zu thun, um ihn damit in seine Gewalt zu bringen, so sehen wir dies in der Gänsemagd (Nr. 89) auf eine Königstochter angewendet, wo sich auf eine ähnliche Art daraus die weiteren Begebenheiten entwickeln. Die sieben Simeone, im Besitz besonderer Geschicklichkeiten, deren einer als listiger Dieb sich hervorthut, entsprechen den vier kunstreichen Brüdern (Nr. 129). Noch näher kommt Iwan, der sein goldnes Haar mit einer Blase bedeckt, dem Königssohn in dem deutschen Märchen vom Eisenhans (Nr. 136), der, um dieses Zeichen königlicher Abkunft zu verbergen, seinen Hut niemals abnehmen will; beide dienen als Gärtner und beide

erregen in dieser Verkleidung die Aufmerksamkeit der Königstochter. Was bei uns von dem Tischchendeckdich (Nr. 36) erzählt wird, ist hier in ein hübsches Märchen von einem bösen Weib und einem sanften Mann verflochten. [397] Am meisten klingt zusammen die Erzählung von dem Feuervogel und dem grauen Wolf mit der deutschen von dem Goldvogel (Nr. 57), und doch verbleibt einer jeden ihre Selbständigkeit.

Das Märchen eines Kosaken unterscheidet sich dadurch, daß es in der Tierwelt spielt und zugleich eine lehrhafte Richtung hat. Der Wolf wird vom Fuchs verleitet, den Gebieter der Tiere um Nahrung und Sättigung anzugehen. Er wird von einem Tier zum andern gewiesen, von allen aber mißhandelt. Zuletzt wendet er sich an die Menschen, wo es ihm nicht besser ergeht: sie zwingen ihn eine Hundshaut anzuziehen. Da er nirgend Recht und Gerechtigkeit finden kann, so lebt er fortan kümmerlich von Raub und Diebstahl.

Die von Woycicki geschickt aufgefaßten polnischen Märchen haben in ähnlicher Weise wie die russischen häufig mit deutschen die Grundlage gemein, weichen aber in der Ausführung ab. So z. B. kommt auch hier Aschenputtel (Nr. 21) und Allerleirauh (Nr. 65) vor. Geringen Wert haben die Märchen aus dem Weichselthal von Uhl, denn nur weniges darin stützt sich auf Überlieferung, und dies wenige wird durch eine überladene Sprache fast erstickt. Am merkenswertesten ist das dem deutschen (Nr. 105) ziemlich nahe kommende von der Hausschlange, die mit dem Kinde aus einer Schüssel Milch ißt.

Die böhmischen Märchen von Milenowsky sind wohl auf Überlieferung gegründet, aber sie ist dürftig und durch die breite mißlungene Bearbeitung verdeckt. Desto mehr Lob verdienen die von Wenzig nach Kulda übersetzten, gut erzählten Märchen, denen es nicht an Eigentümlichkeit fehlt. Ein Dummling führt Eulenspiegelstreiche der besten Art aus.

Unter den Märchen der Wenden in der Lausitz finden sich auch Tiermärchen. Sie handeln von der List des Fuchses, womit er den täppischen Wolf betrügt, und zeichnen sich durch Vollstän=

digkeit und natürliche Darstellung aus; fast zu allen giebt es entsprechende deutsche.

Die reichhaltige Sammlung walachischer Märchen behält ihren Wert, wenn auch nicht überall der rechte Ton in der Erzählung getroffen ist. Wir finden hier die Mannigfaltigkeit der deutschen, mit denen sie zum Teil nah zusammen kommen, z. B. mit Allerleirauh, Sneewitchen, Tischchendeckdich, aber daneben zeigen andere merkwürdige Eigentümlichkeiten. Dahin zähle ich unter andern die gewiß uralte, hier mit seltener Vollständigkeit erhaltene Sage von Bakâla, der wie das deutsche Bürle (Nr. 61) den Schein der Gutmütigkeit [398] und boshafte List auf eine seltsame Weise mischt. Das Märchen von der Wunderkuh enthält eigentlich das deutsche von Ferenand getrü (Nr. 126), nur ursprünglicher und besser. Da der arme Mann keinen Paten finden kann, so übernimmt Gott selbst die Stelle und macht dem Kinde eine Kuh zum Geschenk, von deren Nachkommen zwei durch große Wundergaben sich auszeichnen. Als der begünstigte Jüngling einmal eine schwere Aufgabe vollbringen soll, aber eingeschlafen und die Zeit zu weit vorgerückt ist, so schleudert die Kuh mit ihren Hörnern die Sonne bis zur Mittagsstunde am Himmel zurück, ein Gedanke, der an die Kühnheit von Kalevala erinnert. Einzelne auffallende Züge kommen ebenso in den deutschen Märchen vor, aber in anderer Verbindung. So läßt, hier (Seite 106) wie dort (Nr. 107), der von Hunger gequälte sich für ein wenig Speise die Augen ausstechen: wie dort (Nr. 1) das Herz des treuen Dieners, ist hier (Seite 145) die Brust des Helden Wilisch mit drei eisernen Banden umgürtet, die hernach zerspringen: wie dort Sneewitchen (Nr. 58), so ist hier (S. 200) ein Weib weiß wie Schnee, rot wie Blut, schwarz wie Rabenfedern, und wie Sneewitchen beim strählen der Haare durch einen vergifteten Kamm betäubt wird, so steckt hier (S. 251) eine boshafte Alte bei gleicher Gelegenheit dem schönen Mädchen eine Zaubernadel (den Schlafdorn der Brünhild) in das Haupt.

Aus der Bukowina sind erst vier Märchen bekannt, die sich ähnlich auch in Deutschland finden. Die beiden Töchter sind die

Mädchen, die zu der Frau Holle kommen (Nr. 24), der kleine Teufel ist Daumesdick (Nr. 37), die zwei Knechte gehören zu den zwölf Faulen (Nr. 151), und der närrische Prinz entspricht dem goldenen Vogel (Nr. 57).

Die Überlieferungen der Walachen waren slawischen und deutschen Einmischungen ausgesetzt, während seinem Ursprung nach das Volk zu den Romanen gehört. In dem großen Bereich, den diese einnehmen, ist für die Auffassung der Märchen nichts nennenswertes geschehen. Freilich seit Basiles Pentamerone war in Italien schwerlich etwas von Belang nachzutragen, und ich freue mich, nur bemerken zu können, daß durch die Übersetzung von Liebrecht dies schätzbare Buch zugänglicher geworden ist, auch das Urteil, das ich darüber (oben (S. 298—301) ausgesprochen habe, Beistimmung gefunden hat. Sammlungen von Märchen aus Spanien und Portugal sind mir nicht [399] bekannt geworden, und doch kann es daran dort nicht fehlen, wenn man sie nur aufsuchen und vor dem Untergang bewahren will. Die heftig drängende, der Ruhe entwöhnte Zeit mag zum Teil die Schuld tragen, ja es kann kommen, daß, wie der Apfelbaum der Frau Holle vergeblich bittet geschüttelt zu werden, die Früchte endlich am Zweig vertrocknen oder herabfallen, wenn sie verfault sind: aber eine solche Zeit ist auch geeignet bei einzelnen, die ein Gefühl von dem Wert dieser mit einem glücklichen Dasein verknüpften Überlieferungen überkommt, die Lust zur Beschäftigung damit hervorzurufen. Hat sie sich doch sogar in Frankreich geregt, das zeigen die Übersetzungen der deutschen Märchen, auch das Buch von Emile Souvestre über die Bretagne, nur hat niemand den Weg wieder betreten, den Perrault angebahnt hatte, dessen kleines aber treffliches Buch noch heute sein Ansehen behauptet. Ich habe schon oben (S. 309—311) nachgewiesen, daß von seinen dreizehn Märchen die meisten mit deutschen verwandt sind; es ist wohl nur Zufall, daß sich der gestiefelte Kater noch nicht vollständig in Deutschland gefunden hat. In Frankreich, zumal in dem südlichen, mögen die Märchen noch in reicher Fülle vorhanden sein: ausdrücklich sagt das ein E. S. unterzeichneter, an den Redakteur

des Globe (1830. Nr. 146) gerichteter Brief, der zugleich ein merkwürdiges Beispiel anführt, das Märchen von dem Machandelbaum (Nr. 47) mit ziemlich geringen Abweichungen; selbst die Reime mit entsprechendem Inhalt fehlen darin nicht. Das Volk würde wohl geschickt sein, diese Überlieferungen frisch und lebendig zu erzählen. Es käme nur darauf an, daß man sie sammeln und ohne Überarbeitung und Zusätze bekannt machen wollte.

Bevor ich von den Märchen des deutschen Stammes rede, muß ich den Blick nochmals nach dem Morgenlande richten, dahin, wo die über die Erde verbreiteten Völker ihre ersten Sitze hatten. Altindische Märchen in beträchtlicher Anzahl enthält Somadevas Sammlung. Er lebte im elften Jahrhundert zu Kaschemir und seine Absicht war, wie er am Eingang des im epischen Versmaß abgefaßten Gedichts sagt, das bunte Märchennetz dem Gedächtnis zu erhalten. Er benutzte frühere Werke ähnlichen Inhalts, wovon die wichtigern noch vorhanden sind, selbst Ramayana, Mahabharata und die Legenden der Puranen haben ihm Beiträge geliefert; das Alter der Märchen geht also weit über Somadevas Zeit hinauf. Da er ausdrücklich bemerkt, daß er nichts ausgelassen und nur den Inhalt zusammengedrängt [400] habe, so wird dieser vollständiger und zusammenhängender sein als bei späteren Auffassungen möglich gewesen wäre. Sein Ausdruck ist gebildet und verständig, aber eintönig und ohne höhere Belebung: auch das Naive fehlt, die Luft, in der diese Dichtungen allein gedeihen; man fühlt, daß die Sage nicht unmittelbar aus dem Munde des Volks genommen ist und schon mehr als eine Überarbeitung erfahren hat. Sonst würde auch die Verwandtschaft mit deutschen Sagen und Märchen deutlicher hervorgetreten sein, die sie doch in der Anlage und Entwicklung der Begebenheiten, wie in einzelnen Zügen und Wendungen erkennen läßt. Man weiß, daß Siegfried Nibelungs Schwert erwarb, als er eine Erbschaft teilen sollte, was Wackernagel (Haupts Zeitschrift 2, 544) als alten Rechtsgebrauch erklärt, und in deutschen Märchen (Nr. 92. 193. 197 und oben S. 327) wird erzählt, wie ein Bedrängter oder in Lebensgefahr Schwebender zwei Streitenden begegnet,

und zu gleichem Geschäft aufgerufen wird: so geschieht dem Putraka bei Somadeva (1, 19). Dem indischen Helden wird, wie dort dem Glückskind (Nr. 60), jeden Morgen bei seinem Erwachen ein Goldstück unter dem Kopfkissen beschert (1, 17), womit man den Hort Siegfrieds und den sich immer mehrenden Ring Andvaris vergleichen kann. Noch weitere Ähnlichkeiten zeigen sich im Geschick beider. Putraka steigt nachts in die Burg der bewachten Patali, dringt in ihr Gemach und weckt sie aus dem Schlaf, um sich mit ihr zu vermählen, was mit Sigurds erstem Besuch bei Brünhild zusammenkommt. Ein roter Lappen wird dem Putraka aufs Gewand genähet, wie dem Siegfried ein Kreuz. Neid und Bosheit trachten dem indischen König nach dem Leben und verlocken ihn auf eine Pilgerfahrt, um ihn im Heiligtum zu ermorden, wie gleiche Verräterei den deutschen Helden auf die Jagd lockt, wo er am Brunnen mit dem Speer durchbohrt wird. Ein anderes Beispiel gewährt die Geschichte von Askodatta und Vyaydatta, die mit dem Märchen von den zwei Brüdern (Nr. 60) Ähnlichkeit hat.

Die Märchen, die bei den Indiern noch heute umgehen, zeigen ganz die volksmäßige Natur. Ein solches findet man als Anhang zu Somadeva Bhatta, in einem andern (Schlegel ind Bibl. 2, 263) streiten vier Brahminen, wer der thörichtste sei, wie etwa in einem deutschen (Nr. 151) wer der faulste. Am merkwürdigsten sind die Geschichten des Paramarta (Einfaltspinsels), weil, ganz im Geist der deutschen Lalenbürger, unter dem Schein der höchsten Weisheit die [401] unbeschreiblichsten Albernheiten ausgeführt werden. Wie ergötzlich, wenn der Meister auf einer Reise seinen Schülern den Rat erteilt, nicht eher in den tückischen Fluß zu treten, als bis dieser sich im Zustand des Schlafes befinde. Dummkopf wird ausgeschickt Nachforschungen anzustellen, wobei ihm die größte Vorsicht empfohlen ist. Er berührt deshalb die Oberfläche des Wassers mit einem brennenden Hölzchen, das zischend verlischt, und wovon der Rauch ihm ins Gesicht steigt. Voll Schrecken lauft er zurück und meldet dem Meister, das Wasser sei in heftigem Zorn, es habe gleich einer Schlange um sich

gezischt und ihn mit gewaltigem Rauch ersticken wollen: ohne Lebensgefahr könne man in diesem Augenblick den Fluß nicht überschreiten. Elphinstone bemerkt in der Reise nach Kabul (übersetzt von Rühs 1, 95), daß in Asien eine Menge von unsern Schwänken erzählt werden.

Holzmann hat nicht bloß das altindische Mahabharata zu seiner ursprünglichen Gestalt, die an Großartigkeit der Gedanken und Erhabenheit der Gesinnung keinem andern Epos zu weichen braucht, zurückzuführen, den kühnen Versuch gemacht, er hat auch einzelne, für sich bestehende Stücke ausgeschieden. Zwar nehmen diese Teil an der höheren Ausbildung des ganzen Gedichts und sind kein unmittelbarer Ausdruck der Überlieferung, vielmehr ist Kunst in der Darstellung und bewußte Betrachtung sittlicher Zustände eingetreten, doch so manches ganz Märchenhafte in der Grundlage bestimmt mich ihrer hier Erwähnung zu thun und einiges daraus als Beispiel anzuführen. Dakscha, der Herr der Welt, giebt siebenundzwanzig von seinen Töchtern dem Mond zu Frauen. Alle sind sie schön, doch an Robini (Stern Aldebaran), die im höchsten Glanz strahlt, hat der Mond das größte Gefallen: er wohnt bei ihr allein. Die übrigen, die sich vernachlässigt sehen, zürnen über den Herrn der Nacht, verklagen ihn bei ihrem Vater und wollen zu diesem zurückkehren. Dakscha ruft den Mond herbei, stellt ihm sein Unrecht vor und fordert ein anderes Betragen. Die sechsundzwanzig gehen wieder in das Haus ihres Gemahls, aber der Kühlstrahlende vergißt sie abermals und wohnt nur bei Robini. Neue Klage der andern bei ihrem Vater, der dem Mond mit seinem Fluch droht: doch vergebens, er hat seine Gedanken nur auf die eine gerichtet. Zum drittenmal klagen jene, Dakscha gerät in Zorn und verhängt die Schwindsucht über den Mond. Jetzt wird dieser von Tag zu Tag kleiner: umsonst bemüht er sich durch Opfer [402] jeder Art die Krankheit zu entfernen. Auf der Erde verändert sich alles, die Kräuter wachsen nicht mehr, die Pflanzen verlieren den Geschmack, die Tiere schwinden hin und die Menschen nähern sich dem Untergang. Die Götter, als sie vernommen haben, was geschehen ist, begeben sich zu

Dakscha und bitten um Erbarmen, „bis auf einen schmalen Streif", sagen sie, „ist der ganze Mond aufgezehrt, die Kräuter, Gräser und Pflanzen verderben, die Tiere schwinden dahin und alles Leben wird vergehen, endlich auch die Götter, was bleibt der Welt dann übrig"? Der Herr der Welt erwidert „den Fluch kann ich nicht aufheben, aber ich kann ihn beschränken, wenn der Mond künftig bei allen seinen Frauen wohnt, so soll nur in der Hälfte des Monats die Schwindsucht Macht über ihn haben: er soll in die heilige Flut Saraswati sich tauchen, das wird ihn stärken, daß er in der andern Hälfte wieder wächst". Der Mond gehorcht, indem er bei jeder seiner siebenundzwanzig Frauen einen Tag weilt. Einen halben Monat nimmt er ab, verschwindet dann im heilenden Bad, und mit neuer Kraft gestärkt nimmt er den andern halben Monat zu. Auch ein Beispiel von dem Übergang des Märchens in die lehrhafte Fabel, der in der schwächern Erzählung von Pantchatantra (S. 175) noch mehr hervortritt. Während der König Usinara ein Opfer bringt, kommt eine schüchterne Taube in seinen Schoß geflogen und fleht ihn um Beistand gegen den Habicht an, der sie verfolgt. Der Habicht fordert die Taube zurück, da ihn der König der Speise nicht berauben dürfe, auf die er angewiesen sei. Usinara weigert sich, aber der Habicht besteht auf seinem Recht, werde ihm seine Nahrung versagt, so verurteile er ihn, Weib und Kind zum Tod. Vergeblich bietet der König Stiere, Eber, Hirsch und Büffel an, der Habicht kann sie nicht zur Nahrung brauchen. „Wohlan," spricht der Habicht, „gieb mir von deinem eigenen Fleisch so viel als die Taube wiegt." Der König schneidet sich selbst das Fleisch aus dem Leib, aber die Taube ist schwerer: er schneidet sich noch mehr Fleisch aus, aber das Gewicht der Taube bleibt immer größer. Endlich steigt der König selbst auf die Wage. Da spricht der Habicht „ich bin Indra, der König des Himmels, und die Taube ist des Feuers Gott, wir sind gekommen deine Tugend zu prüfen, frommer Fürst. Das du dir das Fleisch von den Gliedern des Leibes geschnitten hast, das wird dir unvergänglichen Ruhm auf der ganzen Welt bereiten". Noch eines Stückes aus Mahabharata muß ich hier gedenken, der ebenso

zarten als tieffsinnigen Dichtung von Nalas und [403] Damajanti, die, ihrem ganzen Inhalt nach märchenhaft, aus dem Boden volksmäßiger Überlieferung muß hervorgewachsen sein.

Die persischen Märchen in Tuti Nameh entlehnte Nechschebi, der sein Gedicht im Jahre 1329 vollendete, aus indischen Quellen, und aus diesem Gedicht machte im 17. Jahrhundert Mohamed Kaderi einen prosaischen Auszug, welcher jetzt gedruckt ist. Die Märchen sind fast alle schön, wiewohl das ältere Werk, von welchem Kosegarten aus einer Handschrift in der Vorrede Nachricht giebt, bei weitem den Vorzug verdient. Einige kommen mit deutschen Märchen zusammen, wie ich in den Anmerkungen zu Nr. 62. 102. 119 gezeigt habe. Übrigens läßt sich auch hier schon die Absicht erkennen, eine gute Lehre zu erteilen. Dagegen auf persischem Boden gewachsen sind die Märchen, die in Malcolms Werk in bester Auffassung vorkommen. Hier tritt die Übereinstimmung mit deutschen deutlich hervor. Amin der kluge berückt einen übermächtigen Ghul (bösen Geist) in derselben Weise, wie das Schneiderlein den Riesen (Nr. 20): selbst einzelne Züge stimmen überein. Der Schneider spiegelt dem Riesen vor, wie Amin dem Ghul, er könne Wasser aus einem Stein drücken, was jener durch einen Käs, dieser durch ein Ei bewirkt, das sie statt des Steins in die Hand nehmen; die Iren haben eine entsprechende Redensart (K. v. K. 1, 73) „er ist so stark, daß er Lab und Molken aus einem Stein drückt“. Ferner entgeht das Schneiderlein wie Amin dem Schlag, mit welchem das Ungetüm sie in der Nacht töten will, dadurch, daß sie in der Höhle ihre Lagerstätte vertauschen. In einer andern Erzählung erinnert der Schuhflicker Achmed, der als Sterndeuter vom Zufall begünstigt die geheimsten Dinge an den Tag bringt und zu großem Ansehen gelangt, an den armen Bauer Krebs (Nr. 98), der als Doktor Allwissend auftritt und auf gleiche Weise zu Ehren kommt; hier ist ein Zusammenhang bei aller Verschiedenheit der Ausführung nicht leicht zu verkennen. Über die altpersischen Sagen bei Firdusi breitet sich zwar der epische Schein der Geschichte, doch manches ist ganz märchenhaft, wie z. B. die Erzählung von der Simurg, die als Riesen-

vogel ihr Wundernest auf den Gipfel eines Baumes gebaut hat. Dorthin bringt sie einen ausgesetzten königlichen Knaben und giebt ihm beim Abschied eine ihrer Federn, die er bei großer Gefahr ins Feuer werfen soll, dann will sie herbeieilen und ihn in ihr Reich tragen. Auf anderes habe ich schon oben hingewiesen.

Äußert sich in den Werken von Somadeva und Nechschebi das [404] Bestreben nach kunstreicher Ausbildung und gewählter Sprache, so hat sich noch der einfache Ausdruck erhalten in dem mongolischen Buche Schiditu Kur, dessen indischer Ursprung, wie mir W. Schott bestätigt, nicht zu bezweifeln ist. Hier zeigt sich unter ganz anderen äußern Verhältnissen die Verwandtschaft mit deutschen Märchen auf das bestimmteste. Die fünf Gefährten, die dem sechsten Beistand leisten, um die schöne Frau zu erlangen, machen ähnliche Ansprüche auf ihren Besitz wie die vier Brüder (Nr. 129). Ein Meisterdieb zeigt gleiche Künste (Nr. 192 und norwegisch bei Asbjörnsen S. 216). Der Wundermann vernichtet seine Feinde zwar mit andern Mitteln, aber ganz auf die Weise wie der Besitzer des Ranzens, des Hütleins und Hörnleins (Nr. 54), und die Abenteuer Massangs stimmen mit denen des starken Hans (Nr. 166) überein.

Bei den Völkern des deutschen Stammes hat sich der Eifer für Erhaltung der Märchen am thätigsten gezeigt. Die in der Wodana bekannt gemachten, mit der behaglichen Umständlichkeit erzählt, die dem Niederdeutschen eigen ist, erregen das Verlangen nach einer vollständigen Sammlung. Ein Gleiches gilt von den dänischen, deren Wert schon durch das davon bekannt gewordene außer Zweifel gesetzt wird. Großes Lob verdienen die norwegische und die schwedische Sammlung wegen ihrer Reichhaltigkeit, sorgfältigen Auffassung und natürlichen gewandten Erzählung. In allen Märchen dieser stammverwandten Völker zeigt sich die größte Übereinstimmung mit den unsrigen, und man kann annehmen, daß dieselben Überlieferungen in dem ganzen weiten Bereich zu Hause sind; eine besonders wichtige Bestätigung gewährt das wegen seiner schon im Altertum bekannten Lösung schwieriger Aufgaben merkwürdige Märchen von der klugen Bauerntochter

(Nr. 94), das Asbjörnsen im Norden wieder gefunden hat. Ein Unterschied tritt nur insoweit ein, als sie nicht überall vollständig sich erhalten konnten, einzelnes lückenhaft ward und völlig abstarb, oder die Natur der Länder, Bergzüge und weite Ebenen, Sprache, Sitten und Glaube eine Änderung bewirkte. Wenn z. B. bei uns der Geist verschwindet, sobald die Mitternacht vorüber ist oder der Hahn kräht, so werden die Riesen im Norden listig hingehalten bis der erste Sonnenstrahl sie berührt, weil sie dann in Stücke zerbersten gleich Steinen, in welche sie nach der Lehre der Edda verwandelt werden.

Die Sammlungen in Deutschland liefern häufig nur abweichende [405] Auffassungen schon bekannter Märchen, die immer noch Wert haben, oder beschränken sich auf gewisse Gegenden, was bei der örtlichen Sage ein größeres Gewicht hat. Anmutig sind die in den Mundarten des Elsasses, Vorarlsbergs und Holsteins niedergeschriebenen, und Auszeichnung verdient das fleißige Buch Panzers, der den Versuch gemacht hat, sie nach ihrem mythischen Inhalt zu ordnen.

Es sei mir erlaubt mit einigen allgemeinen Betrachtungen diese Übersicht zu schließen.

Die Übereinstimmung zwischen Märchen durch Zeit und Entfernung weit getrennter nicht minder als nahe aneinander grenzender Völker beruht teils in der ihnen zu Grund liegenden Idee und der Darstellung bestimmter Charaktere, teils in der besondern Verflechtung und Lösung der Ereignisse. Es giebt aber Zustände, die so einfach und natürlich sind, daß sie überall wiederkehren, wie es Gedanken giebt, die sich wie von selbst einfinden, es konnten sich daher in den verschiedensten Ländern dieselben oder doch sehr ähnliche Märchen unabhängig voneinander erzeugen: sie sind den einzelnen Wörtern vergleichbar, welche auch nicht verwandte Sprachen durch Nachahmung der Naturlaute mit geringer Abweichung oder auch ganz übereinstimmend hervorbringen. Man begegnet Märchen dieser Art, wo man die Übereinstimmung als Zufall betrachten kann, aber in den meisten Fällen wird der gemeinsame Grundgedanke durch die besondere, oft unerwartete, ja

eigensinnige Ausführung eine Gestalt gewonnen haben, welche die Annahme einer bloß scheinbaren Verwandtschaft nicht zuläßt. Ich will einige Beispiele anführen. Nichts ist natürlicher als die Erfüllung einer Bitte an die Lösung schwieriger Aufgaben zu knüpfen, aber wenn die Aufgaben die seltsamsten von der Welt sind, wie bei der klugen Bauerntochter (Nr. 94), und sie stimmen überein, so kann dies nicht mehr Zufall sein. Daß man in schwierigen Fällen einen Schiedsrichter anruft, versteht sich fast von selbst, aber daß allerorten gerade drei uneins sind, und zwar mit höheren Kräften ausgestattete Wesen, daß es eine Erbschaft ist, die geteilt werden soll, und diese aus drei wunderbaren Dingen besteht, daß endlich der als Schiedsmann angerufene Mensch die Eigentümer listig darum betrügt (der Mensch muß die selten sich darbietende Gelegenheit benutzen, wenn er den Zwergen oder Kobolden ihre übernatürlichen Schätze abgewinnen will), das setzt einen Zusammenhang der Überlieferung voraus. Dies Gemeinsame gleicht einem Brunnen, [406] dessen Tiefe man nicht kennt, aus dem aber jeder nach seinem Bedürfnis schöpft.

Ich leugne nicht die Möglichkeit, in einzelnen Fällen nicht die Wahrscheinlichkeit des Übergangs eines Märchens von einem Volk zum andern, das dann auf dem fremden Boden fest wurzelt: ist doch das Siegfriedslied schon frühe in den hohen Norden gedrungen und dort einheimisch geworden. Aber mit einzelnen Ausnahmen erklärt man noch nicht den großen Umfang und die weite Verbreitung des gemeinsamen Besitzes: tauchen nicht dieselben Märchen an den entferntesten Orten wieder auf, wie eine Quelle an weit abliegenden Stellen wieder durchbricht? Wie die Haustiere, das Getreide, Acker-, Küchen- und Stubengeräte, die Waffen, überhaupt die Dinge, ohne welche das Zusammenleben der Menschen nicht möglich scheint, so zeigen sich auch Sage und Märchen, der befeuchtende Thau der Poesie, so weit der Blick reicht, in jener auffallenden und zugleich unabhängigen Übereinstimmung. Auch in gleicher Notwendigkeit des Daseins, denn nur wo Geldgier und die schnarrenden Räder der Maschinen jeden andern Gedanken betäuben, meint man ihrer entraten zu können.

Wo noch gesicherte, herkömmliche Ordnung und Sitte des Lebens herrscht, wo noch der Zusammenhang menschlicher Gefühle mit der umgebenden Natur empfunden und die Vergangenheit von der Gegenwart nicht losgerissen wird, da dauern sie fort. Die besten habe ich von Bauern vernommen, und ich weiß, daß dies Buch von ihnen mit der größten Freude ist gelesen, ja im eigentlichen Sinne vergriffen worden; selbst bei den schon lange dem Vaterlande entfremdeten Deutschen in Pensilvanien hat sich noch Empfänglichkeit dafür gezeigt. Will man sich eine plötzliche Ankunft der Sage denken, etwa wie den Strom eines wandernden Volks, der sich in unbewohnte Landesstrecken, in eine nach der andern, ergießt und sie erfüllt? Wie will man es erklären, wenn die Erzählung in einem einsamen hessischen Gebirgsdorfe mit einem indischen oder griechischen oder serbischen Märchen seiner Grundlage nach übereinkommt?

Von dem Gemeinsamen, das in der überall hervortretenden Erscheinung einiger scharf ausgeprägten Charaktere liegt, habe ich schon früher, in der Einleitung zu dem ersten Band der zweiten Ausgabe (L—LIV) geredet und will darauf zurückkommen. Der Dummling, ungeschickt zu allen Dingen, wozu Erfahrung, Witz und Gefügsamkeit gehören, wird anfangs zurückgesetzt, muß gemeine Arbeiten [407] verrichten und Spott erdulden: er ist der Verachtete, der in der Asche am Herde seinen Platz, unter der Treppe seine Schlafstätte hat. So muß in der altfranzösischen Sage der starke Rennewart Küchendienste thun, und der britische Parzival, der einen Anflug davon hat, heißt der tumbe klâre, doch eine höhere Kraft und Freudigkeit leuchtet bei den jugendlichen Helden schon durch. In den Märchen ist er gewöhnlich der jüngste von drei Brüdern, den die beiden andern mit Stolz und Hochmut zurückweisen. Kommt es aber zur That, so erhebt er sich schnell, und er allein vermag die Aufgabe zu lösen, die den Vorzug unter ihnen bestimmt, denn ihm hat eine höhere Macht beigestanden und den Sieg verliehen. Unterliegt er dem Verrat und verliert das Leben, so verkündigt lange nachher der hervorgespülte, weiß gebleichte Knochen die Unthat, damit sie nicht ungestraft bleibe.

Plump und tölpelhaft sind die Riesen, klug und listig die Zwerge. Die Eigenschaften der letztern werden gesteigert in dem Däumling, dem alle die geheimen Kräfte eigen sind, die dem Finger, von dem er den Namen hat, beigelegt werden. Klug und verschlagen berückt er, äfft und neckt jedermann. Die Unfälle, in welche ihn seine winzige Gestalt bringt, weiß er zu überwinden. Das Glück ist ihm günstig und läßt die prahlerischen Lobsprüche, die er sich beilegt, in Erfüllung gehen. Als behendes Schneiderlein schreckt er Riesen, tötet Ungeheuer und weiß die schwersten Rätsel zu lösen.

Wird die Albernheit unter dem Schein eines breiten Verstandes und mit sichtbarem Wohlgefallen, aber mit voller Gutmütigkeit betrieben, so kommen die Lalenbürger zum Vorschein, deren Narrheiten das bekannte deutsche Buch in einigem Zusammenhang darstellt, wie die nicht minder treffliche indische Erzählung von Paramarta. Die liebe Dummheit ohne alle Zuthat kommt bei Catherliesčhen, dem Frieder (Nr. 59) gegenüber, glänzend an den Tag und ist ebenso natürlich in dem Märchen vom gescheiten Hans (Nr. 32) und Vogls Großmütterchen (S. 93) geschildert; in dem abenteuerlichen Zug der sieben Schwaben macht sie sich auf andere Weise Luft. Eingemischte Schalkheit führt zu den Streichen Eulenspiegels, die älter sind als man glaubt: schon der Riese Kullervo in Kalevala richtet unter dem Schein der Folgsamkeit, was ihm aufgegeben wird, so verkehrt aus, daß es zum Verderben ausschlagen muß. Schadenfreude steht bei dem Bäuerlein (Nr. 61) im Hintergrund, das sich anfänglich nur dumm anstellt, dann aber, immer weiter schreitend, das schlimmste unter der [408] Decke der Unschuld ausführt: übertroffen wird es von dem irischen Darby Duly, und noch weiter geht der walachische Bakâla, der keine Schandthat scheut.

Dagegen ist es harmlose Lust, die den Aufschneider antreibt, wenn er behauptet, unerhörte Dinge vollbracht zu haben. Er ist an einem dünnen Stiel in den Himmel gestiegen, hat sich dort umgesehen und hernach an einem Seil von Spreu wieder herabgelassen, oder was er sonst Unglaubliches erlebt hat. Davon be-

richten deutsche Märchen (Nr. 112. 138. 159), ein norwegisches (Asbjörnsen S. 284), am vollständigsten ein serbisches vom Bartlos (oben S. 349) und ein slawonisches (Vogl S. 71): auf andere Weise, aber nicht minder gut, das irische von Daniel O. Rourke; die bekannten münchhausischen Lügen sind nur ein matter, geistlos behandelter Nachhall. Dichtungen dieser Art waren schon frühe vorhanden, der Modus florum aus dem zehnten Jahrhundert (Eberts Überlieferungen 1, 79) knüpft sie, wie ein deutsches Märchen (oben S. 209) an die Bekanntmachung eines Königs, wonach derjenige seine Tochter zur Frau haben soll, der am besten zu lügen weiß. Gewahrt wird dabei immer ein gewisser Schein des Möglichen, während die Märchen vom Schlaraffenland (Nr. 158. Haupts Zeitschrift 2, 560) absichtlich das Unmögliche zusammenbringen: der Habicht schwimmt über den Rhein, die Fische schreien, der Blinde sieht einen Hasen laufen und der Stumme ruft den Lahmen herbei, der den Hasen greift. Die menschliche Einbildungskraft befriedigt hier das Verlangen das große, alle Schranken zerschneidende Messer einmal mit voller Freiheit zu handhaben.

Gern wird der Faule und Träge geschildert und mit immer neuen Zügen diese dem Menschen angeborne Neigung bis zur höchsten Spitze getrieben, wie in Nr. 151. Im 15. und 16. Jahrhundert waren Märchen dieser Art beliebt, der Faule, selbst wenn er unter der Dachtraufe liegt, bewegt sich nicht, sondern läßt das Wasser zu dem einen Ohr herein, zu dem andern herausfließen (Kellers Fastnachtsspiele S. 86. Fischarts Flohhatz 48a).

Der Meisterdieb, der den gemeinen Diebstahl verachtet, aber einer angeborenen unbezwinglichen Lust folgend, mit kecker Gewandtheit Streiche ausführt, die einem andern unmöglich sind, der dem Vogel die Eier unter den Flügeln wegnimmt, ohne daß es dieser merkt, was schon Elbegast verstand, ein solcher macht auf eine gewisse Ehre Anspruch. Man gedenkt seiner nicht bloß ohne Unwillen, es [409] giebt Märchen, die ausschließlich von solchen erzählen, die in ihrer Kunst den letzten Grad erreicht haben, und darin stimmen indische, deutsche, nordische und italienische Überlieferungen zusammen.

Endlich der Bruder Lustig oder der Spielhansel, der sich um nichts kümmert als um ein fröhliches Leben, und den Unterschied zwischen Recht und Unrecht zu beachten selten aufgelegt scheint. Da er aber von Natur nicht bösartig ist und eine solche Stimmung sich ohne Humor nicht durchsetzen läßt, so geht ihm manches hin, was bei andern für unerlaubt gilt, wie Shakespeare seinen Falstaff, der nur in diesem Wasser schwimmen kann, sogar liebenswürdig zu machen gewußt hat. Die Märchen stellen ihn meist dar, wie er mit dem Herrn oder dem Apostel Petrus, die auf Erden wandeln, zusammenkommt. Der Herr will bei ihm herbergen, und der Bruder Lustig ist bereit das letzte mit ihm zu teilen, veruntreut aber gleich im Spiel den Groschen, der ihm gegeben war einen Trunk zu holen. Dem Apostel, der ihn in der Gestalt eines Armen um ein Almosen anspricht, reicht er seinen letzten Heller, und als dieser, weil er glaubt, einen Frommen gefunden zu haben, mit ihm zieht, betrügt er ihn alsbald um das Herz des gebratenen Lämmchens und äußert seinen Verdruß, daß jemand, dem so große Macht zu Gebote stehe, nicht mehr Geld zu gewinnen suche. Als Bärenhäuter dient er dem Teufel, wird aber aus der Hölle wieder fortgeschickt. Den Tod hat er lange zum Narren, als er endlich genötigt ist, ihm zu folgen, wollen weder Himmel noch Hölle ihn einlassen, bis er durch eine List sich Eingang in jenen verschafft.

Gemeinsam allen Märchen sind die Überreste eines in die älteste Zeit hinauf reichenden Glaubens, der sich in bildlicher Auffassung übersinnlicher Dinge ausspricht. Dies Mythische gleicht kleinen Stückchen eines zersprungenen Edelsteins, die auf dem von Gras und Blumen überwachsenen Boden zerstreut liegen und nur von dem schärfer blickenden Auge entdeckt werden. Die Bedeutung davon ist längst verloren, aber sie wird noch empfunden, und giebt dem Märchen seinen Gehalt, während es zugleich die natürliche Lust an dem Wunderbaren befriedigt; niemals sind sie bloßes Farbenspiel gehaltloser Phantasie. Das Mythische dehnt sich aus je weiter wir zurückgehen, ja es scheint den einzigen Inhalt der ältesten Dichtung ausgemacht zu haben. Wir sehen wie

diese, getragen von der Erhabenheit ihres Gegenstandes und unbesorgt um Einklang mit der Wirklichkeit, wenn sie die geheimnisreichen und furchtbaren Naturkräfte schildert, auch das Unglaubliche, [410] das Greuelhafte und Entsetzliche nicht abweist. Sie wird erst milder, wenn die Beobachtung einfacher Zustände in dem Leben des Hirten, des Jägers, des Ackerbauenden, und der Einfluß gereinigter Sitte hinzutritt. Mit Verwunderung erblicken wir in der finnischen und nordamerikanischen Sage das Maßlose und Ungeheure unmittelbar neben Schilderungen des einfachsten, fast idyllischen Lebens. Oft unschön, manchmal nackt und roh erfüllt es die tibetische Sage, obgleich auch hier nicht ganz die Darstellung natürlicher Verhältnisse oder Äußerungen wahrhafter Empfindung fehlen. In dem Grad, in welchem menschliche und gemilderte Sitte sich entwickelt und die sinnliche Fülle der Dichtung wächst, weicht das Mythische zurück und beginnt sich mit dem Duft der Ferne zu überziehen, der die Deutlichkeit der Umrisse schwächt, aber die Anmut der Dichtung erhöht, etwa wie die bildende Kunst von den scharf gezeichneten, hagern, sogar häßlichen aber bedeutungsvollen Gestalten zu der äußern Schönheit der Formen übergeht. Kommt der Glanz der Heldenzeit über ein Volk und bewegen große Thaten die Gemüter, so erfolgt eine neue Umwandlung der Sage. Die Götter gesellt Homer zu den Menschen, deren Gestalt sie annehmen, und die Helden werden fast bis zu ihnen hinauf gerückt: in Mahabharata wird Nahuscha ein Mensch als König über die Götter wie über die Welt gesetzt, und die Gleichstellung beider in dem Krieg der Kuruinge und Panduinge ist noch größer als in der Ilias. Damajanti weiß den Nalas von den Himmlischen, die sich zu der Brautwerbung mit ihm eingefunden haben, nicht zu unterscheiden. Ganga gebiert dem Könige Pratipa acht Kinder, ehe er erfährt, daß sie eine Göttin ist. Die unbändige Titanenkraft Rustems, der die Seele der altpersischen Sage in sich trägt, unterwirft sich selbst im Trotz der Hoheit des irdischen Herrn. Der Einzelkampf, in dem sonst die Entscheidung lag und der genau bestimmten Gesetzen unterworfen war, breitet sich zur Völkerschlacht aus, wo alle an dem

Ruhm des Sieges oder dem Untergang eines Heldengeschlechts teilnehmen. Das Epos strebt nach geschichtlicher Wahrheit, Maß und Ordnung aller Dinge, wie nach innerm Adel der Gesinnung: das Mythische und Wunderbare, wo es noch verbleibt, muß den Schein des Geschichtlichen annehmen und soll als Wahrheit gelten. Nur wenig davon erträgt das Nibelungenlied, nur im Hintergrund zeigen sich die Schwanenjungfrauen, selbst die Hornhaut und die Unverwundbarkeit Siegfrieds waren der ältern Auffassung der Edda fremd: auch der Erwerb [411] des unsichtbar machenden Mantels, statt der Annahme einer andern Gestalt, wozu Götter die Kraft besitzen, mag erst aus Märchen eingeführt sein. In der Dieterichssage und in der älteren Gudrun ist es bis auf leise Spuren verschwunden, gänzlich in Walther und Hildegunde. Neben der Heldensage hat das Märchen gewiß ununterbrochen fort bestanden, schon in der heutigen oder einer ihr nahe kommenden Gestalt, nur weniger lückenhaft und gestört. Zeugnis davon liefern das lateinische Märchen bei Ratherius (Haupts Zeitschr. 8, 21), der Modus liebinc das Schneekind (Hagens Gesamtabenteuer 3, 719) und Modus florum (Eberts Überlieferungen 1, 79), alle drei aus dem zehnten Jahrhundert. Daß der Teil von Rudlieb, der in das mythisch-märchenhafte übergeht, uns verloren ist, und wir den Inhalt desselben nur aus einigen Bruchstücken erraten können, muß man als einen nicht geringen Verlust betrachten, und nicht bloß des Inhalts wegen, auch wegen der von frischer Lebendigkeit überströmenden, in poetischer Ausführlichkeit glücklichen Darstellung, die wir selbst in der fremden Sprache an dem Dichter bewundern. Unibos (Latein. Gedichte des Mittelalters 354) ist unser Bürle (Nr. 61). Ein Märchen enthält König Laurin, Sankt Oswald, die Entführung Hagens durch den Greif in dem ersten Teil der Gudrun, der Rosengarten, der arme Heinrich, der Pfaffe Amis, Schretel und Wasserbär (Haupts Zeitschr. 6, 174), die zwölf Turfen (Altd. Wäld. 3, 178. Konrad von Würzburg M. S. 2, 205), der rosenlachende Mann in Heinrichs von Neustadt Apollonius (Altd. Wäld. 1, 72).

Man wird fragen, wo die äußeren Grenzen des Gemeinsamen

bei den Märchen beginnen und wie die Grade der Verwandtschaft sich abstufen. Die Grenze wird bezeichnet durch den großen Volksstamm, den man den indogermanischen zu benennen pflegt, und die Verwandtschaft zieht sich in immer engern Ringen um die Wohnsitze der Deutschen, etwa in demselben Verhältnis, in welchem wir in den Sprachen der einzelnen, dazu gehörigen Völker Gemeinsames und Besonderes entdecken. Findet man bei den Arabern einige mit deutschen verwandte Märchen, so läßt sich dies auf die Abstammung der Tausend und einen Nacht, wo sie vorkommen, aus indischer Quelle erklären, die Schlegel mit Recht behauptet hat. So gewiß für jetzt die angegebene Grenze gilt, so ergiebt sich vielleicht, wenn noch andere Quellen sich aufthun, die Notwendigkeit einer Erweiterung, denn mit Erstaunen erblickt man in den Märchen, die von den Negern in Bornu und den [412] Betschuanen, einem Wandervolk in Südafrika, bekannt geworden sind, einen nicht wegzuleugnenden Zusammenhang mit deutschen, während ihre eigentümliche Auffassung sie wiederum von ihnen trennt. Dagegen in den nordamerikanischen habe ich wenigstens keine so bestimmte, ins einzelne gehende Übereinstimmung gefunden. Einige Berührung zeigen tibetische Märchen, wie finnische: deutliche Verwandtschaft tritt hervor in dem indischen und persischen, entschiedene in den slawischen: ein kroatisches erzählt sogar von der Wanderung Gottes und des heil. Petrus (vergl. Vogls Großmütterchen S. 27 mit Nr. 82), wovon sonst nur die Deutschen wissen. Am nächsten rückt sie vor in den romanischen: die Verbindungen, in welchen beide Völker zu allen Zeiten gestanden und die Vermischungen, die schon frühe stattgefunden haben, erklären hinlänglich diese große Übereinstimmung. Hat sich doch das umfangreiche, ursprünglich deutsche Tierepos nur in französischen Dichtungen erhalten, die es von den Franken geerbt haben. Die deutschen Märchen, glaube ich, besitzen nicht nur der nördliche und südliche Teil unseres Vaterlandes, sondern auch die nahverwandten Niederländer, Engländer und Skandinavier in völliger Gemeinsamkeit; die neuesten Sammlungen gewähren davon Überzeugung. Es ändert nichts, wenn, wie auf hohen Gebirgen oder

in versumpften Niederungen nicht alle Pflanzen fortkommen, hier und da eine kleinere oder größere Anzahl abgestorben ist, ebensowenig, wenn die verschiedene Natur des Landes und die darauf gegründete Lebensweise und Sitte auf die äußere Gestaltung Einfluß geübt hat.

Es ist erfreulich, daß die Deutschen das Tiermärchen noch immer in seinem ursprünglichen Geist hegen, ich meine in der unschuldigen Lust an der Poesie, die keinen andern Zweck hat als sich an der Sage zu ergötzen und nicht daran denkt, eine andere Lehre hineinzulegen als die frei aus der Dichtung hervorgeht. Reiner und volkstümlicher als wir haben die nach Siebenbürgen vor etwa siebenhundert Jahren ausgewanderten Niedersachsen in ihrer Abgeschlossenheit die Überlieferung bewahren können. Die Esthen stehen uns zur Seite, wohl auch die Russen und Serben, wenn man nach einer in Reinhart Fuchs (CCXCI) mitgeteilten Erzählung urteilen darf. Schade, daß die Sammlung von Wuk sich nicht darauf ausgedehnt hat. Bei den Finnen ist einiges zum Vorschein gekommen. Bei den Wenden in der Lausitz läßt der großen Übereinstimmung wegen deutscher Einfluß sich vermuten. Die unter dem Namen Hitopadesa bekannte Sammlung [413] beweist das hohe Alter der Tiermärchen in Indien, und Babrius der aus mündlicher Sage schöpfte, überliefert die griechische, die wir sonst nur aus den trockenen Auszügen bei Äsop und in der wenig belebten Darstellung bei Phädrus und Arianus kannten, noch in warmer Auffassung. Vielleicht haben die Skandinavier bei ihrer Einwanderung schon die Tiersage mitgebracht, sollte sie auch nicht ganz erloschen sein, so haben wir doch keine Kenntnis davon, nur das Märchen von dem Bär und Fuchs (Asbjörnsen Juletraet S. 54) ist anzuführen. Bei andern Völkern sind Gründe vorhanden, die uns berechtigen auf ein früheres Dasein zurückzuschließen, oder es zeigen sich einzelne Spuren, gleichsam die letzten Blätter eines absterbenden Baums. Wenn in dem altindischen und tibetischen Epos, bei den Nordamerikanern, Finnen, Gälen, Persern, Slawen und Romanen häufig genug Tiere in die Schicksale der Menschen verflochten werden, oder gute und böse Götter in Tiergestalt ihre Macht ausüben (als eins der schönsten Beispiele

habe ich oben aus Mahabharata das Märchen von der Taube und dem Habicht angeführt), so wird doch nicht das abgesonderte, von den Menschen unabhängige Leben der Tiere dargestellt: darin aber liegt der Grundgedanke, der als das ursprüngliche auch bei den Betschuanen und den Negern zu Bornu zum Vorschein kommt. In dem Märchen eines Kosaken finde ich ihn so wenig als in den Tierfabeln des Mahabharata (Holzmann 1, 81. 2, 168), die nur eine sittliche Betrachtung geltend machen wollen.

In diesen Dichtungen wird den Tieren der geordnete Zustand eines staatlichen Lebens beigelegt. Ein König herrscht über sie und fordert unbedingten Gehorsam: es gilt ein herkömmliches Gesetz, dem sich alle unterwerfen. Sie haben Anführer, vereinigen sich in Scharen, die gegeneinander ausziehen und sich bekriegen. Über Treue und Redlichkeit erhebt sich Bosheit und List, bei deren Vertretung der Fuchs seine ausgezeichnete Begabung an den Tag legt. Rohe Gewalt hilft nicht immer, der kleine Zaunkönig weiß über den mächtigen Adler wie über den unbeholfenen Bären den Sieg zu erlangen. Durch die Sprache, die ihnen verliehen ist und sie höherer Gedanken teilhaftig macht, werden sie dem Menschen fast gleichgestellt, der ihnen gegenüber manchmal feindselig auftritt und gerade nicht in gutem Licht erscheint, aber auch oft den Kürzern zieht. Der schwache Sperling weiß den ihm befreundeten Hund an den unbarmherzigen Fuhrmann zu rächen, den er völlig ins Verderben lockt. Dann aber zeigen [414] sie sich den Menschen auch in der Not hilfreich und dankbar für Schutz und erwiesene Wohlthaten, wie dies in den finnischen Märchen besonders bemerkbar ist. Nur ein ruhiges Hirten- und Jägervolk konnte in langem und vertraulichem Umgang das heimliche Leben der Tiere in Wäldern, Triften und Einöden belauscht haben und erblickte in dem Bau der Wohnungen, der Heimkehr, der Vorsorge für die Nahrung und Pflege der Jungen eine der menschlichen nahe kommende Ordnung. Die leise Ironie und das Humoristische, das sich der Darstellung öfter beimischt, gewährt dieser Abspiegelung noch einen besondern Reiz.

Erdmannsdorf in Schlesien, am 30. September 1850.
Berlin, am 16. Januar 1856. **Wilhelm Grimm.**

Register zur Litteratur.

Ende des dritten Bandes.

Märchen und Märchenforschung

Das schönste deutsche Märchenbuch sind die „Kinder- und Hausmärchen“, die Jakob und Wilhelm Grimm gesammelt haben. Das Verdienst der Brüder beruht darin, daß sie die reichen Schätze deutscher Volksmärchen-Dichtung in eine literarische Form gegossen, sie dadurch erhalten und für das ganze deutsche Volk fruchtbar gemacht haben. Die meisten Deutschen lernen diese Gebilde der Volksphantasie unmittelbar oder mittelbar durch das Grimmsche Buch kennen; die „Kinder- und Hausmärchen“ sind ein Bestandteil der Bildung all r Volksschichten geworden, der sich nicht mehr wegdenken läßt. Darüber hinaus bedeuten sie ein unvergängliches Denkmal deutscher Art und deutschen Volkstums sie sind klassisch geworden wie die Luther-Bibel und der Faust.

Die Bedeutung des Grimmschen Werkes liegt aber noch an einer anderen Stelle. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wurde durch die Einführung der vergleichenden Methode eine ganze Reihe von Wissenschaftszweigen gänzlich neugestaltet. zum Teil auch erst geschaffen. Die Brüder Grimm, die selbst zu den Schöpfern dieser neuen Arbeitsweise gehören, haben sie auch auf die Betrachtung der Märchen angewandt und so den Grund zu einer wissenschaftlichen Märchenforschung gelegt. Die Ergebnisse ihrer Arbeit sind niedergelegt in den „Anmerkungen“,

die als dritter Band der „Kinder- und Hausmärchen" erschienen sind. Darin finden sich Angaben über Quellen und Redaktion, vor allem aber Hinweise auf verwandte Märchen, Sagen, Schwänke, Lieder bei den anderen deutschen Stämmen und fremden Völkern. Denn die überwiegende Zahl der Märchenmotive ist Gemeingut der Menschheit, dessen Ursprung, Verbreitung und Ausgestaltung eine Fülle von Problemen und Fragen aufgibt. Diese Probleme sind der Gegenstand einer Forschung geworden, die im Laufe der Zeit bedeutsame Fortschritte gemacht hat, sowohl rein stoffgeschichtlich, als auch in der Richtung auf eine Eingliederung ihres Bereiches in eine allgemeine Völkerpsychologie. So hat auch W. Wundt, dessen Arbeiten auf diesem Gebiet den Stand der heutigen Forschung in umfassender Weise aufzeigen, das Märchen in den Kreis seiner Untersuchungen einbezogen. Es sei auf das Kapitel „Das Märchen" (enthalten in dem Wundt-Band der Universal-Bibliothek) verwiesen. Vielleicht bieten diese Bemerkungen manchem Leser etwas Neues und locken ihn, selbst einmal Vergleichungen verwandter Märchen vorzunehmen. Reclams Universal-Bibliothek hat eine ganze Reihe von Bänden veröffentlicht, die Denkmäler volkstümlicher Literatur und Dichtung (Märchen, Sagen, Fabeln) bieten. Einige Kunstdichtungen, die Märchenmotive verwenden, sind in dem nachfolgenden Verzeichnis auch mit aufgenommen.

J. K. A. Musäus, Stumme Liebe. Nr. 589 — Rolands Knappen. — Die Bücher der Chronika der drei Schwestern. Nr. 176

Nala und Damayanti. Altindisches Märchen aus dem Mahâbhârata. Übersetzung von H. C. Kellner. Nr. 2116

J. Pauli, Schimpf und Ernst. Ausgewählt und erneuert von H. A. Junghans. Nr. 945/46

Pfarrer vom Kalenberg und Peter Leu. 2 altdeutsche Schwankgedichte. Erneut von K. Pannier. Nr. 2809

Phädrus, Äsopische Fabeln. Deutsch mit Einleitung und Erläuterungen von Fr. Rückert. Nr. 1144

G. Schwab, Die deutschen Volksbücher. Bd. 1: Der gehörnte Siegfried. — Die schöne Magelone. — Hirlanda. Nr. 1424. Bd. 2: Die vier Heymonskinder. Nr. 1447. Bd. 3: Genovefa. — Das Schloß in der Höhle Xa Xa. — Robert der Teufel. Nr 1464. Bd. 4: Die schöne Melusina. Nr. 1484. — Bd. 5: Die Schildbürger. — Herzog Ernst. Nr. 1498. Bd. 6: Kaiser Octavianus. — Griseldis. Nr. 1503. Bd. 7: Doktor Faustus. — Der arme Heinrich. Nr. 1515. Bd. 8: Fortunat und seine Söhne. Nr. 1526

Der Stricker, Die Streiche des Pfaffen Ameis. Schwankgedichte. Aus dem Mittelhochdeutschen übertragen von K. Pannier. Nr. 658

Tausend und eine Nacht. Aus dem Arabischen übertragen von M. Henning. Nr. 3559/60. 3616/17. 3661/62. 3692/93. 3721/22. 3769/70. 3785/86. 3829/30. 3846/47. 3863/64. 3889/90. 3902/03. 3926/27. 3943/44. 3969/70. 3975/76. 3995/96. 4027/28. 4051/52. 4066/67. 4087/88. 4119/20. 4124/25. 4134/35

Mehemed Tewfik. Die Schwänke des Naßr-ed-din und Buadem. Aus dem Türkischen übers. u. erläut. v. Dr. E Müllendorff. Nr. 2735

J. Wickram, Das Rollwagenbüchlein. Schwankerzählungen. Ausgewählt und sprachlich erneuert von K. Pannier. Nr. 1346/46a

W. Wundt, Zur Psychologie und Ethik. Herausg. u. eingel. v. Dr. J. A. Wentzel. Nr. 5291/92



Ein Urteil von vielen

Fünfzig Jahre lang habe ich das Werden der Universal-Bibliothek miterlebt, dankbar genossen, was sie in dieser langen Zeit an immer neuen Gaben für Geist und Seele mir spendete, freudig ihren erstaunlichen Aufstieg in dieser jüngsten schweren Zeit verfolgt. Und so wie mir, wird es vielen ergangen sein. In ihrer aller Namen darf es gesagt werden: wir schätzen diese Büchersammlung als eines unserer stolzesten Besitztümer, als eines von denen, die der neidischen Welt beweisen, was das heutige, zu Boden geschlagene Deutschland noch vermag, und die ihm trotz allem in der Region, wo Wert und Unwert der Völker gewogen werden, den Sieg sichern.

Prof. Dr. Georg Witkowski

Druck und Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig